

WILS  
CLS  
PT1337  
.B53x  
1905  
bd.13

❖  
BIBLIOTHEK  
DER  
ERHALTUNG  
UND DES  
WISSENS



❖  
UNION  
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT  
STUTT GART • BERLIN • LEIPZIG •

Aus der Bibliothek

von

Twin Cities Campus



**Ankündigungen** aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig. ■ ■ ■

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Japanische Reiskämpfer.

Soeben beginnt zu erscheinen:

## Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch von Friedrich von Hellwald. Fünfte, von E. Wächter neubearbeitete Auflage. 1280 Seiten Text mit mehr als 400 Abbildungen im Text und 60 Kunstbeilagen und Karten. Vollständig in 40 Lieferungen zu je 40 Pfennig. Alle vierzehn Tage wird eine Lieferung ausgegeben.

Getragen von dem wissenschaftlichen und literarischen Ruhme Hellwalds tritt diese fünfte Auflage hinaus in die Welt zu einer Zeit, in der alle Schichten unseres Volkes der Kenntnis des Erdballs und seiner Bewohner das größte Interesse entgegenbringen und in welcher Mangel an geographischem Wissen als Lücke in der Bildung des Einzelnen schmerzlicher empfunden wird denn je. — Hellwalds „Die Erde und ihre Völker“ hat bekanntlich bisher eine ungewöhnlich günstige Aufnahme in den gebildeten Kreisen nicht allein Deutschlands, sondern ganz Europas gefunden. Das Werk ist in acht fremde Sprachen übersetzt worden und hat sich als Hausbuch im besten Sinne des Worts eingebürgert. Durch vollständige Neubearbeitung, zahlreiche neue, meist nach der Natur aufgenommene Illustrationen, sowie neues Kartenmaterial ist Hellwalds „Erde“ wieder ganz auf die Höhe des gegenwärtigen Standes der Forschung gebracht und wird als volkstümliches, dabei aber wissenschaftlich wertvolles Werk abermals viele neue Freunde gewinnen.

Probehefte und Abonnements in den meisten Buchhandlungen.



# Sommersport \* und Lieblings- beschäftigungen.



## Illustrierte Taschenbücher für die Jugend.

Als für die Sommermonate besonders geeignet empfehlen wir nachstehende Bändchen:

**Nr. 2. Aquarium u. Terrarium.**

Bearbeitet von **Hermann Lachmann.**  
Mit 76 Abbildungen.

**Nr. 3. Liebhaber-Photographie.**

Bearbeitet von **Dr. Georg Lehnert.**  
Mit 67 Abbildungen.

**Nr. 7. Der Schmetterlingsamm-  
ler.**

Bearbeitet v. **Alexander Bau.**  
Mit 98 Abbildungen.

**Nr. 10. Radfahren.**

Bearbeitet von **Dr. Georg Lehnert.**  
Mit 69 Abbildungen.

**Nr. 12. Der junge Schiffbauer.**

Bearbeitet von Schiffsbaukonstru-  
teur **Waap.** Mit 10 Tafeln u. 29 Abb.

**Nr. 18. Das Mikroskop.**

Bearbeitet von **S. Schertel.**  
Mit 91 Abbildungen.

**Nr. 19. Lawn Tennis und andre  
Spiele.**

Bearbeitet v. **Ph. Heineken.**  
Mit 83 Abbildungen.

**Nr. 22. Der Käfersammler.**

Bearbeitet von **Alexander Bau.**  
Mit 188 Abbildungen.

» Preis jedes Bändchens nur 1 Mark. «

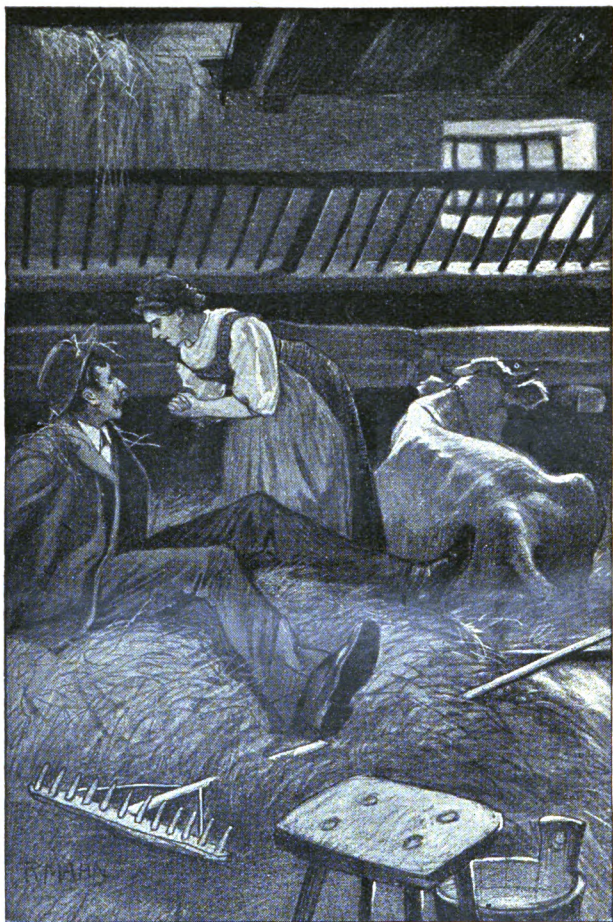
Unsere Taschenbücher, von welchen bis jetzt 24 Bändchen erschienen, sind bestimmt, über die Praxis jugendlicher Liebhaberereien, wichtiger Lebensfragen, über Sport und Spiel zc. zweckmäßige Auskunft zu geben und dem Jaten ohne großen Gelddaufwand die mangelnde Erfahrung zu ersetzen.

Prospekte kostenlos.



Zu haben in den meisten Buchhandlungen.





Zu der Erzählung „Zwei Watsch'n“ von Franz Wichmann. (S. 89)  
Originalzeichnung von Richard Mahn.

== Bibliothek der ==  
**U**nterhaltung  
und des Wissens  
==

Mit Original-Beiträgen der  
hervorragendsten Schriftsteller  
und Gelehrten ~ sowie zahl-  
reichen Illustrationen ~

Jahrgang 1905. Dreizehnter Band



~ Stuttgart, Berlin, Leipzig ~  
Union Deutsche Verlagsgefellschaft

Druck der  
Union Deutsche  
Verlagsgefellschaft  
in Stuttgart





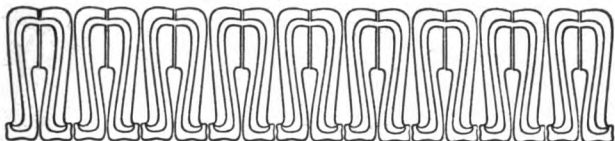
## Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
<b>Ohne Liebe.</b> Ein Wiener Roman von H. Noël (Fortsetzung und Schluss) . . . . .	7
<b>Zwei Watsch'n.</b> Eine Bauerngeschichte von Franz Wichmann . . . . .	72
Mit Illustrationen von Richard Mahn.	
<b>Die Schönheit des Alters.</b> Physiognomische Skizze von Reinhold Ortmann . . . . .	100
Mit 9 Illustrationen.	
<b>Die Erbin.</b> Novelle von Emma Haushofer-Merk . . .	110
<b>Der Wörthersee und seine Nachbarn.</b> Eine Wanderung durch Kärnten und Krain. Von E. E. Weber . . .	181
Mit 7 Illustrationen.	
<b>Briefe, die ihn nicht erweichten.</b> Eine Studentengeschichte in Briefen. Von Friedrich Lorenzen . . .	196
<b>Japanische Bühnenkunst.</b> Bilder aus Tokio. Von W. H. Geinborg . . . . .	204
Mit 6 Illustrationen.	
<b>Mannigfaltiges:</b>	
Die verschwundene Kassetten . . . . .	215
Neue Erfindungen:	
I. Die „Chronos-Uhr“ . . . . .	218
Mit Illustration.	
II. Waschmaschine „Schnellwäscherin“ . . . . .	219
Mit Illustration.	

	Seite
Indische Idylle . . . . .	220
Im Hofbräuhaus . . . . .	221
Der russische Staatsschatz . . . . .	222
mit Illustration.	
Nach zehn Jahren oder Die Tragikomödie einer Viertel- stunde . . . . .	224
Was wird aus dem Golde? . . . . .	227
Wie ein Chron besetzt wurde . . . . .	228
Ein Panzerschiff vor 300 Jahren . . . . .	229
Die Familie des Königs von Siam . . . . .	229
mit 2 Illustrationen.	
Junge Leute, die an Altersschwäche sterben . . . . .	232
Eine Küssestatistik . . . . .	233
Die prächtigste Garderobe . . . . .	234
Weisst du, wie viel Sternlein stehen? . . . . .	234
Ein verhängnisvoller Billardstoss . . . . .	236
Schwimmende Singvögel . . . . .	237
Der Vater der Exkaiserin Eugenie . . . . .	238
Dauerläufer . . . . .	239
Ein Gemütmensch . . . . .	239
Unerwünschte Fortsetzung . . . . .	240





## Ohne Liebe.

Ein Wiener Roman von A. Noël.

(Fortsetzung und Schluß.)



(Nachdruck verboten.)

**M**it Runos Mutter zusammen hatte Bica ihre künftige Wohnung besichtigt. Runo selbst war nicht einmal neugierig, das Heim zu sehen, das ihnen bereitet werden sollte. Während Senf beim Möbelhändler einen entschiedenen Willen bekundete, nahm Runo kein Interesse an der Einrichtung, sondern überließ die Wahl der Braut und den Müttern. Er verstünde nichts davon, sagte er.

Bicas Unzufriedenheit wuchs. War jemand zugegen, so nahm sie sich zusammen; wenn sie sich aber unbeobachtet wähnte, fing sie an, ihm mehr oder weniger schlecht verhehlte Vorwürfe zu machen, die den halb unbewußten Zweck hatten, ihm Liebesbeteuerungen zu entlocken, diesen aber nicht erreichten. Vielmehr begann er, sich vor der Ehe mit dem Mädchen, das unerfüllbare Ansprüche an ihn stellte, zu fürchten. Wie sollte das werden, wenn das so fortging? Bica ihrerseits fühlte, daß sie auf diese Weise erst recht nicht den Eingang in das Herz ihres Bräutigams erzwingen, sondern sich bloß an der geschlossenen Tür den Knöchel wund klopfen. Eine heimliche Verzweiflung besiel sie, von der jedoch die

Nächsten nichts bemerkten, denn kein liebendes, sorgenvolles Auge bewachte sie. Hier kümmerte sich jeder nur um sich selbst.

Der September war vorübergegangen, und man befand sich schon mitten im Oktober. Gegen Ende November sollte geheiratet werden. Beide Paare an einem Tage, so unlieb dies auch Vica war. Man hatte es einmal so bestimmt.

Die Wohnungen waren gemietet, die Möbel, wenn auch noch nicht geliefert, doch schon ausgesucht. Vicas Ausstattung ruhte zum Teil schon fertig in großen Körben neben denen Bettis, die eifrig Sorge dafür trug, daß ihre Wäsche feiner, ihre Kleider reicher ausgestattet wurden als die Vicas. Diese war eigentlich mehr für das Einfache, aber es ärgerte sie doch, daß Betti ein solches Wettrennen veranstaltete, in dem sie es darauf anlegte, sie zu überholen. Sie war dabei übelläunig, bei Betti hingegen war es ein fröhlicher Krieg, zumal sie stets die Oberhand behielt.

Das Verstimmendste für Vica war die Zufriedenheit der Schwester, die diese um so stolzer zur Schau trug, je mehr sie merkte, daß an Vica ein Wurm nagte.

Eines Abends — draußen war sehr schlechtes Wetter, ein Gemisch von Regen, Sturm und Schnee — waren die beiden Brautpaare zu Hause geblieben, während Frau Guntram, der es zu langweilig schien, das fünfte Rad am Wagen zu spielen, zu einer Hausgenossin in den oberen Stock hinaufgegangen war auf einen „Plausch“.

Die Guntramsche Wohnung lag in einem einfachen alten Hause, nahm aber den ganzen ersten Stock ein. Die Zimmer hatten niedere Decken, keine modernen Fensterverschaltungen und Türen und auch keine besonderen Größenverhältnisse, die Möbel waren nicht sehr elegant, stimmten aber zusammen, da sie doch

wenigstens aus etner und derselben Zeit stammten. Daher fand Runo diese Wohnung gemächlich, eben weil das modern Prozige hier gar nicht vertreten war. Platz war genug, mehr als sonst in den heutigen Wohnungen. Die Brautpaare brauchten einander nicht zu genieren. Betti saß mit Seyl im sogenannten Salon, der eigentlich keiner war, Vica mit Runo im Speisezimmer, das aber auch nicht den Charakter eines solchen trug. Zwischen beiden Zimmern lag noch eines ohne besondere Bestimmung. Die Türen blieben offen, und da in allen Zimmern die Kronleuchter brannten, konnte Vica von ihrem Platz aus manchmal den Schatten des Paares drinnen sehen. Auch Bettis Richern und Lachen drang zu ihnen herüber.

Es machte Vica nervös. Sie mußte immerfort hineinhorchen. Die zwei unterhielten sich, scherzten, lachten, während Runo in einiger Entfernung von ihr in einem Fauteuil saß und eine sehr belanglose Konversation mühsam aufrecht hielt.

Das Gas flackerte und fauste und warf unsicher zuckende Lichter durch das Zimmer, doch in Vicas Innerem wurde es immer finsterner. Laut schrie es in ihr: „Er macht sich nichts aus dir! Ein Bräutigam, der sich im Alleinsein mit seiner Braut so benimmt, liebt nicht!“

In dieser Stimmung gab sie auf seine Unterhaltungsversuche so kalte Antworten, daß er bald verstummte. Er wollte ihre schlechte Laune nicht bemerken, schließlich sagte er ihr aber doch ein Wort darüber.

„Was hast du denn, Vica? Ist das ein Benehmen für eine Braut?“

„Wärst du ein Bräutigam, so wär' ich eine Braut,“ antwortete sie schneidend. Und darauf mußte er nichts mehr zu sagen.

Es war eine sehr kritische Minute, doch ehe er sich besonnen hatte, wie er Vica gütlich zureden könne, klang aus dem Nebenzimmer, wo sich das Telephon befand, Geklingel. Betti ging zum Apparat, und bald darauf rief sie mit schriller Stimme: „Zhr Turteltauben drinnen, hört ein bissel mit dem Gurren auf. Runo, der edle Ritter, soll ans Telephon kommen, der Vater verlangt nach ihm.“

Mit einem Gefühl der Erleichterung eilte Runo ans Telephon, wo ihn der Vater ansprach.

„Es tut mir leid, daß ich dich stören muß, aber denk' dir, es ist ein Telegramm gekommen, daß der Onkel in Triest gestorben ist, und du mußt schleunigst hin. Sei so gut und komm gleich heim. Meine Entschuldigung der Vickerl.“

Die drei waren hereingekommen und standen schon ums Telephon.

Runo erklärte ihnen, daß der einzige Bruder der Mutter gestorben sei, den sie seit dreißig Jahren nicht gesehen habe.

„Ein Erbonkel?“ fragte Betti praktisch.

„Ach nein. Der Onkel hat sein Erbteil in der Jugend verpuzt, wollt' in fremde Länder gehen, ist aber in Triest hängen geblieben, wo er bei Dreher eine Stelle in der Buchhaltung bekleidet hat. Gar nichts wird er haben. Aber das bleibt sich gleich. Jemand muß doch hin zu seinem Begräbnis. Für alle Fälle nehme ich für ein paar Tage Abschied.“

Er reichte Betti und Seyl die Hand und schob dann seinen Arm unter den Vicas, die ihn hinausbegleiten sollte. „Bis ich wiederkomm', bist du hoffentlich nicht mehr böß — gelt?“

Sie antwortete nicht, sondern stand stumm dabei, während er in den Überrock schlüpfte, die Gummischuhe

überzog und den Hut nahm. Das Licht der Gasflamme fiel auf ihr Gesicht, das blaß und starr war.

„Also leb wohl,“ sagte er, zog sie an sich und küßte sie.

Sie ließ sich regungslos küssen, plötzlich aber kam Leben in sie, sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn heiß und durstig, ebenso plötzlich ließ sie ihn los. „Leb wohl! Verkühl dich nicht!“ sagte sie tonlos.

„Verkühl dich nicht!“ Das Wort begleitete ihn die Treppe hinab. Er mußte lächeln und war doch gerührt.

Der Ansturm des scharfen Oktoberwindes unten bereitete ihm nur Erquickung. Wie war ihm so wohl in Sturm und Regen!

## 7.

Noch in derselben Nacht fuhr Runo mit dem Schnellzug nach Triest. Draußen stürmte es. Der Wind jagte Wolkenberge über den Himmel, ganze Funkenstöße flogen von der Lokomotive zurück am Fenster vorbei, aber in dem kleinen Abteil, das Runo allein einnahm, war es ganz gemütlich.

Der arme Onkel, den er nie im Leben gesehen! Nun freute er sich beinahe über die Reise, die ihn nach Triest führte. Jedenfalls war es gut, daß er für einige Zeit fortkam und so etliche Tage dieser schwierigen Brautenschaft entfielen.

Er dachte auf seiner weiteren nächtlichen Fahrt übrigens wenig mehr an den Onkel und wenig an Wica, denn er wollte ja Ruhe haben. Dafür schwebte ihm Uda Reiths reizvolle Gestalt vor. Er hatte das junge Mädchen in der letzten Zeit noch öfters gesehen, immer gegrüßt, aber nie angesprochen, obwohl es ihm mehr als einmal geschienen hatte, sie wünsche es.

Wäre er nicht Bräutigam einer anderen gewesen, so hätte er mit ihr gesprochen, aber so ging es nicht. Er war gebunden! Gebunden! Aus dem Rollen und Stoßen des Juges glaubte er fortwährend dieses Wort zu vernehmen — eine eintönige Melodie.

Am Morgen lag die Stadt an der Adria vor ihm, unter einem wolkenlosen Himmel, in Sonnenschein gebadet. Seine Stimmung hob sich, als er zum ersten Male das Meer erblickte. Wien lag düster und dunkel hinter ihm. Hier war es hell und heiter. Von der Bahn aus fuhr Runo ins Hotel, wusch sich dort, machte Toilette und ließ sich nach der Wohnung des Notars weisen, der gestern das Telegramm gesandt hatte. Es war nicht weit, aber er hatte doch einen Teil der Stadt zu durchschreiten, deren frisches Leben ihm einen sehr angenehmen Eindruck machte. Freilich standen auch hier moderne Häuser nach den Mustern, die man in Wien sah, aber hier in der Hafenstadt war doch ein Leben und Treiben, wie er es noch nicht kannte.

Bald langte er vor der Wohnung des Notars Gioja an, ging hinauf, wurde in ein Zimmer geführt und bald von einem Herrn begrüßt, der im Aussehen nicht viel Italienisches an sich hatte. Doch sprach er nur gebrochen Deutsch.

Runo stellte sich vor und fragte nach seinem Onkel.

„Signor Lackner ist in die Totenkammer gebracht worden und wird von dort aus beerdigt — heute nachmittag,“ berichtete der Notar. „Dort auf dem Friedhof können Sie ihn, wenn Sie es wünschen, vor dem Begräbnis noch einmal sehen.“

„Noch einmal! Es wäre überhaupt das erste Mal im Leben!“ rief Runo.

„Ja so, Sie kannten ihn nicht. Signor Lackner lebte auch hier ganz allein, sah fast niemand. Ich war



einer seiner wenigen Bekannten. Da ließ er mich in seiner Krankheit rufen und fragte, ob er ein Testament machen müsse, damit seine Verwandten ihn beerben könnten. Auf die Auskunft hin, daß diese ohnehin seine Erben seien, wenn er ohne Testament stürbe, gab er mir die Adresse seiner Frau Schwester, um sie nach seinem Tode zu benachrichtigen. Vorgestern abend starb er. Ich schrieb sofort und telegraphierte Nachmittags, so erhielten Sie wohl Telegramm und Brief fast zugleich. Ich staune doch, daß Sie so rasch hier sind. Die Wohnung Herrn Lackners ist bereits amtlich versiegelt. Sie werden von der Erbschaftsbehörde über den Nachlaß benachrichtigt werden.“

„Hat denn der Onkel etwas gehabt?“ fragte Runo zweisehend.

„Gewiß. Er hatte eine gute Stellung und war sehr, sehr sparsam.“

Runo erfuhr nun zu seinem Erstaunen, daß der Nachlaß etwa fünfundvierzigtausend Kronen betragen dürfte, selbst nach Abzug aller Kosten und der Erbschaftssteuern.

Fünfundvierzigtausend Kronen! Eine schöne Summe! Und die fiel wie vom Himmel herunter, denn an diesen Onkel, der in seiner Jugend nicht gut getan hatte, hatte man nie gedacht, am wenigsten aber, daß er einmal etwas hinterlassen würde.

Gleich nachdem er den Notar verlassen hatte, wurde Runo von dem Gedanken befallen: „So hättest du gar keine Geldheirat einzugehen gebraucht!“

Er verschuchte diesen Einfall, aber er hatte ihn doch gehabt und nahm sich dies sehr übel. Während des Mittagessens kam er aber immer wieder.

Am Nachmittag nahm er einen Wagen, holte den Notar ab und fuhr mit ihm hinaus auf den Friedhof Sankt Anna, wo der Onkel beerdigt werden sollte.

„Es ist traurig, wenn man in einer Stadt zuerst den Friedhof kennen lernt,“ dachte er, aber er war doch nicht eigentlich traurig. Er hatte den Onkel ja nie gesehen, und die neuen Eindrücke zerstreuten ihn.

Er verlangte draußen den Toten nicht mehr zu sehen. Den er im Leben nie erblickt hatte, wollte er nicht als starre Totenmaske zum ersten Male sehen.

In der Friedhofskapelle, wo der Leichnam eingesegnet wurde, hatten sich nicht viele Leute eingefunden. Es war so recht das Leichenbegängnis eines alten Junggesellen. Am Grabe wurde keine Rede gehalten. Unter dem dunkelblauen Oktoberhimmel senkte man den Toten in die Erde.

Eigentlich hatte Runo nun nichts mehr in Triest zu tun, aber da er schon einmal da war, verbrachte er noch den nächsten Tag damit, sich die Sehenswürdigkeiten der Stadt anzusehen. Auch einige gerichtliche Schritte wegen der Erbschaft erledigte er. Am liebsten hätte er noch einen Abstecher nach Venedig gemacht, aber er war doch zu gewissenhaft dazu, aus dieser Reise eine Vergnügungstour zu machen.

So setzte er sich am Morgen des dritten Tages wieder auf die Bahn, um heimwärts zu fahren. Das eine würde die Erbschaft nun doch mit sich bringen, dachte er, daß seine Heirat weniger das Aussehen einer Geldheirat haben würde. Er war nun nicht mehr auf Vicas Mitgift angewiesen. Das war in jedem Fall gut. Spät Abends kam er in Wien an und gedachte am nächsten Nachmittag seine Braut wieder zu besuchen.

Am Vormittag ging er nicht in das Geschäft, sondern blieb länger im Bett liegen, aber er konnte nicht schlafen. Die Mutter, die merkte, daß er nicht schlief, kam zu ihm hinein und wollte alles mögliche wissen.

„Es geht mir noch nicht ein, daß ich vom Christian

eine Erbschaft machen soll," sagte sie kopfschüttelnd. „Vom Christian, der immer alles angebracht hat. Seinetwegen hab' ich so wenig bekommen, denn der Vater hat ihm das meiste gegeben und viele Schulden für ihn gezahlt. Immer hab' ich gedacht, er bringt sich in Triest nur knapp durch, und seinen seltenen Briefen hat man auch nichts anderes entnehmen können. Wenn er alt wird, hab' ich gemeint, wird man ihm beistehen müssen. Eher hätt' ich geglaubt, die Welt geht unter, als daß der Christian Geld in der Tasche leidet.“

„Er muß sich um und um gekrempelt haben," meinte Runo. „Nach dem, was ich gehört habe, hat er sehr knickerig, man kann sagen dürftig gelebt. Dennoch ist es ein Rätsel, wie er zu dem vielen Gelde gekommen ist. Er muß mit Glück spekuliert oder einen Treffer gemacht haben. Jedenfalls entschädigt er dich jetzt reichlich, Mutter, wenn du früher seinetwegen zu kurz gekommen bist.“

„Meine Jugend war unglücklich seinetwegen. Immer hat's was mit ihm gegeben. Darum hab' ich mich später nie nach ihm gesehnt, und unser brieflicher Verkehr war sehr spärlich. Es freut mich, daß du ihm wenigstens deine Verlobung angezeigt hast. Vielleicht wäre er zu deiner Hochzeit nach Wien gekommen. Und im guten muß er doch an mich gedacht haben, sonst hätt' er ein Testament gemacht und sein Geld jemand anderem zugewendet.“

Nachdem sie noch längere Zeit über den Bruder gesprochen hatte, kam sie auf Guntrams und wunderte sich, daß sie während Runos Abwesenheit nichts von Vica gesehen habe. „Auffallend ist mir das, daß sie sich nicht hat blicken lassen. Ich find' es gar nicht schön von ihr. Der Vater hat mit dem Guntram gesprochen und ihm von der Erbschaft erzählt, nachdem du davon

telegraphiert hast. Die Wica hätt' doch einmal hersehen können unter den drei Tagen. Findest du nicht?"

Er fand es auch und nahm ihr Nichtkommen als einen Beweis, daß sie noch mit ihm schmolle wie beim letzten Zusammensein. Na, er wollte mit ihr am Nachmittag reden.

Unterdessen ging er vor Tisch doch noch einmal ins Geschäft, um sich dort ein wenig nützlich zu machen und die Korrespondenz durchzusehen.

Gerade kam der Briefträger, der neben anderen Briefen auch einen rekommandierten brachte. Es war eigentlich eine kleine flache Schachtel mit dem Stempel Klaus-Leopoldsdorf. Die Adresse war von Wicas Hand, so daß er sofort darauf schließen mußte, daß sie bei der Tante war. Was machte sie dort und was schickte sie ihm da?

Als er die Schachtel öffnete, enthielt sie nur einen Brief und, in einen Winkel gedrückt, ein winziges Stui, das er kannte. Er öffnete es und fuhr erschrocken zurück. Der Ring, den er Wica zur Verlobung geschenkt hatte, blinkte ihm entgegen.

Masch griff er nach dem Brief und zog ihn aus dem Umschlag.

Die Schrift war sauber und ordentlich, jedoch sah man ihr die Erregung an, die die Feder geführt hatte.

Oben stand das Datum und keine Anrede, sondern nur: „An Herrn Runo Burkhart.“

„Wenn Du den Ring siehst, weißt Du alles. Nach reiflichem Erwägen schicke ich ihn Dir zurück, denn uns würde kein Glück blühen. Die Gründe brauch' ich Dir nicht anzugeben, Du weißt sie besser als ich. Wenn Du mir einen Gefallen tun willst, so nimm den Ring

und schließe ihn ein, bis Du wieder Verwendung dafür hast. Mach' keinen Versuch, mich umzustimmen. Dir ist doch Deine Freiheit lieber. Die Eltern würden mich quälen, und nützen könnt' es doch nichts, denn mein Entschluß ist fest. Was ich sonst von Dir hab', schick' ich Dir später einmal, wenn ich wieder in die Stadt komm'. Leb wohl, ich scheid nicht in Groll von Dir, wie Du vielleicht denkst, sondern nur, weil ich einsehe, daß wir nicht zusammenpassen. Mit besten Wünschen für Dein künftiges Wohl  
Vica Guntram."

Runo starrte auf den Brief nieder, wie vor den Kopf geschlagen. Der Vater, der seinen Platz ihm gegenüber hatte, kam neugierig herüber. Wortlos reichte Runo ihm den Brief und wies auf den Ring.

Burkhardt senior las, und seine Augen wurden groß und größer, die Stirn fürchte sich, und die Augenbrauen hoben sich in die Höhe. „Hast du denn was mit ihr gehabt?“ fragte er endlich.

„Nichts. Nur zu kalt war ich ihr immer.“

„Warum bist du denn so kalt zu ihr gewesen?“

Runo zuckte die Achseln und blickte den Vater an.

„Unstinn! Kinderei!“ sagte dieser. „Ich gehe gleich zu Guntrams.“

„Nein, ich geh' selber hin. Übrigens, wenn sie nicht will — du wirst doch nicht wünschen, daß man sie zwingt?“

„Es ist wohl nur eine Mädchenlaune, und bedenke den Skandal. Man wird sagen, weil du geerbt hast, läßt du sie sitzen.“

Runo zuckte wieder die Achseln, nahm seinen Hut und ging. Im bloßen Rock eilte er durch den Spätherbstmittag — es war allerdings ein sehr milder Tag — der Guntramschen Wohnung zu.

Seine Gefühle waren zwiespältig. Ihm war, als

müsse er zu Vica, in sie bringen, seinen Ring wieder zu nehmen, als hinge alles davon ab, daß das Verlöbniß zwischen ihnen nicht aufgelöst würde. Und doch fühlte er sich auch im stillen befreit, denn ihm hatte vor Wiederkehr solcher Szenen wie der letzten gehangt. Es war so bitter, mit leeren Händen vor jemand zu stehen, der verlangt.

Bei Guntrams mußten schon die Dienstboten von der neuen Wendung wissen, denn die Köchin, die ihm öffnete, blickte ihn neugierig und spöttisch an. Erregt trat er in den Salon, wo sich niemand befand, und wanderte von da weiter, bis er auf Betti traf, die ihm entgegenkam.

Sehr aufgeräumt sagte sie mit beinahe lachendem Munde, während sie ihm die Hand drückte: „Mein innigstes Beileid!“

„Wozu kondolierst du mir?“ fragte er gereizt. „Weil deine Schwester mir den Laufpaß gibt?“

„Nein, weil dein Onkel gestorben ist und du doch eine Erbschaft gemacht hast! Und das mit der Vica? . . .“ Nun lachte sie offen. „Hat sie dir deinen Ring wirklich zurückgeschickt?“ fragte sie neugierig. „Nein, so was! Das verrückte Ding! Erst hat sie nicht wollen, daß ich mich vor ihr verlob', und jetzt auf einmal will sie dich nicht mehr. Mir ist sie schon lang verdächtig vorgekommen. Sie war schon ein paar Tag wie irrsinnig. Samstag sagt sie zur Mutter, sie will über'n Sonntag zur Tant' nach Klaus-Leopoldsdorf. Die Mutter sagt ja, sie hat gedacht, du bist nicht da, und so versäumt die Vica herinnen nichts. Aber die geht und packt einen Korb, als ob sie eine Weltreise antreten möcht'. Wir haben nicht wenig gelacht über das Gepäck. Dann ist sie fort, ohne jemand Adieu zu sagen. Na, und heut früh ist der Brief an die Eltern gekommen. Die

Mutter war fuchsteufelswild und der Vater ganz desperat."

Sie sah den jungen Mann neugierig an, was er zu der Geschichte sage. Unterdessen kam auch Frau Guntram herein, die dicke Gestalt in ein schwarzes Kleid gepreßt, als ob sie Trauer angelegt habe. Mit einem schmerzvollen Blick reichte sie dem jungen Mann die Hand, dann gab sie ihm einen Brief, den sie in der anderen gehalten hatte, und ließ sich in einen Sessel fallen, daß er krachte.

Kuno nahm den Brief und trat damit zum Fenster. Derselbe war noch ordentlicher geschrieben als der an ihn selbst, man sah, daß sie ihn sehr überlegt verfaßt hatte.

„Lieber Vater! Denn an Dich wende ich mich als an das Oberhaupt der Familie, und wenn Du mir beistehst, wird auch die Mutter nichts gegen den Schritt einwenden, den ich zu machen im Begriff stehe. Ich sende nämlich noch heute Kuno Burkhart seinen Ring zurück und hebe die Verlobung auf, weil ich eingesehen habe, daß ich mit ihm nicht glücklich werden kann. Es ist nicht seine Schuld, die meinige aber auch nicht. Es geht einfach nicht anders. Ich weiß, es wird euch schrecklich sein, ein solcher Schritt, aber was ist schließlich dabei? Viele haben sich verlobt und nachher wieder entlobt. Ich habe die triftigste Ursache, zurückzutreten. Nur reine Neigung soll einen solchen Bund schließen, und das war bei uns nicht der Fall. Ich sehe ein, daß ich Kuno nicht heiraten kann. Zwingen lass' ich mich nicht, also, liebe Eltern, seid gut zu mir in dieser fatalen Sache. Ich tu's wahrhaftig nicht aus Übermut, das dürft Ihr mir glauben.“

Hier schien ihre Kraft sie verlassen zu haben, denn es folgte nur mehr die entstellte Unterschrift „Cure

Vica“, und diese plötzliche Verzerrung der regelmäßigen Züge, die auf einen Krampf des Schmerzes schließen ließ, rührte Runo.

Wortlos reichte er den Brief zurück.

„Was gedenkst du zu tun?“ fragte Frau Guntram.

„Ich schreib' ihr heute nachmittag.“

„Tu das, aber der Vater ist schon hinausgefahren. Er bringt sie wahrscheinlich mit. Natürlich möcht' ich keine meiner Töchter an den Haaren zum Altar ziehen, aber bei der Vica ist das doch nur so ein Einfall. Sie hat dich ja so gern.“ Sie führte gerührt das Taschentuch vor die Augen.

Runo stand in peinlichem Schweigen da. Vica hatte sich in ihrem Brief — wohl absichtlich — so unklar ausgedrückt, daß es scheinen mußte, als habe sie selbst sich ohne Neigung verlobt. Allein das mußte er nun doch besser. Sie wollte nur nicht gerade herausfagen, daß sie ihm sein Wort zurückgab, weil sie zu gut merkte, daß er sie nicht liebte. War es ihre Eigenliebe, die sie schonen wollte, oder ihn, das konnte er nicht entscheiden, aber lieber war es ihm doch, daß sie ihren Grund nicht so dürr herausgesagt.

Frau Guntram konnte nicht umhin, ihm durch einige weise Bemerkungen verstehen zu geben, daß er Vica nicht richtig behandelt habe, Bemerkungen, die ihn verstimmten. In ziemlich gereizter Verfassung empfahl er sich.

„Der Vater bringt sie,“ sagte Frau Guntram noch einmal zuversichtlich. „Komm Abends wieder her.“

Runo ging nach Hause, wo man mit dem Essen auf ihn gewartet hatte. Die Speisen hatten zu lange gestanden, waren verdorben, und Appetit wie Stimmung ließen ebenfalls zu wünschen übrig.

Seine Mutter war ganz außer sich und brachte die unsinnigsten Dinge zum Vorschein, die Vica gekränkt



haben sollten. Vielleicht weil man eine zu bescheidene Wohnung genommen und nicht genug noble Möbel gekauft habe und so weiter. Kuno konnte es kaum aushalten. Manchmal ging ihm das mangelnde Verständnis der Mutter geradezu über die Gutschnur.

Sie tröstete sich schließlich damit, daß sie mit Wica sprechen wolle, denn sie zweifelte nicht daran, daß dann alles wieder ins reine kommen werde.

Erst als die beiden Männer wieder ins Kontor zurückgekehrt waren, sprach Kuno sich dem Vater gegenüber andeutungsweise aus, so daß dieser eine Ahnung davon bekam, was mit Wica vorgegangen war.

Burkhardt senior war bei sich der Meinung, daß an der Sache nichts zu ändern sei, ließ aber Kuno ruhig den Brief schreiben, der diesem nicht leicht fiel. Was sollte er sagen? Im Grunde hatte sie ja recht. Er besaß auch nicht die nötige Federgewandtheit, um ihr die Sache in einem günstigeren Licht darzustellen, und was er schrieb, kam, ihm selbst unbewußt, ziemlich lahm heraus. Dennoch tat er sein möglichstes, um sie zur Änderung ihres Entschlusses zu bewegen.

Am Abend ging er aus, um zu hören, ob Herr Guntram von Klaus-Leopoldsdorf zurückgekehrt sei. Er war schon zurück, aber allein. Wica war nicht mit ihm gekommen.

„No ja, der Vatter laßt sich halt alles bieten,“ meinte Frau Guntram. „Warum hat er nicht mich fahren lassen? Nicht genug damit, er selbst ist ganz umgestimmt nach Hause gekommen. Er meint, ihre Gründe sind triftig, und wir sollen sie gehen lassen. Was sagst du dazu? Auf diese Weise wird es nichts mit unserer Verwandtschaft, Kuno. Zwischen uns aber bleibt alles beim alten. Du bist mir grad so lieb, wenn du auch nicht mein Schwiegersohn wirst.“

Das war nun wohl sehr liebenswürdig gesprochen, bedeutete aber nicht viel. Herr Guntram war nicht zu Hause, und Runo ging wieder, ohne ihn gesehen zu haben.

Am nächsten Abend erhielt er einen Brief Vicas.

„Du hast mir verschiedenes geschrieben,“ schrieb sie, „um mich zur Zurücknahme meines Entschlusses zu bewegen, aber die Worte, die mich allein dazu bestimmen könnten, stehen Dir nicht zu Gebote. Wozu Deine Bemühungen? Für Dich ist es doch eine Befreiung, gegen die Du Dich schandenhalber auflehnen zu müssen glaubst. Nimm sie ruhig an, Deine Freiheit. Schicke mir, bitte, meine Briefe hierher zur Tante. Die Deinigen habe ich vernichtet.“

Ein endgültiges Lebewohl von

Vica Guntram.“

Dann kamen in einigen Tagen die kleinen Geschenke zurück, die er ihr gemacht hatte. Sogar eine halb geleerte Parfümflasche war darunter. So genau nahm sie es. Und nun, da er sehen mußte, daß sie es ernst meinte, suchte er an einem Nachmittage, als der Vater ein paar Stunden nicht im Bureau war, Vicas Briefe zusammen, verpackte sie in eine Schachtel, nicht ohne sie vorher mit einer gewissen Wehmut wieder gelesen zu haben, denn er fühlte wohl, hier sprach ein Herz zu ihm, das sich nun von ihm gewandt hatte, und sandte sie dann nach Klaus-Leopoldsdorf an die Adresse der Frau Julie Froshamer.

Nun war es aus, und er hörte nichts mehr von Guntrams. Die Zeit verging, und der Tag, an dem er sich hätte verheiraten sollen, rückte immer näher. Man mußte dem Möbelhändler sagen, daß man die Möbel nun doch nicht nehme, und die schon gemietete Wohnung wieder kündigen. Die Mutter hatte sich schon

ein neues Kleid bestellt, das nun ebenso wie sein Frack unbefehen in den Schrank wanderte.

Entlobungen veröffentlicht man nicht, es kamen daher immer wieder Leute ins Geschäft, die ihn nach seinem Hochzeitstag fragten, und es war ihm nicht angenehm, sagen zu müssen, er heirate gar nicht.

Guntrams besaßen nicht den Takt, ihn mit einer Einladung zu Bettis Hochzeit zu verschonen. Pünktlich traf die goldgeränderte Karte ein, und er beschloß sogar, hinzugehen, obgleich er den Eltern das Gegenteil sagte.

Die Feier fand in der Kirche Maria Treu in der Piraristengasse statt. Als er anlangte, war schon alles vorüber, und der Hochzeitszug trat eben aus der Kirche. Runo näherte sich und erkannte Betti, die mit hochrotem Gesicht unter dem Myrtenkranz und Schleier daherkam und mit Seyl in den ersten Wagen stieg. Dann folgten Frau Guntram in einer höchst auffälligen Toilette mit einem Major und Herr Guntram mit einer hageren Dame in Schwarz, Höllbauers und sonstige Verwandte und Bekannte, die Runo bei Guntrams kennen gelernt hatte.

Frau Julie Froschamer und Wica aber fehlten.

## 8.

In großen Flocken fiel der Schnee langsam nieder, denn ausnahmsweise herrschte Windstille, und daher hatte auch die winterliche Kälte nur etwas Angenehmes, Erfrischendes.

Runo, der nach Geschäftsschluß aus dem überhitzten Kontor auf die Straße trat, um seinen Abendspaziergang zu machen, atmete den kühlen Hauch als Erquickung ein. Rasch ausgreifend, schritt er davon in das abendliche Dunkel der Straße.

Sein Leben floß im alten Geleise dahin. Von früh bis Abends war er im Geschäft, dann machte er einen Spaziergang, um meistens nach acht Uhr wieder zu Hause zu sein. Nur einmal in der Woche hatte er einen Herrenabend im Gasthause, wo er sich mit einigen Bekannten traf, auch solchen, die zumeist sehr still für sich blieben.

Er war ein solches Leben gewöhnt, doch drückte es jetzt fühlbarer auf sein Gemüt, denn da er den Flor am Hut trug, besuchte er weder Theater noch Bälle oder sonstige Unterhaltungen, und er fand sein Dasein nun doch etwas eintönig. Eine große Ode machte sich in seinem Inneren bemerkbar.

Auf dem gewöhnlichen Weg, den er beinahe jeden Abend ging, war er in die Burggasse gekommen und schritt diese hinunter, der Bellaria zu, als er eine Gestalt erblickte, die ihm auch in den Winterhüllen nicht unbekannt war. In einen grauen Winterraglan gehüllt, einen schwarzen Federhut auf dem Kopf und ein braune Boa um den Hals, kam Uda Reith ihm entgegen. Es war nichts so Ungewöhnliches. Er begegnete ihr von Zeit zu Zeit immer. Dann grüßte er sie höflich, sprach sie aber nie an, und gewöhnlich dankte auch sie nur sehr huldreich auf seinen Gruß, blieb aber nicht stehen.

Heute jedoch kam sie mit einem Lächeln auf ihn zu und stellte ihn.

„Sind Sie denn wirklich so stolz geworden, Herr Burthart, daß Sie von unsereinem gar nichts mehr wissen wollen?“

„Ich bin nicht stolz geworden, aber vielleicht Sie,“ antwortete er, ihre dargebotene Hand nehmend.

„Ich? Ich wißt nicht warum. Ich bin überhaupt nicht so wetterwendisch. Ich interessier' mich noch immer für Sie, und ich hab' auch Quellen, durch die ich

von Ihnen hör'. Sie haben eine Erbschaft gemacht, hat man mir gesagt, und Ihre Verlobung ist zurückgegangen."

"Und Sie, Fräulein? Sind Sie nicht verlobt?" fragte Runo steif.

"Ich? Mit wem denn?"

"Mit dem blonden Herrn von damals."

Sie lachte. „Ach der! Sie tragen mir das nach, daß Sie mich mit dem gesehen haben,“ schmolte sie. „Aber Sie wissen, wie Sie sich benommen haben. Ich war darüber ganz weg, und der Mensch hat mir keine Ruh' gelassen. Rein aus Trotz gegen Sie bin ich ein paarmal mit ihm zusammengetroffen. Öfter nicht. Denn ich hab' erfahren, daß er bloß Strohwitwer ist. Sie können sich denken, daß es da aus war. Geh'n S', kommen S' ein Stückel mit mir,“ ermunterte sie ihn. „Da kann man nicht stehen bleiben, und es ist für Sie ganz einerlei, ob Sie die Straße hinauf- oder hinuntergehen.“

Das war in der Tat einerlei, Runo kehrte also um, ging mit ihr die Straße hinauf, wobei er ihr sein damaliges Benehmen erklärte.

„Aus Gewissenhaftigkeit hab' ich damals auf das Vergnügen verzichtet, Sie wiederzusehen.“

„Also das war's?“ fragte sie munter. „Und ich hab' mich so gekränkt. Es war gar nicht schön von Ihnen, mich so stehen zu lassen. Sonst hätt' ich mich nicht von dem andern ins Gasthaus führen lassen. Aber Sie dürfen nicht glauben, daß was dahinter gesteckt hat. Zu nahe hat er mir nicht kommen dürfen.“

Runo versicherte seine Gläubigkeit, und doch hatte er kein rechtes Vertrauen. Ihm war, als sei seit dem Sommer mit dem Mädchen eine Veränderung vorgegangen. Dabei war sie reizender denn je, und ihr Plaudern, ihr Lachen, ihre Blicke, alles bildete eine

Erholung für Runo, der seit Monaten ein gar zu dürres Leben führte.

Als sie ihn an der Ecke der Straße, wo sie einbiegen mußte, verabschiedete, war er wieder völlig in ihrem Bann.

Ihr Bild verfolgte ihn bis in den Schlaf hinein. Tor, der er gewesen war, damals abzuschnappen! —

Am nächsten Tage traf er sie beinahe auf derselben Stelle und ging wieder mit ihr. Täglich begleitete er sie nun ein Stückchen weiter, bis sie ihn bis zu ihrem Haustor mitgehen ließ, wobei er die Entdeckung machte, daß sie nicht mehr in der Gasse wohnte, die sie ihm im Sommer als ihre Adresse genannt hatte. Sie sagte, Mutter und Schwester seien ausgezogen, aber er erinnerte sich sehr gut, daß sie ihm im Sommer erzählt hatte, ihre Mutter hinge so sehr an der elenden Wohnung, an die sie gewöhnt sei, daß sie sie nie verlassen würde. Sie wohnte dort so lange Jahre, daß es ihm gleich nicht wahrscheinlich schien, daß die alte Frau die Wohnung nun doch gewechselt habe.

Nach und nach kam es auch heraus, daß Uda seit dem Herbst, wie sie sagte, mit Mutter und Schwester zerfallen und von ihnen fortgezogen war. Was sie ihm jetzt aber nicht richtig angab, war der Zeitpunkt dieses Zerfalls, denn Runo vermutete wohl, daß diese Trennung bereits im Sommer stattgefunden hatte, wohl kurz nach dem Abend, an dem sie mit ihm gespeist hatte, denn mit dem Blondem hatte sie ja so lange im Gartenbau-restaurant gegessen. Wahrscheinlich waren Mutter und Schwester doch aufs Land gegangen, weil sie eingesehen hatten, daß sie Uda so wie so nicht hüten konnten.

An dem Abend, als Runo diese Entdeckung machte, verließ er Uda mit dem Vorsatz, sie nicht wiederzusehen. Wie wütend lief er in den Straßen auf und ab und

schalt sich selbst, weil er sich damals von seinen kleintlichen Bedenken dazu hatte verleiten lassen, ihr jenen Abschiedsbrief zu schreiben. Nur deshalb war alles so gekommen!

Statt aber eine Kluft zwischen ihnen aufzureißen, überbrückte seine Entdeckung schließlich nur diejenige, die sich noch zwischen ihnen befand. Vielleicht auch hatte Ada ihn diese Entdeckung nur machen lassen, weil sie ihm die Scheu benehmen wollte.

Daß sie allein wohnte, erleichterte es den jungen Leuten natürlich sehr, Beziehungen anzuknüpfen.

Jetzt kam eine Zeit, wo es für Runo sehr un bequem war, daß er bisher ein so solider Mensch gewesen, denn um so mehr fielen seine häufigen und langen Abwesenheiten am Abend auf, und wenn er spät nach Hause kam, war es ihm sehr unangenehm, sich leise durch das Zimmer des Vaters schleichen zu müssen, um diesen nicht zu wecken.

Dem Vater konnte es nicht entgehen, welcher Wandel mit seinem Sohne vorgegangen war, doch verheimlichte er es nach Kräften vor der Mutter.

Für Runo gestaltete sich die zweite Hälfte des Winters und des Frühlings zu einer glücklichen Zeit, denn nun war die Leere in seinem Inneren ausgefüllt, und er fühlte, daß er lebte. Aber ganz ohne Bekommenheit und Gewissensbisse genoß er sein junges Glück doch nicht. Er mußte, nicht er hatte Ada vom „rechten Wege“ abgeloct, aber er machte sich doch ihren leichten Sinn zu nuzen und trug darum auch die Verantwortung. Und wie sollte das enden? Heiraten konnte und würde er sie nicht. Es schien ihm unmöglich, seinen Eltern dieses Mädchen als Tochter zuzuführen, selbst wenn er sich über alles hätte hinwegsetzen können. Sie würde in sein Elternhaus nicht passen. Ada selbst schien es

auf eine Heirat nicht abgesehen zu haben, sie machte nie die leiseste Anspielung auf einen solchen Ausgang der Sache. Sie schien vielmehr ganz ruhig daran zu denken, daß es einmal zwischen ihnen beiden ein Ende nehmen würde. Er hingegen konnte sich mit diesem Gedanken nicht so leicht abfinden. Denn wenn er einmal dieses Verhältnis löste, dann trat wohl bald ein anderer an seine Stelle, dann wieder ein anderer. So mußte es abwärts und abwärts mit ihr gehen, und bei dieser Vorstellung standen ihm die Haare zu Berge.

Solche Gedanken vergällten ihm die Stunden, die er mit Uda zubrachte, und noch mehr widerstand es ihm, daß sie sich offenbar mit solchen Blicken in die Zukunft durchaus nicht abhängigste, sondern sich wegen der ganzen Geschichte keine böse Minute machte.

Die Verschiedenheit ihrer Naturen trat immer deutlicher zu Tage.

Mehr und mehr wurde es Runo auch lästig, die bekümmerte Miene seiner Mutter zu sehen, und selbst das Schweigen des Vaters, der nie eine Bemerkung darüber machte, wenn er ihn zu später Stunde durch sein Zimmer gehen hörte, war ihm ein Vorwurf.

Das häufige Ausgehen am Abend und die kleinen Geschenke, die er Uda machte, griffen seine bescheidene Börse an. Schon seit Jahren zahlte ihm der Vater einen Gehalt, den er ihm in letzter Zeit beträchtlich erhöht hatte. Da von Runo kein Beitrag zur Wirtschaft verlangt wurde, war er bei seinem früheren bescheidenen und eingezogenen Leben nicht nur mit seinem Gehalt ausgekommen, sondern er hatte oft dem Vater größere oder kleinere Summen vorstrecken können, die dieser sich gewissenhaft in ein Buch notierte und die nun schon einen ziemlich ansehnlichen Betrag ausmachten. Jetzt kam Runo kaum mit dem größeren Gehalt aus, und er sah schon die



Notwendigkeit voraus, Schulden zu machen, als ihm der Vater nun, wo die Erbschaft flüssig gemacht wurde, jenen Betrag, den er ihm nach und nach geliehen hatte, auf einem Brett zurückzahlte und ihn derart in den Stand setzte, auf lange hinaus seinen außergewöhnlichen Ausgaben gerecht zu werden.

Kein Zweifel, der Vater hatte die ihm drohende Verlegenheit erraten und ihm auf diese Weise ausgeholfen. Aber diese Großmut drückte und beschämte Kuno nicht wenig.

Er wunderte sich, wie rasch ihm jetzt das Geld durch die Finger rann, ihm, der immer mit so wenig ausgekommen war und für sich selbst beinahe gar nichts brauchte. Schließlich nahm auch die ihm vom Vater gegebene Summe ein Ende, und wenn er einmal so weit war, was dann?

Manchmal, wenn sie an einem Abend oder einem Sonntagnachmittag zu viel verbraucht hatten, fand auch Uda, daß sie lieberlich seien, aber sie tröstete sich gleich selbst mit den herkömmlichen Redensarten: „Ach was, man ist nur einmal jung!“

Von Guntrams bekam Kuno monatelang niemand zu Gesicht. Nur einmal, als es schon auf das Frühjahr zugin, an einem stürmischen, trüben Apriltag, begegnete er auf einem Geschäftsgang in der Josephsstadt Vica, die auf demselben Gehweg ihm entgegenkam, so daß er ihr nicht ausweichen konnte. Die Peinlichkeit, sie grüßen zu müssen, ersparte sie ihm aber, indem sie den Kopf zur Seite wandte, so daß er nicht an den Hut zu greifen brauchte.

So viel hatte er mit einem flüchtigen Blick bemerkt, daß sie sehr bleich aussah, aber vielleicht trug auch die trübe Beleuchtung daran schuld, daß sie so blaß schien. Das Schuldgefühl, das sich in ihm regen wollte, ver-

scheuchte er durch Troß. Konnte er denn dafür? Er war gesonnen gewesen, sein Wort zu halten. Sie hatte ihm den Abschied gegeben, nicht er ihr. Wehmütig war es indessen doch, an einem Mädchen, das man im Arm gehalten hatte, so vorübergehen zu müssen, und er fühlte sich auch in seinen Beziehungen zu Uda nicht so wohl, daß er in diesem Augenblick nicht hätte wünschen sollen, seine Freiheit von Bica nicht erhalten zu haben. Seine gegenwärtigen Wirrnisse wären ihm dann erspart geblieben.

Der Sommer kam, und Runos Mutter ging aufs Land, diesmal nach Pyrawarth, wohin der Vater jeden Samstag hinausfuhr, während Runo, dessen Sonntage Uda in Anspruch nahm, sie nicht so oft besuchen konnte.

Die Mutter sagte nichts dazu, aber sie machte, wenn er wirklich einmal in Pyrawarth erschien, so bedeutungsvolle Gesichter und seufzte so beweglich, daß ihm ihre Stimmung klar genug wurde.

Als der Sommer weiter vorschritt, war Uda selbst es, die ihm zuredete, häufiger zu seiner Mutter hinauszufahren. Sie konnten sich doch während der Woche sehen, also solle er nur den Sonntag ungescheut seiner Mutter widmen.

Er war ihr dankbar, daß sie ihn öfter freigab, zugleich aber erregte es ihm Unbehagen. Was machte denn sie, die sich in ihrer freien Zeit immer vergnügen wollte, an diesen Sonntagen? Einmal wollte sie ihre Mutter besucht haben, mit der sich eine Versöhnung anbahnte, ein andermal mit einer Freundin spazieren gegangen sein. Es klang alles wahrscheinlich genug, und Runo unternahm nichts, um sich zu vergewissern, ob es sich wirklich so verhielt, nur konnte er im Inneren einen rechten Glauben an ihre Angaben nicht aufbringen.

Vom Herbst an war er gesonnen, seinen Verkehr

mit Uda einzuschränken. Er wollte nicht mehr so oft mit ihr im Gasthaus sitzen, nicht mehr so viel Geld ausgeben. Damit gewöhnte sie sich nur an das leichte Leben, das sie ohnehin viel zu sehr liebte.

Wenn er sie leise auf seine Absichten vorbereitete, gab sie ihm recht und betonte eifrig, daß man wieder in solidere Bahnen einlenken müsse. Diese Besserungsanwandlungen bei ihr beruhigten ihn aber nicht, sondern machten ihn nur mißtrauisch. Es sah ihr gar nicht ähnlich, die Dinge in diesem Licht zu betrachten. Überhaupt war in ihrem ganzen Wesen seit dem Sommer etwas, was er sich nicht erklären konnte. Sie war offenbar in der besten, hoffnungsvollsten Laune, selbstzufrieden wie nie vorher. Die Schatten, die auf seine Seele fielen, verbunkelten die ihrige nicht. Dabei aber wurde sie plötzlich vorsichtig, wollte nicht mehr mit ihm gesehen werden, eine Rücksicht, von der sie sich früher nie hatte einschränken lassen.

Die Liebe zwischen ihnen fing an, das fühlte er, auszubrennen wie ein Feuer, dem keine frische Nahrung zugeführt wird, und wenn er nur sich und seine Ruhe berücksichtigt haben würde, hätte er eine rasche Trennung für das beste gehalten. Aber er fragte sich immer, wie es nachher mit ihr werden sollte, und deshalb konnte er sich nicht entschließen, sie zu verlassen.

Und doch mußte er, es könne so zwischen ihnen nicht fortgehen.

Manchmal trug er sich mit der Idee, daß es seine Pflicht sei, Uda zu heiraten, obgleich sie darauf keinen Anspruch erhob.

Unter wechselvollen Stimmungen verlebte er den Herbst. Uda wollte sich fast gar nicht mehr auf der Straße mit ihm zeigen, und so verbrachte er manchen Abend bei ihr.

Heute war sie besonders lieb und zärtlich mit ihm gewesen, und obgleich er fühlte, daß es nicht mehr das selbe war wie früher, rührte ihn ihr Wesen doch.

Er brach jetzt viel früher auf wie ehemals, und sie hielt ihn nicht, hing ihm aber beim Abschied kosend am Hals.

„Gelt, heut war's gemüthlich bei mir? Schad', daß wir zum letzten Male so zwanglos beisammen sind.“

„Zum letzten Male?“

„Na ja,“ gestand sie unverlegen. „Ich hab' mich mit meiner Mutter versöhnt. Sie war eh' nur verhezt von der Schwester. Aber jetzt verlangt sie, daß ich zu ihr zurückzieh'. Wenn ich will, daß sie mit mir gut ist, muß ich's tun. Du hast ja immer gesagt, ich hätte bei meiner Mutter bleiben sollen. Also mußt du dich freuen, daß ich zu ihr zurückkehre.“

Ja, er hätte sich freuen sollen, denn das brach seinen schlimmsten Befürchtungen die Spitze ab. Aber diese ganze Rückkehr zur Mutter war ihm mit Abas Charakter so unvereinbar, daß er kaum daran glauben konnte und irgend etwas dahinter witterte, was er noch nicht begriff.

Die Übersiedlung zur Mutter fand aber doch schon in den nächsten Tagen statt, und da auch seine Mutter vom Land zurückkehrte und er sich wenigstens an den ersten Abenden nicht von zu Hause entfernt halten wollte, sah er Aba jetzt weniger.

So waren einige Tage vergangen, an denen er sie nicht gesehen hatte, als ihm eines Abends mit der Post ein Brief von ihr zukam, den er, weil sein Vater im Bureau anwesend war, vorerst ungelesen in die Tasche steckte. Er dachte, sie bestimme ihm ihr nächstes Stell-dichein, und war darum um so erstaunter, als er erkennen mußte, daß es sich um etwas ganz anderes handle.

„Teurer Runo!“ schrieb sie ihm. „Scheint die Sonne noch so schön, einmal muß sie untergehen. Bei Dir, mir scheint, ist die Sonne der Liebe schon stark im Untergang begriffen. Ich mach' Dir keinen Vorwurf daraus. Aber was soll aus Deiner Uda werden, wenn Du sie sitzen läßt? Du kannst mich nicht heiraten. Ich hab's auch nie verlangt, denn ich pass' in Deine Verhältnisse nicht. Deshalb kannst Du mir's aber auch nicht übelnehmen, wenn ich mich um eine andere Unterkunft im Leben umschau'. Ewig Probiermamsell geht auch nicht, und mein Gusto ist es schon gar nicht. Also, jetzt bietet sich eine Gelegenheit. Hab' ich Dir im Winter gesagt, daß meinem Chef seine Frau gestorben ist? Ich kann nichts dafür, daß er noch in der Trauerzeit sein Aug' auf mich geworfen hat. Frau Rotstein heißen, hat ja nichts Lockendes für sich, und jung und schön ist er auch nicht, aber glänzend versorgt wär' ich doch. Du hast immer gefürchtet, daß ich mit der Zeit leichtsinnig werden könnte. Nun siehst Du, daß das nicht der Fall ist. Laß mich also meinen Weg gehen und veracht mich nicht zu sehr, daß ich da zugreife. Ich will eine respectable Frau werden. Du liebst mich ja doch nicht mehr, Runo. Du hättest Deine magere Braut heiraten sollen. Die hätte im Grund besser zu Dir gepaßt als ich. Meinem künftigen Mann bin ich recht, wie ich bin.“

Sie nahm noch in sehr herzlichen Worten Abschied von ihm und bat ihn, ihr lieber nicht mehr zu schreiben und sie nicht mehr anzusprechen. Denn sie dachte wohl, daß sie bei dieser Gelegenheit nichts Angenehmes hören oder lesen würde, und wollte sich's daher lieber ersparen.

Runo war ins Kaffeehaus gegangen, um diesen Brief zu lesen, und saß da lange, auf die Marmortischplatte niederstarrend.

So löste sich der Knoten. Er begriff nun sehr gut,

warum sie ihn im Sommer am Sonntag so gern zu seiner Mutter nach Pyrawarth hatte fahren lassen, warum sie zu ihrer Mutter zurückgezogen war. Vermutlich dünkte es dem Bräutigam respektabler, wenn er sie von der Mutter weg heiratete.

Wirklich, sie hatte alles sehr schlau gemacht. Ihre Klugheit hatte er bedeutend unterschätzt.

So sehr ihm dies alles mißfiel und wie er auch danach brannte, ihr die Wahrheit zu sagen, so gönnte er ihr zuletzt doch den schweigenden Abschied, den sie sich erbeten hatte. Er schrieb ihr nicht und wich ihr aus, so daß er nichts mehr von ihr vernahm.

Seine Eltern merkten bald, was sich geändert hatte. Er kam nun selten mehr spät nach Hause und teilte beinahe immer das Abendbrot mit ihnen. Die Geschichte war also aus, mußten sie denken und freuten sich herzlich, den Sohn wieder zu haben, denn das letzte Halbjahr hatte er ihnen im Grunde nicht mehr gehört.

Runo befand sich indessen nicht sehr gut in seiner Freiheit. Er sah schlecht aus, denn der plötzliche Riß zwischen ihm und Ada war ihm doch recht nahe gegangen.

Ob und wann Adas Heirat bereits stattgefunden hatte, wußte Runo gar nicht, bis er zu Winteranfang auf der Ringstraße einem Paare begegnete, das ihm von weitem auffiel. Am Arm eines großen, beleibten Mannes mit einem Gesicht, in dem alles, Lippen, Augenlider, Nase, wulstig war, ging Ada einher, höchst elegant und modisch gekleidet, mit großen Brillanten in den Ohren, seidenrauschend, strahlend.

Runo wich zur Seite. Er wußte nachher nicht, ob sie ihn gesehen hatte oder nicht. Jedenfalls hatte sie sich nichts merken lassen.

„Wie dumm,“ dachte er, „daß mich ihr Schicksal

beunruhigte. Ich hätte wissen können, daß solche Naturen immer die Treppe hinauffallen.“

Das war nun der Abschluß. Sie war für ihn abgetan.

## 9.

Unter den Passagieren, die an einem sonnigen Februartag auf der Station Meran ausstiegen, nach dem scharfen Wind, der in Wien geherrscht hatte, hier von einem frühlingmäßigen Lüftchen empfangen, befand sich auch Frau Burkhart, die im Winter krank gewesen war und einen bösen Husten nicht los werden konnte. Der Arzt riet einen Aufenthalt im Süden an, und Vater und Sohn Burkhart gaben nun keine Ruhe, ehe sie sich nicht zur Reise aufgemacht. Sie wäre lieber nicht gegangen, aber Burkhart senior hatte den Stein ins Rollen gebracht, indem er in Meran eine Pension erkundete, wo alleinstehende Damen sehr gut aufgehoben waren, und sich mit der Inhaberin, einer Frau Breitlein, ins Einvernehmen gesetzt. Nach einigem Hin- und Herschreiben war alles erledigt, und Frau Burkhart brauchte bloß ihren Koffer zu packen und abzdampfen.

Es fiel ihr außerordentlich schwer, ihr Heim im Stich zu lassen, und sie konnte sich nicht vorstellen, daß man ohne sie würde auskommen können, eine um so seltsamere Täuschung, als sie ja jeden Sommer abwesend war. Aber zu diesen Zeiten war dann kein dienstbarer Geist im Hause, und die Männer speisten im Gasthaus, während jetzt das Mädchen kochen und wirtschaften sollte. In dieser Beziehung hegte Frau Burkhart die schlimmsten Befürchtungen. Ihr böhmisches Mädchen für alles als Hausregentin! Sie kannte sie, diese edle Bozena! Sie würde kochen, was ihr selbst schmeckte, und jeden Tag mit ihrem Tischler zusammenkommen. Schauerliche Vorstellungen begleiteten die arme Frau über den Brenner,

und nicht einmal der Anblick der winterlichen Berge konnte ihren Gedanken eine andere Richtung geben. Es war zu unangenehm! Im Sommer gingen alle ihre Bekannten von Wien weg, und deshalb entschloß sie sich auch leichter dazu, aber im Winter, das war etwas ganz anderes! Außerdem fürchtete sie sich davor, in dem fremden Orte allein herumlaufen zu müssen. Und das sündhafte Geld, was das nun wieder kostete!

Aber als sie nun ausstieg und die wunderbare Theaterdekoration sich vor ihren Blicken entfaltete, das lebhafteste Treiben sie umflutete, fühlte sie sich neben ihrer Bangigkeit doch auch ein wenig von der Schönheit berührt, von der sie eben eine Ahnung bekam. Auch erfaßte sie Dankbarkeit, als sie sah, mit welcher Mühe man einen alten Herrn mitsamt seinem Rollstuhle aus dem Wagen schaffte. Sie kam doch auf eigenen Füßen und war überhaupt nicht eigentlich krank wie so viele andere, die man hierher schickte, sondern bloß erholungsbedürftig.

Das Gemimmel auf dem Bahnhof beängstigte sie trotz dieser tröstlichen Gedanken noch sehr, aber sie schlug sich doch durch und nahm sich einen Wagen, um nach der Adresse zu fahren, die sie sorgsam auf einem Zettel geschrieben bei sich trug, weil sie ihrem Gedächtnis nicht traute.

Sie hatte gar nicht weit zu fahren, und im Flur des bescheiden und doch vornehm villenhaft aussehenden Gebäudes wurde sie von der Besitzerin in Empfang genommen, einer noch jungen, aber schon grauhaarigen, „mollerten“ Frau, die eine große Entschiedenheit unter noch größerer Gemütlichkeit geschickt verbarg. Es tat dem verschüchterten Frauchen ungemein wohl, daß sie von Frau Breitlein in reinstem Wienerisch begrüßt wurde, denn ihr war nichts unsympathischer, als wenn die Leute gar zu hochdeutsch sprachen.



„O, Sie wer'n Anschluß genug finden, Frau Burkhart,“ tröstete Frau Breitlein, die ihr ihren Seelenzustand an der Nasenspitze ansah, sofort. „Bei uns herrscht so ein gemüthlicher Ton. Und liebe alte Damen sind hier, Sie möchten's nicht glauben! Da haben wir die Fräulein Thernheim, Hofratsstöchter. Sehr liebenswürdige alte Damen. Die eine ist gelähmt und wird im Rollstuhl geschoben. Dann haben wir Frau Nowotny, die Mutter eines Wiener Fabrikanten, die gar nicht leidend, sondern bloß zum Vergnügen da ist. Dann Frau Roos, eine großartige Frau, und Frau v. Schleining, die, obgleich von Adel, doch eine sehr einfache, ganz bürgerliche Dame ist.“

Sie nannte diejenigen unter ihren Pensionärinnen, die ihr zu Frau Burkhart annähernd zu passen schienen, weckte aber bei der alten ängstlichen Frau damit keinerlei Sympathien, vielmehr hielt sich Frau Burkhart innerlich sofort für vergewissert, daß von diesen Damen keine etwas für sie sei. Während Frau Breitlein noch sprach, irrten die Augen des neuen Gastes immer zu ihrem Handgepäck zurück, wie um sich zu versichern, daß alles da sei, oder auch, weil sie mit dem geheimen Wunsch kämpfte, ihre Sachen zu nehmen und die Flucht zu ergreifen.

Endlich ließ Frau Breitlein sie allein, und sie legte sich in ihrem freundlichen, wohldurchwärmten Zimmer auf das Bett, um ein paar Stunden zu ruhen.

Im Hinabgehen traf Frau Breitlein auf der Treppe ein junges Mädchen, das eben von einem Spaziergang zurückzukommen schien.

„Ich habe meine neue Dame empfangen, Fräulein Guntram,“ sagte sie zu dieser. „Eine komische alte Dame. So ängstlich, scheu und nervös. Ich weiß wirklich nicht, wem ich sie anhänge. Frau Nowotny ist im stande

und macht sich über sie lustig. Was man für ein Kreuz hat mit den alten Damen! Lauter solche junge Fräuleins, wenn ich hätte, wie Sie!"

"Die neue Dame wird sich bald heimisch fühlen," beruhigte sie die Angekommene. "Bei Ihnen ist man gleich zu Haus. Mir war's ja auch so am ersten Tage, und jetzt bin ich hier ganz daheim. — Heut war's wieder schön! Was sind das für arme Menschen, die so was nie zu Gesicht kriegen!"

"Nicht wahr?" fragte Frau Breitlein geschmeichelt, als habe sie die berühmte Meraner Gegend eigenhändig fabriziert.

"Auf Wiedersehen beim Nachtmahl, Frau Breitlein," grüßte das junge Mädchen und eilte die Treppe hinauf.

Frau Burkhart hätte lieber allein auf ihrem Zimmer gegessen, denn vor den gemeinschaftlichen Mahlzeiten fürchtete sie sich immer, und es war ihr gar nicht wohl zu Mute, als sie hinuntergehen mußte. Schüchtern drückte sie sich zur Thür des Speisezimmers hinein, und ihre erschrockenen Blicke trafen da sofort auf eine hochgewachsene alte Frau mit eisgrauen Scheiteln und den strengschönen Zügen einer „römischen Kaiserin“, wie sie sich heimlich sagte. Diese Erscheinung imponierte ihr ungeheuer, so daß es sie kaum wunderte, später zu vernehmen, daß dies die „großartige Frau Roos“, eine gewesene Prinzessinnenerzieherin, sei. Auch die anderen Anwesenden waren vorzugsweise alte und ältere Damen, alle sehr gepflegt aussehend und in Seide und Spitzen gehüllt, so daß Frau Burkhart mit ihrem lebkuchenfarbigen Stoffkleid und ihrer Köchinnenfrisur, dem „böhmischen Knödel“ ganz ohne Beschönigung oder Raffinement, sich bewußt war, sehr gegen sie abzustechen.

Gott, was war das für eine Gesellschaft beisammen! Neben der „römischen Kaiserin“ die beiden Fräulein

Thernheim mit ihren feinen alten bureaukratischen Gesichtern, die dicke blühende Frau Nowotny, mit einer impertinenten Heiterkeit begabt, die auf Frau Burkhart wie eine Ohrfeige wirkte, Frau v. Schleining, vor Redseligkeit auf die Neue gar nicht achtend.

In ihrer Einschüchterung bemerkte Frau Burkhart gar nicht, daß in der Nähe des Fensters ein junges Mädchen stand, das bei ihrem Erscheinen eine sehr merkwürdige Bewegung der Überraschung gemacht hatte.

Vica Guntram war in der That sehr erstaunt über das unerwartete Auftauchen der Frau, die sie beinahe schon Mutter genannt hatte, und ebenso natürlich berührte sie dieses Zusammentreffen im ersten Augenblick nicht sehr angenehm. Sofort aber erkannte sie auch, in welchem Gemütszustand die arme Frau sich befand. Sie kannte sie ja und wußte, wie sie sich vor fremden Gesichtern schreckte, und sie sah, wie hilflos und überwältigt sie sich fühlte. Im instinktiven Bestreben, ihr zu Hilfe zu kommen, überlegte sie nicht lange, sondern trat auf sie zu, die eben die freundlichen Worte der Damen mit verlegenem Stottern beantwortete. „Guten Abend, Frau Burkhart,“ sagte sie leise.

Die alte Frau drehte sich plötzlich um, und ihre blassen Augen öffneten sich unverhältnismäßig weit. „Du? Vica? Du bist hier?“

„Ja wohl, ich,“ lächelte Vica beruhigend.

„Ach, Sie kennen die Dame?“ fragte Frau Breitlein erfreut.

„Ja. Frau Burkhart kennt mich — noch aus meiner Kinderzeit her,“ sagte Vica mit Geistesgegenwart, um das Du zu erklären. „Alles wohl bei Ihnen zu Hause?“ fragte sie.

Mit dieser Konvenienzfrage gab sie der alten Frau am besten ihre Fassung zurück.

„Danke, ja, alles wohl. Und bei dir?“

„Na, sehen Sie, Frau Burkhart,“ nahm Frau Breitlein das Wort, mit einer Zufriedenheit, als sei es ihr Verdienst, daß die Neue eine Bekannte vorfand, „da haben Sie gleich ein bekanntes Fräulein. Und so eine liebe junge Dame! Fräulein Guntram ist unser Liebling. Nicht wahr, meine Damen? — Sie wird Ihnen eine gute Führerin durch Meran abgeben, Frau Burkhart, denn Fräulein Guntram ist schon seit fünf Wochen hier und hat sich in der Gegend bereits sehr gut umgesehen.“

„Führerin? Ach Gott, Vica, die wird grad wollen!“ dachte Frau Burkhart mit einem innerlichen Seufzer.

Sie traute sich dem jungen Mädchen kein Wort mehr zu sagen, sondern lächelte ihr nur besangen zu.

Man setzte sich auch gleich zu Tisch. Die „römische Kaiserin“ nahm ihren Platz an der einen Schmalseite ein, Frau Breitlein an der anderen. Neben ihr rechts hatte Frau Burkhart ihren Platz angewiesen bekommen. Links von der Wirtin saß ein leidend aussehendes, nicht mehr ganz junges Mädchen, das sich hier von einer schweren Krankheit erholen sollte. Neben dieser hatte Vica ihren Sitz, die also ihrer verkloffenen „zukünftigen Schwiegermutter“ schräg gegenüber saß und ihr verschiedene Male ermutigend zunickte.

Am anderen Ende führte Frau Moos das Wort, und Frau Burkhart hörte beinahe fortwährend die tiefe Stimme der Dame, manchmal von einer der beiden hohen Stimmen der alten Hofratsstöchter oder dem breiten Lachen Frau Nowotny's unterbrochen, aber vor lauter Voreingenommenheit verstand sie kein Wort.

Sie fand sich nicht leicht in etwas Überraschendes, und das Zusammentreffen mit Vica Guntram war ihr gar zu unerwartet gekommen.

Die Vica sah ganz anders aus wie früher, fand sie. Eigentlich hätte sie nicht sagen können, worin diese Änderung bestand, denn das junge Mädchen war weder dicker noch blühender geworden wie früher. Sie trug dieselbe Frisur und hatte sogar eine Bluse an, an die sich Frau Burkhart erinnerte. Und doch war es eine ganz andere Person.

Schließlich fiel es Frau Burkhart ein, daß Frau Breitlein es wohl auffällig finden würde, wenn sie mit Vica gar nichts sprach, und sie richtete über den Tisch hinüber ein paar Fragen an das junge Mädchen, gerade die Fragen, die sie sonst nicht gestellt hätte. Was machte denn der Vater? Und die Mutter? Die befanden sich also wohl? Und die Tante? Die Tante machte Schweningerversuche, die aber nichts fruchteten. Im Grunde hegte die alte Frau einen Groll auf alle Guntrams und war gar nicht neugierig, von ihnen zu hören, aber sie meinte nun, sie müsse nach jedem einzelnen fragen.

„Und die Frau Oberleutnant? Schon Familie?“

„Einen dicken Buben hat sie,“ berichtete Vica. „Einen Mordskerl! Übrigens ist sie seit dem Winter Frau Hauptmann, die Betti. Die Anna hat jetzt auch was Kleines, ein Mäderl. Das ist aber nur ein Bröckerl von einem Kind. Man weiß nicht, wie sich das arme Geschöpfel zu so massiven Eltern verirrt hat.“

„Ah!“ machte Frau Burkhart mit erheucheltem Interesse. Mehr als diese Nachrichten erregte sie der Einfall, daß sie von Rechts wegen jetzt schon einen Enkel haben sollte. Ein Enkel! Unfassbarer Gedanke! Sie wurde förmlich rot dabei und sah so sonderbar aus, daß Frau Breitlein sie innerlich als eine ziemlich verrückte alte Person rubrizierte. Aber Gott sei Dank wußte sie nun, was mit ihr anfangen. Man halfte sie einfach dem Fräulein Guntram auf.

Die alten Damen waren alle außergewöhnlich lebenswürdig gegen Vica. Ohne daß sie einen besonderen Scharfblick besaß, bemerkte Frau Burkhart doch, daß sogar die Damen, die sich persönlich nicht gerade zu Vica hingezogen fühlten, aus Nachahmungssucht viel aus ihr machten, weil die tonangebenden Damen wie Frau Noos und die Damen Thernheim sie so auszeichneten.

„Es muß doch was an der Vica sein,“ dachte Frau Burkhart, „weil die Hofrätlichen und die gewesene Prinzessinnenerzieherin sie so gern haben.“

Die meisten der Damen blieben nach dem Abendbrot noch unten in dem neben dem Speisezimmer gelegenen Gesellschaftsalon beisammen, aber da hinein, wo Konversation und wohl auch ein Spielchen gemacht wurde, hätten nicht zehn Köpfe Frau Burkhart gebracht. Sie wollte auf ihr Zimmer gehen, erklärte sie.

„Kommst du mit, Vica?“ fragte sie schüchtern, denn ihr graute doch vor der Einsamkeit da oben.

„Gern,“ antwortete das junge Mädchen freundlich und folgte der alten Frau über die Treppe hinauf in deren nach rückwärts gelegenes Zimmer.

Als sie einander hier gegenüberstanden, wurden beide erst recht verlegen.

„Vica,“ begann Frau Burkhart endlich, „du kannst mir's glauben, mir war's wie eine Himmelsbotschaft, wie ich da unten dein Gesichtl unter den vielen Fremden erblickt hab'. Fremde Gesichter sind mir immer schrecklich gewesen, und gar die da unten!“

Vica lachte ermutigend. „Aus fremden Gesichtern werden bald bekannte. Und die Damen da unten sind größtenteils so vorzügliche Wesen, daß es fürs Leben ein Vorteil ist, sie gekannt zu haben.“

„Wirklich?“ fragte Frau Burkhart ungläubig, denn sie fühlte sich ein wenig in ihrer Eigenliebe verletzt. Von

ihr würde niemand derartiges sagen, das mußte sie. „Mir ist keine von ihnen sympathisch, und die Nowotny und die Schleinig sind mir schon jetzt schrecklich.“

„Die beiden sind mir natürlich auch nicht die liebsten,“ erklärte Vica. „Die laufen nur so mit. Aber was sind die alten Thernheims für köstliche Wesen! So rechte Altwienerinnen. In den Glaskasten sollte man sie stellen. Und die Frau Roos! Die ist eine so hochgebildete Dame, daß man Augen und Ohren aufreißen muß, wenn man ihr zuhört. Überhaupt, was ich da alles hör! Es ist eine förmliche Lebensschule. Zu Hause immer dieselben Geschichten, dieselben Redensarten, dieselben Meinungen. Und der Ideenkreis so eng! Glauben Sie mir, Frau Burkhart, man hat für ein bißel Krankheit dankbar zu sein, weil's einen aus dem ewigen Einerlei herausreißt.“

„Hat dir denn was gefehlt?“ fragte Frau Burkhart zaghaft.

„Nichts Besonderes. Eine starke Erkältung. Und meine Nerven waren auch angegriffen. Da hat mir der Doktor Luftveränderung verschrieben. Und es tut mir gut. Ich bin hier ganz aufgelebt. Sie werden sehen —“

Frau Burkhart schüttelte wehmütig den Kopf. „Du bist jung. Die Jugend liebt immer die Veränderung. Ich gewöhn' mich schwer. Ja, du bist aufgelebt, das sieht man. — Aber ich sag' immer du,“ unterbrach sie sich kläglich, „eigentlich sollt' ich doch —“

„Bleiben Sie nur dabei,“ beruhigte Vica. „Ich hab' doch unten der Frau Breitlein gesagt, daß Sie mich als Kind schon gekannt haben. Das erklärt alles. Verraten Sie nur nichts. Ich bitt' schön. Die unten brauchen nichts zu wissen.“

„Nein, nein,“ rief die alte Frau rasch. „Von mir erfährt gewiß niemand was.“

Wieder schwiegen beide verlegen, bis das junge Mädchen

sich ermunterte und der alten Frau in begeisterten Worten die Gegend pries. „So schön ist es hier! So schön! Diese Burgen und Ruinen! Diese Berge mit ihrem leuchtenden Schnee! Und die immergrünen Pflanzen im Freien! Sie werden schauen, Frau Burkhart, es wird Ihnen nicht leid tun, daß Sie hergekommen sind!“

„Wenn ich mir das alles allein ansehen soll,“ sagte die alte Frau leise, „dann macht es mir keine Freude.“

Da wallte das gute Herz in Vica auf, und sie setzte sich rasch über das hinweg, was sie von Frau Burkhart trennte. „Sie werden nicht allein sein,“ tröstete sie. „Ich führ' Sie schon. Müssen uns halt denken,“ sagte sie nach einigem Zaudern mit verschleierter Stimme, „daß wir immer bloß Bekannte gewesen sind. Wenn Sie keinen Groll gegen mich hegen —“

„Groll gewiß nicht. Leid hat's mir getan, sehr leid.“

„Bitt' schön, Frau Burkhart, wir wollen nicht von der Vergangenheit reden,“ versetzte Vica heftig. „Wir sind also bloß zwei Bekannte, sonst nichts. So will ich schon mein möglichstes tun, damit Sie sich nicht einsam fühlen und Ihnen nicht bang ist.“

Nun erst konnten sie unbefangener miteinander plaudern. Was aber Vica der alten Frau nicht erzählte, war, daß es die Trennung von Kuno gewesen war, die sie so mitgenommen hatte, daß man sie nach Meran schicken mußte. Was sie aus eigenem Antrieb getan, konnte sie doch nicht verwinden. Auch der Sommer brachte ihr keine Erholung, und als dann im Herbst eine Erkältung dazu kam, entschlossen sich die Eltern endlich, sie wegzuschicken. Für seelische Vorgänge hatte namentlich die Mutter so wenig Verständnis, daß es ihr nicht eingefallen war, die Tochter wegzuschicken, damit sie rascher verwinde. Ein hartnäckiger Bronchialkatarrh machte ihr dies begreiflicher. Zu Vicas Freude hatte



die Mutter sich nicht entschließen können, sie zu begleiten. Die Tante Froschamer hatte sie herbegleitet und war dann sofort wieder nach Hause gefahren. Sie fand die auffällige Milde, in die sie hineingeraten war, unnatürlich. Im Winter mußte es winterlich sein. Und so fuhr sie wieder fort, Vica zu ihrer Befriedigung sich selbst überlassend, denn diese fühlte wohl, daß sie nur gefunden könne, wenn sie nichts und niemand aus ihrem früheren Kreise um sich habe.

Diese fünf Wochen hatten auch Wunder an ihr vollbracht, und sie war jetzt der Begegnung mit ihrer ehemaligen Schwiegermutter eher gewachsen. Was hatte ihr die alte Frau denn auch getan? Die konnte ja nicht dafür, daß es so gewesen war und nicht anders. Sie fühlte förmlich die Verpflichtung, sich ihrer anzunehmen, und so fing sie gleich am nächsten Morgen an, den Cicerone der Neuankommenden zu spielen und sie überall herumzuführen: auf die Promenaden, durch die Stadt und nach den nahegelegenen Schlössern und Burgen, die man ohne große Beschwerden erreichen konnte.

„Wenn ich die Vica nicht hier gefunden hätte, wie wär's mir da ergangen?“ dachte Frau Burkhart bei sich, und sie konnte sich's wirklich nicht vorstellen.

Sie, die sonst nie Heimlichkeiten hatte, verschwieg indes in ihren Briefen nach Hause, wen sie getroffen hatte, und sprach nur im allgemeinen von einem Wiener Fräulein, das ihr als Führerin diene.

Durch Vicas Bemühungen bahnten sich auch Beziehungen zwischen Frau Burkhart und den übrigen Damen an. Manchmal blieb Frau Burkhart bei den Thernheims auf der Promenade zurück, denn die gelähmte Dame im Lehnstuhl mußte natürlich immer in der Nähe bleiben, während Vica mit anderen Pensionärinnen des Hauses weitere Partien machte. Aber so

liebenswürdig sich die Damen auch gegen sie benahmten, so war der alten Frau dann doch immer bang nach Bica, und sie nahm es dem jungen Mädchen innerlich ordentlich übel, wenn sie sich einmal eine andere Gesellschaft gesucht hatte als sie.

Bica vermied im Gespräch mit großem Geschick alle Gegenstände, die an Früheres gemahnen konnten. Frau Burkhart dagegen hatte erstens nicht diese Gewandtheit und dann brachte sie manchmal nicht ohne Absicht das Gespräch auf ihren Sohn. Aber da lenkte Bica sogleich ab, so daß die alte Frau merken mußte, der Gegenstand sei dem jungen Mädchen nicht genehm.

„Vom Runo mag sie nichts wissen,“ klagte sie sich vor. „Gar nichts will sie von ihm wissen.“

Es gab in der Pension der Frau Breitlein selten Herren, und zur Zeit von Frau Burkharts Ankunft war kein einziger vorhanden gewesen. Nun aber waren nach und nach drei angekommen, zwei ältere und ein jüngerer, aber nicht mehr ganz junger, ein Gymnasialprofessor, der wegen eines Lungenkatarrhs einen längeren Urlaub hatte nehmen müssen.

Die übrigen Damen waren meistens alt, und die Jugend war augenblicklich neben Bica nur durch zwei Backfische vertreten, die ihre Mutter hierher begleitet hatten. Es war daher begreiflich, daß die Herren ihr Interesse Bica zuwandten, und zwar beschäftigten sich die alten Herren noch lebhafter mit ihr als der jüngere, aber denen nahm es Frau Burkhart weiter nicht übel, während sie den Professor mit einer ausgesprochenen Abneigung beehrte, deren Grund Bica leicht erkannte. Die alte Frau war noch jetzt für ihren Sohn auf sie eifersüchtig. Was für einen Sinn das hatte! „Sie könnte sich beruhigen,“ dachte Bica bei sich. „Es fällt mir nicht ein, mir hier einen Mann fischen zu wollen. Ich

hab' noch auf lange hinaus genug von den Männern."

Die Wochen vergingen, und das Wetter war hier so schön, daß Frau Burkhart nicht anders dachte, als auch in Wien müsse der Frühling schon eingezogen sein. Wäre Vica nicht hier gewesen, so hätte sie es sicher nicht länger als vier Wochen ausgehalten. So verging ihr die Zeit nicht in unangenehmer Weise, aber einmal mußte man doch fort, und sie schrieb nach Hause, daß sie die Osterfeiertage gern schon wieder in Wien verleben wolle.

Darauf gaben ihr Mann und Sohn nicht geradezu Antwort, aber eines Abends, als Frau Burkhart mit Vica auf einer Bank unter den Bäumen der Giselpromenade saß, in die Betrachtung der Abendlandschaft vertieft, stand Vica auf einmal auf, sagte in eigentümlicher Erregung zu ihrer Nachbarin: „Frau Burkhart, Sie bekommen Besuch,“ und wandte sich dann in fluchtähnlicher Eile weiter die Promenade hinauf.

Frau Burkhart war so erstaunt über diesen plötzlichen Ausbruch, daß sie nach dem angekündigten Besuch nicht ausschaute, sondern nur Vica nachblickte, bis auf einmal eine Männergestalt vor ihr stehen blieb.

„Jesses — du, Runo?“

Aber auch Runo Burkhart blickte so erstaunt dem jungen Mädchen nach, daß er alles andere darüber vergaß. „Mutter, das ist ja unmöglich! War denn das nicht —“

„Aber, Bub, wie kommst du auf einmal daher?“ fragte die Mutter ablenkend.

„Der Vater schickt mich auf ein paar Tage dir zur Gesellschaft,“ berichtete der Sohn. „Ich soll schauen, ob du so gut erholt bist, daß du Ostern nach Hause darfst.“

Dabei verfolgten aber seine Blicke noch immer die sich Entfernende, und so weit sie jetzt auch schon war, sah

er doch immer deutlicher, daß er sich nicht getäuscht hatte. Aber er schwieg vorläufig und begrüßte jetzt erst herzlich die Mutter: „Na ja, ausschauen tußt ausgezeichnet,“ sagte er, neben ihr auf der Bank Platz nehmend, auf der ein Beutel liegen geblieben war, dessen Vorderseite ein gesticktes Monogramm trug. Er enträtselte leicht die Buchstaben B. G.

Die Mutter, gewahrend, wie er das Monogramm anstarrte, griff verlegen nach dem Beutel und legte ihn auf ihrer anderen Seite nieder.

„Ah, da schau her! Jetzt hat sie ihren Beutel liegen lassen!“

„Wer?“ fuhr Kuno auf. „Wer hat da neben dir gefessen?“

„Du hast sie ja eh' erkannt!“ antwortete die Mutter trohig. „Was hätt' ich denn machen sollen?“ fragte sie nach einer Pause. „Ich hab' doch nicht gleich wieder ausziehen und in eine andere Pension gehen können! Und sie hat mir im Grund ja nichts getan. Freilich dir! Und das fühl' ich natürlich so, als ob's mir geschehen wäre. Aber ihre Ursachen hat sie halt doch gehabt. Das weißt du besser als ich. Und ich war ja so froh, wie ich ein bekanntes Gesicht gesehen hab'.“

„Du verkehrst also hier mit ihr?“ fragte Kuno, die Brauen zusammenziehend. „Das hättest du nicht tun sollen.“ Plötzlich ging ihm ein Licht auf. „Sie ist doch nicht etwa das Wiener Fräulein, von dem du geschrieben hast, mit der du überall hingehst? Ja? O, so eine falsche Mutter! Das hätt' ich dir nicht zugetraut.“ Er gab seinem wirklichen Unmut einen halb scherzhaften Ausdruck, um die Mutter nicht zu erschrecken.

„Mir war so bang, wie ich angekommen bin,“ entschuldigte sich Frau Burkhart. „Ich hätt's nicht drei Tag' ausgehalten. Daß du herkommen wirst, hab' ich

ja nicht wissen können. Wenn man in so einer Stimmung in der Fremde eine Todfeindin von daheim antrifft, freut man sich. Und die Wica hab' ich doch gern gehabt wie eine Tochter. Es ist dann von selber so gekommen, daß wir uns einander angeschlossen haben. Sie war sehr gut zu mir. Du, die hat sich überhaupt gemacht. Viel hübscher ist sie geworden. Und hier sind so feine, gebildete Damen. Im Umgang mit denen bildet sie sich. Du möchtest staunen. Alle haben sie gern, die Damen und die Herren machen ihr den Hof."

Sie schloß mit einem Seufzer.

"Das sind Neuigkeiten, wahrhaftig!" sagte Kuno nicht ohne Ironie. "Du warst damals so erboht auf sie. Ich finde, du hättest dir eine andere Gesellschaft suchen müssen. Na, wenn sie dir nur übers Heimweh hinausgeholfen hat! — Aber wie soll das jetzt werden? Da darf ich ja nur gleich wieder abdampfen."

Frau Burkhart widersprach lebhaft. "Die Wica wird sich schon von selber zurückhalten. Du brauchst gar nichts mit ihr zu tun zu haben. Wenn du sie in der Pension siehst, mußt du natürlich Sie und Fräulein zu ihr sagen."

"Besser wär's, wenn ich ihr gar nicht begegnen müßte!" brummte Kuno.

"Geh, was hast du nur gegen sie?"

"Du scheinst zu vergessen, daß sie mir den Laufpaß gegeben hat."

"Ich kann ihr's nicht so sehr verdenten. Du hast sie zu deutlich merken lassen, daß du dir nichts aus ihr machst. Berkehren brauchst du ja nicht mit ihr, aber ich bitt' dich, sei höflich, wenn du ihr begegnest."

Kuno brummte etwas Unverständliches. Darauf fing die Mutter an, gesprächig zu werden und überhäufte ihn mit Fragen nach daheim. Er mußte ihr einen aus-

föhrlichen Bericht über das häusliche Walten Bozenas geben, und so milde er ihn färbte, entsetzte sie sich doch noch genug. Sonst pflegte er derlei humoristisch zu nehmen, heute jedoch war er zu zerstreut dazu.

Seine Blicke folgten den Vorübergehenden: Leidende, Gesunde, elegante Damen und Herren, wie solche, für die es keine irdischen Eitelkeiten mehr gab, zogen vorüber. Fremde Sprachen erklangen. Eine bunte Menge strömte an ihnen vorüber, aber Vicas Gesicht tauchte nicht wieder auf.

Nur zögernd erhob sich Frau Burkhart, um ihren Platz zu verlassen, als sie endlich einsah, daß Vica nicht mehr zurückkommen würde.

Sie fand sie auch nicht eher wieder als beim Abendtisch. Die Gäste hatten sich schon etwas gelichtet, und so war der Tisch nicht ganz besetzt. Als Frau Burkhart mit ihrem Sohne eintrat, stand Vica schon im Gespräch mit einer der Damen, und unter den Augen von einem halben Duzend fremden Damen und einem Viertelduzend Herren ging das Wiedersehen der ehemals Verlobten vor sich.

„Du kennst meinen Sohn doch noch?“ fragte Frau Burkhart mit zitternder Stimme.

„Gewiß!“ entgegnete Vica kühl, während sie Runos Verbeugung durch eine Kopfneigung beantwortete.

Fastig stellte Frau Burkhart ihren Sohn den übrigen Damen vor, und Runo machte bei diesen eine angenehme Sensation, denn niemand hätte sich vorgestellt, daß dieses dürftige Frauchen einen so stattlichen, prächtigen Sohn haben könne. Aber sie nahm es gar nicht so übel, als Frau Nowotny ihr dies deutlich zu verstehen gab.

Bei Tisch plauderten die alten Damen alle durcheinander mit Runo, während Vica sich fast ausschließlich mit dem neben ihr sitzenden Gymnasialprofessor unter-

hielt. Runo sah ihm an, daß er leidend war. Das wäre schade, wenn sie sich mit dem einlassen wollte, dachte er.

Zu seinem eigenen Erstaunen regte das Wiedersehen ihn mächtig auf. Warum denn nur? Er hatte doch Vica damals nicht geliebt und ihren Verlust als eine Befreiung empfunden. Freilich war es deswegen gewesen, weil Uda ihm im Kopfe spuckte, und er mußte nun, um welchen Gefühls willen er Vica von sich ferngehalten hatte. Und deshalb hatte er nun ein Schuldgefühl ihr gegenüber, denn die, um deren willen er sie abgestoßen hatte, war es nicht wert gewesen.

Er vernahm genug von ihrem Gespräch mit dem Gymnasialprofessor, um sich zu wundern. Es war eine so ganz andere Unterhaltung, wie die, an welche man im Hause Guntram gewöhnt war. Sie mußte seit einem Jahre viel gelesen und gelernt haben. Unstreitig war sie geistig gewachsen, hatte eine andere Haltung, ein anderes Benehmen gewonnen. Auch war sie tatsächlich hübscher geworden, wie die Mutter es gesagt hatte. Er mußte nicht, woran es lag, aber er sah es auch.

„Doch eine komische Situation!“ dachte er, wenn er hinübersah.

Au diesem Abend blieb Vica unten bei den Damen, während Frau Burthart ihren Sohn auf ihr Zimmer mitnahm. Beim Hinausgehen warf sie einen halb traurigen, halb ergebenen Blick auf das junge Mädchen zurück. Nun ja, die Vica trennte sich jetzt von ihr. Das sah sie schon.

Am nächsten Vormittag machte sie sich allein daran, ihren Sohn in Meran herumzuführen. Runo war nicht sehr mittheilzaam, und das Gespräch zwischen ihnen stockte meist.

Als sie bis zur Benoburg gelangt waren, sahen sie

im milden warmen Vormittagslicht Bica neben dem Gymnasialprofessor sitzen, der in seiner gewöhnlichen Weise in sie hineindozierte.

„Wenn der lieber nicht so viel sprechen möchte!“ brummte Frau Burkhart mißgünstig. „Wär' ihm viel gesünder.“

Sie machte Miene, nach dem Gruße bei Bica stehen zu bleiben, aber Kuno ging weiter, und sie mußte ihm folgen, da Bicas Benehmen ihr ablehnend schien. Bekümmert ging sie dem Sohne nach, und sie merkte nachher wohl, daß er ihren Erläuterungen noch zerstreuter folgte, als sie sie gab.

„Merkwürdig!“ dachte Kuno. Er hatte in den langen Monaten der Trennung nicht allzuviel an seine gewesene Braut gedacht und nicht mit sehr großem Bedauern, denn der Bruch schien ihm notwendig und unausweichlich gewesen zu sein. Jetzt aber, als er sie unerwartet wieder sah, verschwand das Dazwischenliegende, und ihm schien, als habe er noch immer ein Recht an sie. Auch er empfand etwas von der unwillkürlichen Eifersucht auf ihren Begleiter, die seine Mutter nicht verhehlen konnte.

„Sie hat mich doch eigentlich geliebt,“ dachte er. „Na, das gibt sich. — Und schließlich nimmt sie einen anderen. Der dort müßte es aber nicht gerade sein. Da könnte sie mir Leid tun.“

Beim Rückweg von der Zenoburg fanden die beiden die Bank, auf der Bica mit dem Professor gefessen, leer. — Mittags unterhielten sich diese beiden wieder beinahe ausschließlich miteinander, so daß die große Gesprächigkeit des Mannes sogar bei Frau Breitlein Unbehagen erregte. Das konnte ihm unmöglich gut tun.

Bica mußte dies sehr gut, und es war ihr unangenehm, daß der Professor so viel sprach, aber einem



Kedseligen ist der Mund schwer zu verschließen. Und unwillkürlich hatte sie den Professor wie einen Schild ergriffen, um sich gegen Frau Burthart und ihren Sohn zu schützen.

Frau Burthart fühlte das und es kränkte sie, wenn sie mit Runo in diese Richtung ging, während Vica mit dem Professor die entgegengesetzte einschlug.

Nein, man durfte das Mädchen dem Professor doch nicht ganz überlassen. Sie tat vielleicht einen unbesonnenen Schritt. Und die gute Dame redete sich ein, sie habe die Pflicht, Vica davor zu behüten.

Nachdem sie mit Runo einen Tag zugebracht hatte, an dem sie sich beide in der schönen Gegend gelangweilt und unbehaglich befunden hatten, klopfte sie am nächsten Nachmittage, als sie mit Runo ausgehen wollte, an Vicas Thür.

Während Runo draußen stehen blieb, trat sie bei Vica ein, überschritt jedoch die Schwelle kaum und schloß die Thür nicht ganz, so daß Runo Zeuge des Gespräches zwischen ihr und dem jungen Mädchen wurde.

„Du willst also gar nichts mehr von mir wissen, Vica?“ fragte die alte Frau vorwurfsvoll.

„Sie haben ja jetzt Ihren Sohn,“ entgegnete Vica. „Da brauchen Sie mich doch nicht mehr.“

Frau Burthart seufzte. „Allein mit mir langweilt er sich.“

„Mit mir hat er sich auch immer gelangweilt,“ sagte Vica in einem herben Ton.

„Geh', einmal komm' mit uns!“ bat die alte Frau leise. „Hier weiß doch niemand was, und es fällt sogar auf, daß du mich auf einmal so links liegen läßt. Und wen hast du denn? Den Professor! Der ist doch so langweilig. Und gut tut es ihm auch nicht, wenn er immer jemand zum Zuhören hat. Dann red't er immer

in einer Tour. — Kommst du mit?“ fragte sie nach einer Pause leise.

Als keine Antwort erfolgte, weil das Mädchen drinnen ungeschlüssig stand, trat Kuno näher zur Thür und rief mit gedämpfter Stimme hinein. „Laß die Mutter nicht umsonst bitten! Ich tu' dir ja nichts.“

„Das weiß ich,“ antwortete Bica schroff.

Frau Burkhart öffnete die Thür weiter, und die beiden standen einander gegenüber. Das Mädchen schwieg und rührte sich nicht.

„Also kommst du mit?“ drängte Frau Burkhart noch einmal.

„Er muß aber Sie und Fräulein zu mir sagen!“ bedang Bica sich aus.

„Schon recht. Meinetwegen Eure Hoheit, wenn's sein muß. — Also kommen Sie mit, gnädiges Fräulein!“

„Haben Sie gewußt, daß ich hier bin?“ fragte Bica mißtrauisch.

„Keinen blauen Dunst.“

„Sonst wären Sie nicht gekommen?“

„Vielleicht wäre ich dann nicht gekommen,“ gestand er zu. „Aber jetzt bin ich einmal da, und deshalb brauchen Sie die Mutter nicht zu schneiden. Das muß doch unten auffallen, da Sie bis jetzt immer zusammen waren.“

Es war den Damen unten in der Tat schon aufgefallen, und Frau Breitlein hatte eine Bemerkung darüber gemacht. Bica wollte es natürlich lieber vermeiden, den Leuten Rätsel aufzugeben.

Sie willigte also ein, die beiden auf ihrem Spaziergang zu begleiten.

Vielleicht kam das öfter im Leben vor, als man glaubte, daß solche, die einmal Liebes- oder Brautleute gewesen, sich später einmal auf neutralem Boden trafen.

Übrigens nahm sie sich vor, sich nun nach und nach von Frau Burkhart zurückzuziehen. Es sollte nicht wieder geschehen, daß sie so zusammen zu dreien ausgingen.

Wenigstens aber wollte sie dieses eine Mal die Unbefangene spielen und tun, als könne sie wirklich mit Runo Burkhart ganz gleichmütig verkehren.

Es gab zwischen ihnen keinen möglichen Gesprächsstoff, als den über die Gegend, in der sie sich eben bewegten, über die Menschen, denen sie begegneten. An Persönliches durfte nicht gerührt werden.

Runo, der geglaubt hatte, das junge Mädchen werde sich in Schweigen hüllen, war erstaunt darüber, daß sie sehr bereit schien, ein Gespräch mit ihm zu führen, was um so notwendiger war, als die Mutter kein Wort hervorbrachte.

Da Frau Burkhart sehr langsam ging, pflegte Vica sie sonst auf den gemeinschaftlichen Spaziergängen unwillkürlich etwas zurückzulassen, heute jedoch regelte sie ihren Schritt völlig nach dem der alten Frau.

„Wo könnten wir denn den Runo hinführen, daß er etwas recht Schönes sieht?“ fragte Frau Burkhart, denn sie war ja selbst noch nirgends gewesen, wo man etwas mehr in Anspruch genommen wurde als auf den täglichen Promenaden, und es schwirrten ihr hier so viele Namen um die Ohren, daß sie alles miteinander verwechselte, die Terzelgruppe mit der Mendel, Trautmannsdorf mit Kottenstein und so weiter.

„In Wien haben sie mir geraten, doch auf jeden Fall Schloß Lehenberg anzusehen,“ sagte Runo.

„Lehenberg? Waren wir da schon?“ fragte die alte Frau unsicher das junge Mädchen.

„Sie nicht, ich wohl,“ entgegnete Vica. „Es ist ein bißel weit und beschwerlich für Sie, Frau Burkhart.“

„Dann gehen wir lieber anderswohin,“ meinte Runo.

„Hier hat man ja nur die Qual der Wahl. Es ist überall herrlich. Und ich möchte nicht, daß du dich übermüdest, Mutter.“

„Aber nein,“ widersprach diese. „Bin ich denn schon gar so hinfällig? Zur Fußwaschung bin ich doch noch nicht reif! — Und wenn ich noch nicht dort gewesen bin, wollen wir heut hin, wenn man dir gesagt hat, du sollst es anschauen. — Ist es schön, Vica?“

„Gewiß, aber wir brauchen vielleicht zwei Stunden, bis wir hinkommen.“

„Gehen wir nur!“ sagte die alte Frau. „Ich möcht' es auch sehen. Lebenberg — ja, davon reden sie ja immer unten im Konversationszimmer. Und ich hab's schon so oft von weitem gesehen.“

Vica war im stillen der Meinung, daß man auf dem Wege werde umkehren müssen, denn Frau Burkhart ermüdete sehr leicht, aber sie sagte nichts mehr, sondern schlug den ihr wohlbekanntten Weg ein — jenseits der Paffer über die Wiesen zur Marlingerbrücke.

Es war ein herrlicher Tag, und die schneebedeckten Gebirge in der Ferne zeigten ihr gleißendstes Weiß, während der Himmel tiefblau dagegen abstach, immergrüne Gewächse über alle Mauern nickten und auf den nahen Höhen die zusammengebundenen Weinstöcke jenen sonderbaren Anblick gewährten, der überall der weinbauenden Gegend den Stempel aufdrückt. So vieles umgab sie, was Runo neu war. Er fragte nach dem Namen der Höhen und Burgen, die er erblickte, nach den hervorragenden Gebäuden. Vica wußte überall Bescheid.

An Untermais mit seinen freundlichen Häusern und Villen vorbei gingen sie am rechten Ufer der wildrauschenden grünen Etsch auf der Straße dahin, umgeben von den reizenden Bildern, welche die Natur hier dem Auge bietet.

„So ein Winterfuort ist doch kein leerer Wahn!“ sagte Runo, der sich in einem seltsamen, beinahe traumhaften Zustand befand, als könne diese Situation unmöglich wirklich sein. Er hier mit seiner gewesenen Braut, die ihm kaltblütig die Gegend erklärte wie ein geborener Fremdenführer. „Wie grauslich war's die letzte Zeit doch in Wien!“

„Das Wetter läßt auch hier manchemal zu wünschen übrig,“ meinte Bica, „und wenn nur alle Leute des Vergnügens wegen hieher kämen! Aber das ist doch nur bei wenigen der Fall! Sonst haben die meisten irgend etwas Schweres mitmachen müssen, ehe man sie hieher geschickt hat!“

Sie biß sich auf die Lippen, weil Runo nach ihr zur Seite blickte, als wolle er etwas fragen. Vermutlich das: hast du auch etwas Schweres erlitten? — Und war es nicht so? Ihre aufgelöste Verlobung war im Grunde die Ursache, daß sie hergekommen war.

„Ja, das ist wahr,“ bestätigte Frau Burthart. „Mir gefällt's hier gewiß, und doch wär's mir lieber gewesen, der Doktor hätt' mich zu Haus gelassen.“

„Mutter, du bist undankbar!“ schalt Runo. „Da gehen Männer herum, die von ihrem Beruf fort müssen, so schwer es ihnen fällt, und so viel sie auch versäumen. Du aber versäumst gar nichts. Mit dem Dienstmädel zanken kannst du nächsten Winter noch genug.“

„Ja, und wenn ich nicht die Bica hier gefunden hätte!“ seufzte die alte Frau.

„Das war sehr schön, daß du dich — daß Sie sich der Mutter angenommen haben, wollt' ich sagen,“ lobte Runo, das junge Mädchen anblickend.

Doch diese schien es gar nicht zu bemerken, sondern sagte, zu der alten Frau gewendet, heiter: „Da hätten Sie halt jemand anderen gefunden. Hier findet ein

jedes seine Ansprache. Einsam braucht gar niemand herumzulaufen, der es nicht will.“

„Ich gewöhn' mich nicht so leicht an neue Menschen — ich nicht!“ seufzte Frau Burkhart.

Er sah nun wohl, wie es war. Sie war halb und halb gezwungen gewesen, sich seiner Mutter anzunehmen, ob es ihr erwünscht war oder nicht.

Während sie so dahinschritten, warf er manchen prüfenden Seitenblick auf das junge Mädchen. Sie sah unstreitig viel besser aus als früher. Und wenn er sagte: besser, so meinte er eigentlich hübscher. Sie war doch mehr Weib geworden, so zart mädchenhaft sie auch noch immer war.

Unwillkürlich wanderten seine Gedanken von ihr weg und doch zu ihr zurück in jene Zeit, als sie seine Braut gewesen war. Sie mußte ihn eigentlich riesig gern gehabt haben. Wie sonderbar, daß sie ihm gerade deshalb den Laufpaß gegeben hatte. Ja, wenn er nicht damals den Kopf so mit der Uda voll gehabt hätte!

Als sie an der Brücke über den Lebenberger Graben angelangt waren und der Berg vor ihnen lag, auf dessen Rücken Lebenberg sich erhob, fühlte Frau Burkhart sich schon ziemlich müde, allein sie wollte nichts sagen und fing an, den Gangsteig rechts nach oben zu ersteigen. Aber obgleich im Anfang dieser Weg noch gar nicht beschwerlich ist, ging ihr doch der Atem aus, so daß die anderen beiden es merkten.

„Mutter, es wird besser sein, du ruhst dich hier auf einer Bank aus und läßt das Schloß!“ meinte Kuno. „Kommt es nicht noch beschwerlicher?“

„Ja, es wird oben ziemlich steil!“ bestätigte Wica.

„Dann will ich lieber hier bleiben,“ sagte die alte Frau rasch. „Geht's nur ihr allein, Kinder! Ich wart' da auf euch!“

„Ich bleibe bei Ihnen, Frau Burkhart,“ erklärte Vica kühl. „Herr Burkhart findet den Weg ja allein. Sie fürchten sich doch, wenn Sie da so mutterseelenallein sitzen bleiben.“

„Ich? Keine Spur!“ verteidigte sich Frau Burkhart. „Es wär’ doch besser, du gingst mit ihm. Er ist fremd hier, und du kannst ihm alles erklären.“

„Aber es dauert lang, bis wir zurückkommen,“ warnte Vica, die keine Lust hatte, mit ihrem gewesenen Bräutigam allein hinauf zu gehen.

Er aber hatte noch weniger Lust, das Schloß allein zu besichtigen. „Kommen Sie nur mit! Ich beiß’ Sie doch nicht!“ sagte er.

Auch die alte Frau drängte. „Tu mir’s zu Gefallen, Vica!“

Endlich ließ das junge Mädchen sich bestimmen. Sie verabredete mit Frau Burkhart, wie weit sie zurückgehen dürfe und wo man sich treffen wollte, und schritt dann rasch mit dem jungen Mann weiter.

Sie stieg den steilen Weg rüstig empor, eilig sogar, denn sie wollte bald zurückkommen, schon darum, weil die Tage doch noch nicht lang waren.

„Wie der Zufall spielt!“ sagte Runo, als sie einmal stehen blieb, um Atem zu schöpfen. „Wir hätten wohl sicher nicht gedacht, daß wir noch einmal zusammen irgendwohin gehen würden.“

„Ich hätt’s auch nicht tun sollen,“ murmelte das junge Mädchen.

„Warum denn nicht? Hab’ ich dir je was getan?“ fragte Runo und blickte ihr sehr fest in die Augen. „So viel ich weiß, hast du mir den Laufpaß gegeben und grundlos.“

„Wir sind übereingekommen, Sie zu sagen,“ mahnte Vica kalt.

„Ja so, ich hab’s vergessen!“

„Und grundlos — wird es auch nicht gewesen sein.“

„Ich wäre neugierig, bei dieser Gelegenheit deine — Ihre Gründe kennen zu lernen.“

„Sie wissen sie ohnehin. Ich wollte nicht wegen meinem bisschen Geld geheiratet werden.“

Da hatte er's.

„Mir persönlich war's wahrhaftig nicht um das Geld zu tun,“ murmelte Runo. „Und warum ist Ihnen denn das so spät eingefallen?“

„Bevor ein Mädels sich verlobt hat, ist sie so blöd. Ich besonders, ich war so dumm! Ich hab' geglaubt, wenn ein Mann sagt, ich will dich heiraten, da kann gar nichts anderes dahinter stecken, als daß er einen gern hat. Dann aber ist mir der Knopf aufgegangen. Und da haben Sie eine Erbschaft gemacht und nicht mehr nötig gehabt, sich zu opfern.“

Er räusperte sich, als ob er etwas sagen wolle, schwieg aber.

Erst nach einiger Zeit begann er, immer hinter ihr aufsteigend: „Wieso sind Sie denn darauf gekommen, daß ich — daß ich Sie nicht —“

„Das fühlt man,“ unterbrach sie ihn rasch.

Endlich standen sie oben auf dem Plateau des Schlosses, und die reizendste Aussicht öffnete sich vor ihnen. Da breitete sich vor ihnen das Etschtal aus mit seinen Ortschaften, seinen Kirchtürmen, den Burgen und Ruinen und dem grünen Bande der Etsch, die sich hindurchschlängelte. Und jenseits, im Scheine der sich zum Untergang neigenden Wintersonne, nur wenig von leichtem Nebel verklärt, erhoben sich die schneeschimmernden Berge um Bozen, die Dolomiten mit ihren kühnen Formen. Die Mendel grüßte weiß herüber.

Runo hatte dergleichen noch nie gesehen und konnte sich von dem Anblick kaum trennen. Auf den Besuch



des Schlosses selbst verzichtete er dagegen gern, weil er die Mutter nicht so lange unten warten lassen wollte.

So wandten sich die beiden wieder nach abwärts.

Vica stieg zuerst hinab, an ihm vorbei, der noch am Wege stand.

„Du hast recht gehabt,“ sagte er, hinter ihr den Abstieg beginnend, „ich hätt' mich damals nicht verloben dürfen. Mir ist eine andere im Kopf gesteckt. „Heut' kann ich's ja sagen. Na, und mit der ist's mir nicht gut gegangen. Wenn ich es damals gewußt hätte, wie sie ist! Es hätte alles anders werden können. Aber es kann einem halt niemand eine Erfahrung ersparen. Mir tut's sehr leid, daß du durch mich so viel Bitteres erfahren hast, Vica.“ Er haßte nach ihrer Hand, aber sie wich aus, lief ein paar Schritte rascher hinab und rief ihm von dort aus zu: „Sie sagen in einemfort du!“

„Ja, wir sind halt nicht wie die Frauenzimmer,“ brummte er. „Die haben das Komödienspielen so im Blut. Ich kann mich nicht so gewöhnen. Mir ist, als müßt' ich noch immer du sagen.“

„Was sollen denn die Leute unten in der Pension davon denken?“

„Da unten nehm' ich mich halt zusammen. Ich hätte so gern einmal Gelegenheit gehabt, mich mit dir auszusprechen und dich um Verzeihung zu bitten, Vica, für das, was du durch mich gelitten hast. Wär' ich damals nicht so ein Esel gewesen und hätt' mich wenigstens ordentlich zusammengenommen, daß du nichts gemerkt hättest, wir hätten noch recht glücklich werden können.“

„Gelitten?“ wiederholte sie hochmütig. „Nun ja, unangenehm ist es ja für ein Mädel, wenn eine Verlobung zurückgeht, aber es war besser so. Und Sie brauchen sich keine Vorwürfe zu machen. Ich werde noch einmal sehr glücklich werden.“

„Ist vielleicht schon einer aufgetaucht?“ fragte Kuno rauh, denn er war sehr unangenehm berührt. „Einer von hier, der hustet und spuckt?“

„Spotten Sie nicht über diese Unglücklichen!“

„Ich spotte nicht. Ich denke nur, hier sollt' sich keine einen Bräutigam suchen.“

„Das wäre doch meine Sache.“

„Ich muß die Mutter danach fragen,“ dachte Kuno.

Sie machten, nachdem sie Frau Burkhart getroffen, den Rückweg über Marling, von dessen Kirchhof aus sie den wunderbaren Ausblick auf Meran und dem sich darüber erhebenden Fingertal genossen. Die Mutter aber war schon ziemlich am Rande ihrer Kräfte und es wurde auch Abend. So rief Kuno einen Einspanner an, der zufällig leer des Weges daherkam, und machte mit dem Kutscher aus, daß er sie nach Meran zurückfahren solle. Wica aber weigerte sich, mitzufahren. Sie wollte lieber gehen, und obgleich Kuno ihr zuredete und Frau Burkhart bat, blieb sie dabei, und die beiden mußten ohne sie ihres Weges fahren.

Kuno blickte finster nach der Zurückbleibenden.

„Sie will nicht mit uns bei der Pension anfahren,“ sagte er. „Mutter, ist denn einer da? In der Pension vielleicht?“

„No ja, der kranke Professor!“ sagte die Mutter mißmutig. „Der redet alleweil auf sie ein.“

Und er erfuhr alles, was die Mutter von diesem Kur-gast wußte.

Sie würde sich doch nicht etwa mit einem Leidenden einlassen?

Da er nun auch am Pensionstisch mitspeiste, so sah er selbst, daß der Professor sich viel mit Wica beschäftigte und ihr endlose Geschichten erzählte, denen sie mit übertriebener Aufmerksamkeit lauschte.

Übrigens mußte es hier ja bald zu Ende sein. Nach Ostern zerstreuten sich die meisten, und auch der Professor kehrte nach den Osterferien heim, um sein Amt an seiner Schule wieder anzutreten. Vica natürlich, die rief nichts nach Hause. Sie konnte noch hier bleiben.

Er selbst war nur gekommen, um die Mutter nach Hause zu bringen; aber nun er einmal da war, sagte er sich, wolle er sich auch die Gegend etwas näher ansehen.

Am nächsten Vormittag zeigte sich Vica nicht, und Runo mußte mit der Mutter allein spazieren gehen. Sie kamen nicht weiter als an die Promenade, wo sie der Kurmusik lauschten, und Frau Burkhart verhehlte sich nicht, daß der Sohn sich mit ihr langweile.

Gegen Mittag begegneten sie Vica und dem Professor, die von einem längeren Spaziergang zurückzukommen schienen, und die alte Frau fühlte sich heimlich sehr gekränkt, daß das junge Mädchen diese Gesellschaft der ihrigen vorzog.

Nach Tisch bat sie sie, sie möchte doch mit hinaufkommen auf ihr Zimmer und ihr helfen, mittels des Führers einen Nachmittagsspaziergang zusammenzustellen.

Vica ging denn auch wirklich mit hinauf und half der alten Frau, das Nachmittagsprogramm festzusetzen. Aber Frau Burkhart war damit nicht zufrieden und machte dem jungen Mädchen Vorwürfe darüber, daß sie nicht mitkommen zu wollen schien.

„Gehst du denn Nachmittag wieder mit dem Professor?“ fragte sie gereizt.

„Keine Spur. Der hat sich mit den anderen Herren verabredet. Die trinken irgendwo Wein.“

„Na also, komm mit uns!“ bat die alte Frau.

Das junge Mädchen zögerte ein wenig.

„Sie will nicht!“ sagte Runo rauh. „Laß sie doch, Mutter!“

„Jetzt geh' ich grad mit!“ antwortete Vica, trotzig den Kopf hebend.

Jrgend etwas mahnte sie innerlich ab, machte ihr Vorwürfe, aber sie wollte diese geheime Stimme nicht anhören und spielte wieder den Fremdenführer.

Mit einigen Unterbrechungen, die man sich der alten Frau zuliebe auferlegen mußte, gingen sie durch die Anlagen über den steinernen Weg hinaus bis zum Elisabethgarten in Obermais. Nachdem sie dort alle die Burgen und Willen besehen hatten, die den Ort auszeichnen, wagten sie sich noch bis zum Schlosse Trautmannsdorf, wo sie in der Restauration einen Imbiß einnahmen.

Wenn jemand sie auf diesen Wegen sah und sich fragte, in welchen Beziehungen die drei wohl zueinander standen, so konnte er nur auf diejenigen verfallen, die einmal wirklich zwischen ihnen bestanden hatten.

Die jungen Leute sprachen heute nicht viel miteinander, sondern Kuno erzählte der Mutter von allen Einzelheiten des Lebens seit ihrer Abwesenheit, und so wurde auch Vica in alles dies eingeweiht, als gehöre sie zur Familie.

Erst als sie friedlich in der Restauration saßen, die Damen bei Kaffee, Kuno mit einem Viertel Terlaner vor sich, wandte sich der junge Mann plötzlich zu Vica und fragte sie nach ihren Eltern und Schwestern aus, was er bis jetzt vermieden hatte.

Vica gab zögernd Antwort, aber die Mutter berichtete für sie. „Denk' dir, die Anna hat ein Mädel, und die Betty einen Buben.“

„So?“ sagte Kuno und sah Vica dabei fast spitzbübisch an. Ohne daß er weiter etwas sagte, las sie ihm seinen Gedanken von der Stirn, und die ihrige färbte sich mit einer leichten Röte.

„Weißt, deine Schwestern, Vica,“ sagte er aus seinen Gedanken heraus mit allzugroßer Offenheit, „die sind

gerade nicht die großartigsten, aber die Betty hab' ich doch leiden können."

"Ja, das glaub' ich!" antwortete Bica etwas spöttisch.

Er verstand einigermaßen, wie sie es meinte, und wurde ärgerlich. „Du mißverstehst einen immer absichtlich!"

Die Mutter sah ihn etwas ängstlich an. Er sagte fortwährend du, der Kuno, aber da es ihm so oft passierte, so rügte Bica es schon gar nicht mehr.

Es dauerte ja nicht mehr lang. Man war schon in der Karwoche, und die Mutter wollte nicht nur in den Osterfeiertagen, sondern schon am Karfreitag wieder zu Hause sein. Den Grabesbesuch an diesem Tage ließ sie sich nicht nehmen. Kuno fragte sie, ob es denn nicht derselbe Heiland sei, dessen Grab sie in den Meraner Kirchen sehen könne, aber sie war dafür, am Morgen des Gründonnerstag abzureisen. Also übermorgen!

„Übermorgen!" dachte Bica. Und dann würde der Zufall niemals mehr eine solche Anstrengung für sie machen. Sollte sie nicht den einzigen Tag morgen alle diese dummen Rücksichten auf das Gewesene und nicht Gewordene fahren lassen?

„Übermorgen bist du uns los, Bica!" sagte Frau Burkhart. „Willst nicht noch wenigstens morgen mit uns gehen?"

Das junge Mädchen versprach es mit einem Kopfnicken.

„Fährst denn du noch nicht nach Haus?" fragte Kuno. „Du bist schon länger da als die Mutter, hör' ich."

„Mich reißt's nicht so z' Haus," antwortete Bica.

„Wenn du jetzt fahren möchtest, könntest du mit uns fahren," meinte Frau Burkhart schüchtern.

„Das könnt' ihr grad noch fehlen!" sagte Kuno sarkastisch. — —

Am andern Morgen fühlte sich Frau Burkhart etwas ermüdet und blieb deshalb auf der ersten Bank auf der Promenade sitzen, während sie Bica bat, dem Runo noch die innere Stadt zu zeigen. Erst am Nachmittag wollte man sich wieder weiter hinauswagen.

So schlenderten die beiden miteinander in der Stadt herum, betraten die Kirchen und die alten Laubengänge, sprachen aber nur das Notwendige miteinander, nicht gerade, weil sie trotzig tun wollten, sondern weil jedes von ihnen mit seinen Gedanken genugsam beschäftigt war.

Runo dachte: „Immer kann man doch nicht ledig bleiben. Ich bin gar nicht dazu geschaffen. Und eigentlich hätt' die Bica ganz gut zu mir gepaßt. So eine Frau wie die Uda, bei der man sich nie völlig sicher fühlt, die hätt' mich doch nicht glücklich gemacht. Für den Alltag braucht es ein ruhigeres Gefühl. Und wer weiß, wie ich noch einmal ankomm', oder ob ich's nicht gar ganz verpass'. Die Bica hätt' mich lieb gehabt. Das find' ich vielleicht nie wieder!“

Bica hingegen staunte bei sich immer wieder über den Entfugungsstut, den sie besessen. Sie gab sich recht, ihr Stolz hatte es ihr geboten, ihn aufzugeben. Aber ob sie es ein zweites Mal zusammenbrächte? Eine Klügere, Geschicktere als sie hätte vielleicht anders gehandelt und sich ihr Glück doch noch erobert, anstatt es entmutigt aufzugeben.

Es war ein wunderbarer, sonniger Frühlingstag, der ihnen bei dieser Vormittagswanderung strahlte. Nie schienen die Berggipfel weißer geleuchtet zu haben, nie der Himmel blauer, nie die Pflanzen grüner. Und dazu kamen noch die jungen Blüten, die sich schon überall hervordrängten und schimmerten wie frisch gefallener Schnee, die Luft mit Wohlgerüchen erfüllend.

„Mir tut es sehr leid, schon fort zu sollen,“ meinte

Runo gedankenvoll. „Über ich weiß, den schärfften Eindruck bringt man nach Hause, wenn man irgendwo nur kurz gewesen ist.“

Der Frühling, hier so weit fortgeschritten, während daheim rauhe Lüfte ihn über Gebühr verzögert hatten, berührte ihn eigentümlich. Er befand sich gar nicht in derselben Verfassung wie daheim. In Wien wäre es ihm gewiß seltsam vorgekommen, daß er gerade mit Vica Guntram herumstieg, hier schien es ihm sehr natürlich. Und die Gefühle entwickelten sich offenbar hier viel rascher, die Gedanken machten weitere Sprünge. —

Am Nachmittag wollten sie noch einen Ausflug machen, der unbedingt notwendig war, wenn Runo doch das Beste gesehen haben sollte. Die Mutter war mit ihm bis zur Zenoburg gelangt, aber Schloß Tirol hatte er noch nicht gesehen.

Sie schlugen diesmal nicht den Weg über die Zenoburg ein, sondern erstiegen von der Kirche aus den Küchelberg, für die alte Frau bei der sich heute schon fühlbar machenden Wärme immerhin ein beschwerlicher Weg. Und natürlich schlug sie dann vor, sie wolle in der Restauration, von deren Terrasse man einen so schönen Ausblick genoß, sitzen bleiben, während die beiden zum Schlosse weitergehen sollten, um es zu besichtigen.

„Ich bin halt doch ein alter Krampen,“ sagte sie entschuldigend.

„No ja, Mutterl, ruh dich nur aus,“ sagte Runo gutmütig. „Die Stund' heut kann mir die Vica noch schenken. Morgen sind wir über alle Berge, und dann sehen wir uns vielleicht niemals wieder.“

„Wahrscheinlich,“ bemerkte Vica kalt, aber er sah wohl, daß seine Worte sie doch berührt hatten.

Durch das Knappenloch, in dem sie nach der sonnigen Helle draußen tiefes Halbdunkel empfing, gelangten sie

zu der Stammburg des Landes. Eine Weile stiegen sie unter den Trümmern des ältesten Schloßtheiles herum, und Runo hätte eigentlich auf die innere Besichtigung verzichtet, aber Bica entschied: „Nein, das mußt du sehen! Die Aussicht aus dem Kaisersaal ist wunderbar!“

Sie wußte nicht, warum er sie so sonderbar lächelnd anstarrte, denn sie hatte gar nicht bemerkt, daß sie ihn Du genannt hatte. Zum ersten Male vergaß sie sich so. Sie hatte ihn bis jetzt immer kalt Herr Burkhart genannt oder geschickt jede direkte Anrede umgangen.

„Nun also, wenn du befehlst, so sehen wir es uns an,“ erklärte er wohlgelaunt. „Wenigstens ist es eine Erinnerung fürs Leben. Wenn du an die Aussicht denkst, mußt du auch daran denken, daß du sie mit mir zusammen gesehen hast.“

Als ob sie sonst nicht an ihn denken würde, dachte Bica wehmütig, und es überfiel sie die Überzeugung, daß nun alle ihre früheren Kämpfe umsonst waren. Sie würde wieder von neuem anfangen können, ihr törrichtes Herz zu maßregeln.

Mit anderen Besuchern, die sich auch gerade eingefunden hatten, gingen sie durch die Kapelle und standen dann an den Fenstern des Kaisersaales, vor sich die herrliche Aussicht. Noch war die Zeit des Sonnenunterganges nicht da, wo sich die Berge mit Rosenglut bedecken, aber der Anblick des herrlichen Panoramas wirkte darum nicht minder stark auf das Gemüt. Bica zeigte dem jungen Mann das Laasergebirge und die Königsspitze, aber er schien zerstreut. Namen taten da nichts zur Sache, er fühlte zu tief die Stimmung, welche der Anblick der herrlichen Gotteswelt auf ihn ausübte. Die Welt war so schön, und der Mensch auf ihr sollte nicht glücklich sein? Oft hinderten es die Umstände, oft aber auch nichts anderes als das eigene Ungeschick.



Er blieb schweigsam, bis sie den Rückweg angetreten hatten und aus dem dunklen Tunnel wieder ins Freie hinaustraten. Noch einmal so eindrucksvoll wirkte jetzt das vor ihnen liegende Bild auf seine Seele.

Mit einem raschen Entschluß wandte er sich zu dem in Schauen versunkenen Mädchen an seiner Seite und haßte nach ihrer Hand.

„Bica,“ sagte er mit bewegter Stimme. „Bica, ehe wir voneinander gehen, muß ich dich etwas fragen.“

„Mußt du?“ fragte sie zurück, und diesmal wußte sie, daß sie ihn duzte.

„Ja, ich muß,“ bestätigte er feierlich, „und du mußt mir die Wahrheit sagen, um meinet- und auch um deinetwillen. Hier unter Gottes freiem Himmel laß einmal alle kleinlichen Rücksichten fahren und antworte mir, wie du einem höheren Richter antworten möchtest.“

„Gott, mir wird ja ganz unheimlich,“ versuchte sie zu scherzen.

„Du hast mich einmal lieb gehabt,“ begann er, „und hast mir nur deshalb den Abschied gegeben, weil du geglaubt hast, ich erwidere es nicht, und die Partie stünde daher zu ungleich. Hast du deine Neigung ganz aus deinem Herzen gerissen, Bica? Ich glaube nämlich bestimmt, das kann man gar nicht so leicht, wenn man jemand wirklich gern gehabt hat. Also entweder das eine, es war bei dir nicht der Fall, oder —“

„Sie können ja glauben, was Sie wollen,“ antwortete Bica, sich von ihm abwendend, während eine hohe Röthe ihr Gesicht überflutete.

„Nicht so, Bica!“ bat der junge Mann sanft. „Ich habe dich um Wahrheit gebeten. Hast du mich damals gern gehabt? Sehr gern? Wirklich gern?“

Das junge Mädchen blickte vor sich hin in die grüne Landschaft. „Wenn's nicht der Fall gewesen wäre,

hätte ich dich ja ruhig heiraten können," sagte sie mit traumhaft umflorter Stimme.

„Und du hast mich so ganz aus deinem Herzen reißen können?“ forschte er. Sie warf den Kopf zurück. „Das ist ganz allein meine Sache,“ rief sie mit rauher Stimme, während sie ein paar Schritte von ihm wegging.

Aber er war rasch wieder an ihrer Seite. „Nicht ganz deine, wenigstens nicht deine allein. Wenn du es gekonnt hast! Aber nein, du hast es nicht gekonnt, denn die wahre Neigung läßt sich nicht so erstickten. Und wenn wirklich noch irgendwo ein Funken unter der Asche lebt, verleugne es dir und mir nicht, Bica,“ bat er weich, „denn wir können noch glücklich werden. Was mich damals verhindert hat, deine Zuneigung zu erwidern, ist vorbei. Es war nur das Strohfleckenfeuer einer gewöhnlichen Leidenschaft, und das ist ausgebrannt. Wenn du mir jetzt wieder deine Neigung schenken würdest, würdest du keinen Undankbaren mehr finden. Diese paar Tage haben mir das gezeigt. Bica, stoß mich nicht zurück! Ich möchte alles gutmachen. Wenn du es nur erlauben willst, ich — ich — So laß mich doch nicht so lange reden! Du verstehst mich doch!“

Langsam hatte Bica sich umgedreht. War's möglich, winkte wirklich das Glück? Ungläubig starrte sie auf ihn, der halb verlegen, halb gerührt lächelte. Dann stieß sie einen leisen Schrei aus und stürzte an seinen Hals.

Aber ehe er ihr auch nur einen Kuß hatte geben können, raffte sie sich wieder zusammen, denn von oben durch den Tunnel näherten sich Schritte. Eine kleine Gruppe von Engländern, die mit ihnen zugleich im Schlosse gewesen war, kam aus dem Tunnel und ging an ihnen vorüber, halbe Blicke nach dem Paare werfend, dem man es ansah, daß es in keiner gleichgültigen Auseinandersetzung gestört wurde. Als sie vorüber waren,

faßte Kuno wieder nach Vicas Hand und fragte: „So soll's gelten? Du willst es wieder mit mir versuchen?“

Sie zog die Hand halb zurück: „Nein, versuchen nicht! Diesmal darf es kein Versuch mehr sein.“

„Das wird es auch nicht,“ rief er lebhaft. „Ich weiß, du bringst mir das Glück!“

Aug in Auge standen sie und blickten einander an. „Ich weiß ja,“ sagte Vica leise, „du kannst mich nie so lieb haben wie ich dich. Aber wenn nun keine andere mehr zwischen mir und dir steht —“

Ihm wurde seltsam warm unter dem Strahl der Neigung, die feucht aus den Augen des Mädchens schimmerte. „Warte nur!“ rief er zuversichtlich. „Du wirst schon sehen, daß du nicht bloß geben, sondern auch empfangen wirst. — Und jetzt komm zur Mutter, denn hier hat man ja keine ruhige Minute.“

Es war in der That keine Gelegenheit, sich auszusprechen oder auch nur den Kuß der Wiedervereinigung zu tauschen. Man konnte sie von allen Seiten sehen, und nah und fern waren die Pfade von Spaziergängern belebt.

Stumm zog Kuno des Mädchens Arm unter den feinigten und führte sie zu der Restauration zurück, wo Frau Burkhart auf der Terrasse saß und Meran und das Gtschtal mit einem wehmütigen Scheideblick umfaßte.

„Mutter,“ rief Kuno lebhaft, „die Vica fährt morgen früh mit uns nach Wien zurück!“

Er sagte nichts weiter, denn die nebenstehenden Tische waren besetzt, aber die alte Frau brauchte auch nichts mehr, als daß die beiden da Arm in Arm vor ihr standen mit glückstrahlenden Augen.

„Gott sei Dank!“ hauchte sie leise.



## Zwei Watsch'n.

Eine Bauerngeschichte von Franz Wichmann.

Mit Illustrationen  
von Richard Mahn.



(Nachdruck verboten.)

„Iso freien willst?“ fragte der Schneidesepp mit etwas gedämpfter Stimme, um von der Kellnerin nicht gehört zu werden, und rückte dem Staudachernaßl, der eben seine lange Auseinandersetzung beendet hatte, ein Stück näher.

Der Gefragte zuckte mit einem Seufzer die Achseln. „Mei, 's geht halt nimmer anders. Seit d' Mutta selig tot is, gibt's ka Ordnung mehr auf'm Staudenhof.“

„Weiß schon, d' Staudenhoferin is a scharfe g'wen; hast selm net muessen derf'n, darum hat 's Gesind' auch koan Respekt vor dir.“ Das Schweigen Naßls bestätigte ihm die Richtigkeit seiner Behauptung. „Grad so a Bäuerin sollt'st hab'n, wie dei Mutta oane g'wen is.“

„Uba a wen'g a jüngere derst's scho' sei“, wagte der Staudenhofer einzuwenden.

Der Schneider schüttelte geringschätzig den Kopf. „Ni jegerl, geht's da aufa! — I sag' dir, mein Lieber, d' jungen Ganserln san nix für di. Hast selm scho dei Dreißig auf'm Buckl.“

„Sell is wahr,“ meinte der Bauer kleinlaut. „Gätt'

mi d' Gundl g'nomma, waar' i for so alter Dasigl g'word'n."

"Drum mußt' dir oane such'n, wo in d' Johr zu dir paßt. I wüßt' dir a selle."

"Und wia schaugt f' nacha aus?" fragte Nagl gespannt.



Der Schneider klopfte gemächlich seine Pfeife aus, dann lupfte er den Deckel und warf einen Blick in seinen leeren Maßkrug.

"He, Resei, schenk 'm Sepp no a Frische ein," rief der Staudenhofer schnell, „i zahl's nacha miteinander."

Der schäumende Krug tat seine Wirkung, Meister Wuzl fand die Sprache wieder.

"Mei, 's Auschaug'n is Nebensach'. Aba a Geld

hat's, und grad' g'wachs'n is aa, d' Bager Febronia."

"Febronia haßt's," lachte der Nazl. "So an g'spassig'n Namen hab' i meiner Tag no net g'hört."

"Sei do g'scheit. In ganz Moosanger gibt's ka Febronia. Nacha waar' i stolz d'rauf, wann i so was Extrig's derwischet."

Das leuchtete dem Bauern ein. "Woher kennst na du d' Bagerin?"

"Wie i 's letzte Mal im Stapfental war, bin i im Bagenhof auf d' Stör ganga."

"Im Stapfental is s' dahoam?"

"Wohl, wohl — in Bittersalzau drin."

"O mei, dös fan jo mehr als fünfzehn Stund'n. So weit kimm i net auffi," sagte der Staudenhofser erschrocken.

"Is net so g'jährli. Gehst halt auf d' Bahn nach Aßberg, fahrst zwoa Stund'n auf Föhrentobel und nacha lauffst no drei eini."

"Sell scho — aba vor'm Frühjahr kam' i net furt."

"Macht nix, na schreib'n ma zuerst amal eini — dös is eh feina."

"Glaubst du, sell kunnt ma?"

"Warum denn net! Hab' eh scho vo dir g'redt't, daß d' grad wie sie no lebi bist und net a jede magst. Sell hat ihr b'sunders g'fall'n."

"Wann s' aba freien möcht', wie kummt's nacha, daß dei Febroni no kan andern g'numma hat?"

"Wird halt da Rechte no net kemma sei."

"Moanst wirkli, i kunnt's sei'?"

"Probierst's halt. Sell kost't ja nix."

"Aba mit'm Schreib'n kenn' i mi net extrig guat aus."

Der Schneider leerte von neuem seinen Maßkrug.

„Sell kann i schon mach'n, weil i d' Bagerin so viel guat kenn.“

„Taat'st mir scho an recht'n G'fall'n. — Resei, no amal ei'g'schenkt wird! So a Arbeit macht Durst.“

„Bring aa a Briaspapierl mit!“ rief der Schneider der Kellnerin nach. „Woast scho, so a fein's, mit Bleamerln drauf, wie's Weiberleut gern seh'g'n.“

Beim frischen Bier machte sich der Sepp sogleich ans Werk, und Nazl schaute ihm bewundernd über die Achsel zu, als er zuerst kunstvoll die Adresse der Jungfer Febronia Bagerin hinmalte.

„Wann s' nur net gar so schiach is wie ihr Nam',“ meinte er, von neuem zweifelnd.

„G'wiß net,“ beteuerte der Schneider. „Wer wird si' denn vor an Namen fürcht'n! Geh, schaam di, hast gar ka Kuraschi mehr, seit dir dö Gundl den Gusto zum Frei'n austrieb'n hat?“

Der Staudenhofer machte ein saures Gesicht bei der Erinnerung.

„Mit so aner Schneidig'n möcht' i aa nimma z' tun hab'n.“

„Gell, desell Kirchweih hast no net vageff'n!“ lachte der Sepp. „Uba dös Mal wird's schon recht werd'n. Bei der Febroni fangst ka Watsch'n z'weg'n an Bufferl,“ setzte er beruhigend hinzu.

„Dös will i hoff'n,“ sagte Nazl, der an die fatale Geschichte nicht weiter erinnert werden mochte, kurz.

Im Verlauf einer Stunde, nachdem der Maßkrug noch zweimal gefüllt worden war, hatte der Schneider seine Arbeit beendet und der Staudenhofer las den Brief mit gewaltigem Respekte durch.

„Wie ma nur so schön schreib'n ka!“ staunte er einmal um das andere.

„Mei, wenn ma zwanzig Jahr den Hochzeitlader

für d' ganze Gegend macht, lernt ma's scho," schmunzelte der Schneider.

„Auf so a schön's Briefl ka' 's ja gar net ,naa' sag'n.“

„Sell mein' i aa. Warten ma 's halt ab!“

Zwei Wochen, während er sich weiter mit seinen Dienstboten ärgerte, vergingen dem Staudenhofser in Hoffen und Harren. Grad' wie damals, vor Jahren, als er sich um die schöne Regauer Gundl bemüht hatte, war's ihm zu Sinn. So schmöde die ihn auch behandelt hatte, so schmählich er sich enttäuscht gesehen, ganz vergessen hatte er das Dirndl niemals. Vielleicht — wenn er nicht gar so übermütig gewesen wäre, damals auf der Kirchweih! Aber mein Gott, ein junger Bursch war doch kein Heiliger! So ein Schuhplattler bringt halt das Blut in Wallung, und die Gundl hat just auch nicht ausgeschaut, als ob sie fürs Kloster geboren wär'! Muß aber doch wohl was dran gewesen sein, oder sie hat ihn niemals gern gesehen, sonst hätt's nicht ein solches Ende nehmen können.

Die ganze dumme Geschichte geht ihm wieder durch den Kopf, als er Abends wie gewöhnlich auf der Bank vor dem Staudenhof sitzt, um das Vorbeikommen des Postboten zu erwarten. Wenn's nur nicht das zweite Mal mit dem Freien geht wie beim ersten! Alles war damals fertig, die Mutter einverstanden gewesen, den silbernen Verlobungsring hatte er schon gekauft und nach dem Schuhplattler, in der großen Pause des Kirchweihтанzes, ihr den üblichen Antrag machen wollen. Da geht 's Herz und die Lieb' ein wenig zu früh mit ihm durch. Wie er das schmucke Dirndl durch die Lust schwingt, wieder auf den Boden gleiten läßt und sie in all ihrer frischen Pracht so vor sich stehen sieht, muß er sie an sich ziehen und ihr mitten im Saal vor allen



Paaren einen feurigen Kuß auf die kirschroten Lippen drücken. Doch ehe er noch ein Wort dazu sagen kann, hat sich die Gundl mit hochrotem Kopf losgerissen, und in seinem Gesicht sieht von zarter Hand eine recht unzarte Watsch'n.

„Du nirnuketer Loder!“ schreit sie, halb wütend, halb weinend, „is dös a Betragen für an anständigen Burschen!“ Damit stößt sie den ganz Verduhten zurück, daß er gegen die Wand taumelt, und fort ist sie aus dem Saal.

Als der Nagl sich von seiner Watsch'n und dem Gespöht der Burschen und Mädchen erholt hatte und ihr nacheilte, war sie nirgends mehr zu finden und kehrte auch den ganzen Abend nicht wieder auf den Tanzboden zurück.

Da ist der Staudenhofer auch böckig geworden, hat sich gedacht, wenn die Weiber so dornige Rosen sind, ist's besser, man läßt sie ungepflückt, hat selbst den Getränke und Beleidigten gespielt und sich nicht mehr um die Regauer Gundl gekümmert. Stolz, ohne Gruß und beinahe verächtlich sind sie ein paar Wochen aneinander vorbeigegangen, dann hat das Dirndl nicht mehr daheim bleiben mögen und hat in der Fremde einen Dienst gesucht. Später ist die zurückgebliebene Mutter der Tochter nachgezogen und bald darauf gestorben. Die Gundl hatte sich nicht wieder in Moosanger sehen lassen und, den Staudenhofer ausgenommen, dachte man im Dorfe längst nicht mehr an sie.

Während der Nagl sich im Geiste das ganze vertrießliche Erlebnis wieder vergegenwärtigte, war, ohne daß er's bemerkte, der Postbote herangekommen und vor ihm stehen geblieben. Staunend und fast erschrocken griff der Bauer nach dem dargereichten Brief. Wahrhaftig aus Bittersalzau! Was er kaum mehr zu hoffen gewagt, war Wahrheit geworden.

In fiebernder Hast riß er den Umschlag auf und studierte mühsam den Inhalt. Mit dem Lesen stand er auf fast ebenso gespanntem Fuße wie mit dem Schreiben, und wäre nicht alles so zierlich und sauber hingemalt gewesen, hätte er wieder den Hochzeitlader zu Räte ziehen müssen. So aber begriff er allmählich alles und geriet außer sich vor Entzücken.

Die Febronia Bager zeigte sich nicht abgeneigt, seiner Werbung näher zu treten. Wenn der Bruder ihren Anteil am Hofe herauszahlte, besaß sie ein ganz hübsches Vermögen und war, wie sie bescheiden bemerkte, noch in den besten Jahren, stark, gesund, häuslich und gottesfürchtig. Das war ja eine wahre Perle, die der Schneidersepp ihn da hatte finden lassen, dachte sich der Staudenhofer und schob vergnüglich das Schreiben in seinen Janker.

Noch ein paar Briefe gingen in der nächsten Zeit hin und her und damit die langen einsamen Winterabende herum. Als dann der Frühling über den Bergen zu leuchten begann und die Reihe zu schreiben wieder am Naßl war, trat er nachdenklich an den alten eichenen Wandschrank und holte aus einer Schachtel den schönen silbernen Verlobungsring hervor, der einst der Gundl zugebracht gewesen war. Den konnte er jetzt wieder verwenden, denn die Sache mußte doch einmal festgemacht werden. Nach ihren Briefen gefiel ihm die Bagerin ausnehmend wohl, und wenn sie den erhaltenen Ring mit einer Gegengabe beantwortete, war die Sache einstweilen geordnet.

Doch bevor er seinen Entschluß ausführen, den Ring mit dem Briefe absenden konnte, traf ein neues Schreiben aus Bittersalzau ein.

Es war in anderem Tone als die bisherigen gehalten und das Verlangen, sich endlich auch persönlich

kennen zu lernen, mit sehr deutlichen Worten darin ausgedrückt. Zwar Febronia selbst könne nicht kommen, hieß es, denn das schicke sich nicht für ein einzelnes Frauenzimmer, aber auf den nächsten Sonntag erwarte sie bestimmt seinen Besuch zum Mittagessen.

Der Nazl sah ein, daß sie recht hatte und schmunzelte verständnisvoll. Kein Zweifel, sie sehnte sich nach ihrem unbekanntem Schatz. Und ihm ging es ja auch nicht anders. Das machte der schwüle Frühling, der ins Land gezogen, der glänzende, wundersame Mai, der eben begonnen, und obwohl er den Hof nur ungern allein in der Obhut des Gefindes ließ, war der Nazl doch schnell zur Reise entschlossen. Beim Lampenlicht musterte er seinen Sonntagsstaat, aber kein Gewand dünkte ihm gut genug, damit auf die Brautschau zu gehen. Da mußte Meister Wuhl helfen, der wohl ohnehin schon auf einen solchen Dank für seinen Freundschaftsdienst gewartet haben mochte.

Am nächsten Morgen wurde alles geordnet und pünktlich am Samstag nachmittag versprach der Schneidersepp den neuen schwarzen Staatsanzug abzuliefern, damit der Nazl noch am Abend auf die Bahn nach Aßberg gehen und anderen Tags zur rechten Zeit am Ziele sein könne.

Am Samstag aber verstrich Stunde um Stunde, ohne daß das Erwartete eintraf. Endlich verliert der Staudenhofser die Geduld und läuft wütend zur Wohnung des Schneiders. Aber der ist gar nicht da, und sein Weib hört den Jammernden verwundert an.

„Naa, so was! Den Anzug müßt's do längst haben; mei Mann is ja schon uma zweie damit furtganga und jeka is 's fünfe.“

„Dö ganze Zeit hab' i umasonst g'wart't,“ tönt die ärgerliche Antwort.

„Simmi, der Sepp wird do net —“

„Im Bären sitzen?“ ergänzt der Nazl, dem eine Ahnung über das räthelhafte Verschwinden des Meisters Wuzl aufgeht.

„Sell kunnt scho mögli sein, wann er am Weg 'n Spezi troff'n hat.“

„Herrgottsjakra, auf da Stell schau i nach!“

Richtig, im Bären sitzt der Gesuchte mit verbrießlichem Gesicht ganz allein hinter dem Maßkrug und bemüht sich, seinen Arger mit Bier hinabzuschwemmen.

„Wo is mei Anzug?“ schreit ihn der Staudenhofer an.

„Dein Anzug is 's gar net mehr.“

„Was soll dösz heißen?“

„'m Schusta seiner is 's jeka.“

„Höllsagendi, mach mi net narret mit dein'm dummen G'schwätz!“

„'s is schon so,“ gesteht der Schneider zerknirscht, „g'wett't ham ma halt, und weil i grad ka Geld net g'habt hab', hab' i 'n Anzug verspielt.“

„Und da Schusta hat 'n mitg'numma? — Miserabliger Tropf, i bring di um!“

„Du, sell laß sei' bleib'n. Nacha kimmst ins Zuchthaus und d' Febronia hat kan Freier mehr.“

Nazl bezwingt sich. Freilich den Hochzeitlader, dem er sein künftiges Glück verdanken soll, darf er nicht erzürnen und muß gute Miene zum bösen Spiel machen. „Uba was soll i nacha anfangen?“ schreit er fast weinerlich.

„Geh halt zum Schusta Hias wegen 'm Gewand. Schön is 's schon, grad bei Freud wirst dran haben. Vielleicht verkauft er dir's wieda.“

Nazl blieb nichts anderes übrig, als den Rat zu befolgen. Aber der Schuster war schon wieder fort, und seine Frau wagte es nicht, ohne sein Wissen den Anzug herauszugeben. Bis der Hias gefunden war, ward es Abend, und die Zeit zum Bahngang war längst verpaßt.

Doch nach langem Verhandeln ließ sich der Schuster wenigstens herbei, den Anzug mit einem Profit von fünf Mark wieder herauszugeben, und ärgerlich über den schlimmen Anfang seiner Brautschau kehrte der Staudenhofser heim.

Am anderen Morgen, nachdem er die Nacht kaum geschlafen, eilte er in aller Frühe nach Alßberg, fuhr bis Föhrentobel und trat dann auf steilen, steinigen Wegen die beschwerliche, stundenlange Wanderung nach dem hochgelegenen Bittersalzau an. Nur bei angestrengtestem Marschieren ohne jede Rast war es noch möglich, den Ort bis zum Mittag zu erreichen.

Das tat weh, denn es war gar nicht nach des Bauern Geschmack; er gehörte zu denen, die Ruhe und Einkehr lieben, und gestern noch hatte er vorgehabt, den Weg in aller Gemütlichkeit zurückzulegen, in jedem Wirtshaus Halt zu machen und so in der richtigen gehobenen Stimmung bei seiner künftigen Braut einzutreffen.

Statt dessen kam er nun verdrossen, todmüde, abgehekt, halb verdurstet und verhungert bei den zerstreuten Gehöften von Bittersalzau an und fand endlich nach langem Suchen das abgelegene Anwesen der Febronia Bajer.

Ehe er das Haus betrat, blieb er lauschend stehen. Um die Ecke tönte ihm ein liebliches Plätschern und Rauschen entgegen. Dort mußte ein Brunnen fließen, und das Verlangen, seinen brennenden Durst zu löschen, war unwiderstehlich. Rasch bog er um den vorspringenden Anbau, um im selben Augenblick einen Fluch auszustößen und wie versteinert stehen zu bleiben.

„Kruzitürken, d' Regauer Gundl!“

Grade vor sich sieht er ein hübsches Frauenzimmer von großer schlanker Figur, die Röcke aufgeschürzt, mit den bloßen runden Armen einen gefüllten Kübel vom Brunnenrand hebend.

Bei der Gundl scheint die Überraschung weniger groß zu sein. „Bist do no kemma?“ sagt sie ganz ruhig wie zu einem guten alten Bekannten. „D' Bäurin hat di scho lang erwart't. Geh nur eini.“

„Gundl, i bitt' di,“ zögerte er, „laß mi amal trinka.“

Sie blickt ihn verwundert an. „Geh zu, d' Bazerin hat ja an Wein am Tisch g'stellt, der schmeckt besser als Wasser.“

„Aba a Wasser möcht' i, und grad von dir,“ wiederholt er in einer Umwandlung von Galgenhumor.

Sie geht ins Haus und reicht ihm den blechernen Trinkbecher, den er gierig zum Munde führt. Die Labe tut ihm so wohl, daß er ihre Spenderin mit dankbarem Wohlbehagen betrachten muß. Eigentlich noch hübscher ist sie geworden, voller und fester. Wenn nur das zuwidere spöttische Lächeln um ihren Mund nicht wäre! Das kann niemand anders gelten als ihm. Daß auch der Teufel grade die hierher führen muß! Hat sie der Bäuerin seine Vergangenheit und die verwünschte Watschengeschichte verraten? — Ehe er das Haus betritt, muß er Klarheit darüber haben.

„Bergelt's Gott, Dirndl. Oder bist am End gar verheirat't?“

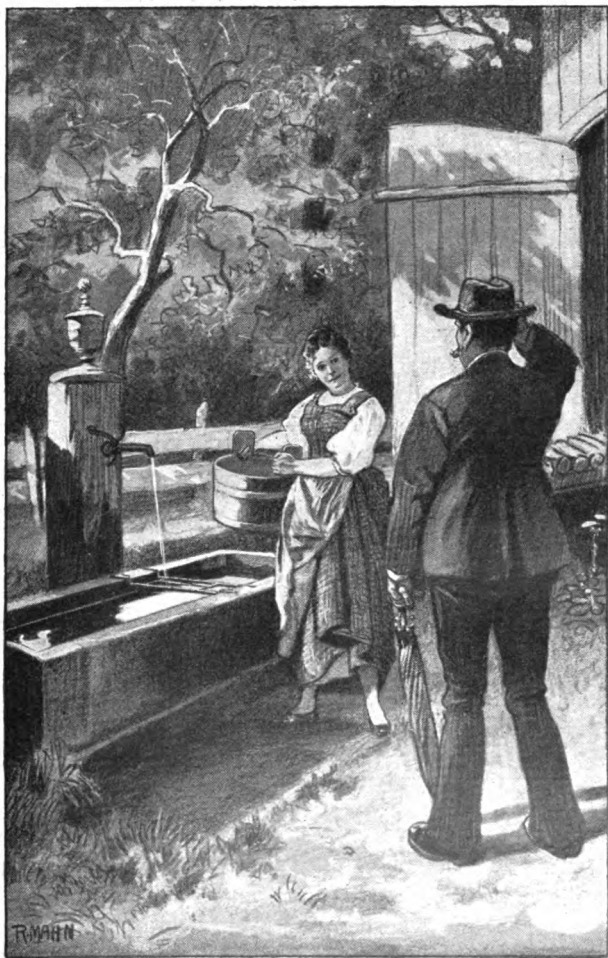
„Bin allweil no ledi,“ lächelt sie. „Der, wo i mir verhofft hab', is halt net da rechte g'wen.“

„So so — also da bist im Dienst. Und gelt, dei Mutta is g'storb'n?“

Ein Schatten gleitet über das eben noch so heitere Gesicht des Mädchens. „Gott hab' sie selig — vor vier Jahren schon.“

„Ja, ja, 's is hart, wenn ma ganz alloa steht und bei fremde Leut sei Brot such'n muß. Hättst's amal besser hab'n könna.“

„Bin aa so z'fried'n. D' Mannsbilder taugen eh nix.“



„Bist do no kemma?“ sagt sie ganz ruhig. (S. 82)

„Om, hm, bist scho lang bei da Bakerin?“

„Seit an halb'n Jahr.“

„Is s' wirkli a brave und no in d' besten Jahr'?“

„Schäu halt selber — grad steht s' droben am Fenster und lugt abi.“

Den Staudenhofener reizt es jäh herum. „Herrgott-sakra, dös aa no! Nacha muß i eini — pfüet di Gott derweil!“

Er sieht nur noch Gundls spöttisches Lächeln und stürzt davon, wütend, daß er nicht mehr wie zuvor weiß. Nur das eine ist gewiß, die Bäuerin hat erzählt, wer um sie wirbt und daß sie den Freier erwartet. Aber ob die Gundl auch über ihn gesprochen, gut oder schlecht, bleibt eine offene Frage, die er sich zu beantworten keine Zeit mehr findet, denn kaum hat er die Tür geöffnet, als schon die Bakerin im Hausgang erscheint, gefolgt von ihrem Bruder, einem langen eckigen Menschen, der wie ein Hausknecht aussieht, bereit, jeden unerwünschten Gast zum Hofe hinauszwerfen. Aber die Febronia selbst ist noch mehr geeignet, ihm Schrecken einzulösen — und vor der mächtigen, knöchernen Hand, mit der sie die feine energisch faßt, weicht er förmlich eingeschüchtert zurück.

„Grüß Gott, Bäurin!“ stammelt er.

„Grüß di Gott.“

Diese Stimme! Das ist, wie wenn im März vom Moosanger Joch die große Lawine niedergeht, und ganz entsetzt starrt er noch immer auf die Riesenhand in der seinen. Von der möcht' er einmal keine Watsch'n kriegen, denkt er bei sich, lieber noch ein Duzend von der Gundl.

„Spat bist kemma,“ fährt die Febronia in ihrem Bären-ton fort, „hab' di fast nimma erwart't. 's Essen ist scho kalt word'n.“

„Macht nix, i eß 's aa so,“ beteuert Nazl kleinlaut.



„Durst wirft eh Lanen mehr hab'n, wenn ma so viel Wasser sauft —“

„Mei, i hab' halt an Morbsdurst g'habt — da hat mir's g'schmeckt.“

„Und gute Unterhaltung dazu —“

Nazl ist's, als ginge zum zweiten Male die Lawine nieder.

„Kennst ebba gar unsere Magd? Gar so bekannt hast tan —“

„Die — die — wohl — von Moosanger ist s'; wirft's scho wissen, daß i —“

„Bon dir hat s' no ka Wörtl net g'red't.“

Nazl atmet erleichtert auf. Die Gundl hat ihn also nicht verraten und er ist ihr von Herzen dankbar dafür. Aber fatal bleibt die Geschichte doch. „Freili,“ stottert er, „sell glaub i — is ja no so jung — dö's Madl — kennt mi halt net — i — moan, 's hat vergessen, daß i —“

Bewirrt hält er inne und merkt, daß er mit seinem Geschwätz die Sache noch verschlimmert.

„Was, jung?“ fährt ihn die Bäherin an, „rad so alt is s' wie i. — Aba jekt gang eini!“

Nazl folgt der Mahnung, und um dem unangenehmen Gespräch eine andere Wendung zu geben, sagt er: „An schön'n Gruaß soll i ausricht'n vom Schneidersepp.“

„Dant dir schön, wann's was wird mit uns zwoa — und g'fall'n tuft ma scho — nacha soll's eahn net reu'n, daß er uns z'samm'bracht hat. Aba jekt hoch di nieder und isß. Da Schmarrn steht schon da, an Salat bring i dir no, und an Wein kannst aa trinka, wann d' magst. Aba eil di a wengerl, denn am Nachmittag mußst no ummi auf Zaunberg.“

„Was muaß i?“ fragt der Nazl entsetzt, denn der

Gedanke, noch einmal gehen zu müssen, erfüllt ihn mit Schrecken.

„Zur Pfarrkirch halt — in d' Maiandacht. Is ja Sonntag heut, und i denk', 'n Gottesdienst wirft net wasäuma woll'n.“

„Aba g'wiß net,“ stöhnt er. „Kimmst selm aa mit?“

„O mei, dös geht net. Weißt i bin a weng schlecht auf d' Füß. So weit kann i net gehn.“

„Wia weit is denn?“

„In aner Stund' steigt leicht auffi.“

„Höllsagendi, dös hat ma no g'fehlt,“ denkt der Staudenhofser für sich, an seinem Schmarren würgend. Aber er magt es nicht, zu widersprechen und betrachtet nur mit heimlichem Grauen die großen, starren Augen, den breiten Mund mit dem schwärzlichen Bartsaum und die fürchterlichen Hände der Bäuerin.

„'n Weg wirft leicht finden,“ fährt die Bäuerin fort. „Zuerst geht's in 'n Stapfentobel abi bis nach Hinterhupfeld und nacha wieda auffi.“

„A schön's Vergnüg'n,“ denkt der Nazl. Um die Bäuerin auf andere Gedanken zu bringen, legt er Löffel und Messer beiseite, greift in die Tasche und meint: „A schön's Ringerl hab' i dir aa mitbracht, Bäuerin.“

„Mei, dös is Nebensach. D' Hauptsach is ja scho schriftli abg'macht und 's andre könne ma bered'n, wenn d' wieder vo da Kirchen zurück bist. Nacha feiern ma richtig Verlobung und bei G'schenk kriagst aa.“

Nazl hat nur einen Gedanken: Wenn nur erst alles vorüber wäre! — Zurück kann er nimmer, das sieht er ein. Vor der Gundi sich blamieren, ist unmöglich. Lieber mit der Febronia in die Hölle. Einstweilen will er sich mit Geduld in sein Schicksal fügen, schiebt die Schachtel mit dem Ringe wieder ein und zieht statt ihrer seine kurze, bereits gestopfte Pfeife hervor.

Aber die Bäuerin macht große Augen, und als er nach einem Zündholz langen will, zieht sie die Büchse mit rascher Bewegung fort. „Naa, naa, mei Diaber, dös gibt's fei net, auf 'm Bakenhof wird net in da Stub'n g'raucht, da geht ma in d' Kuchel.“

Jetzt hat der Nazl genug. Was? Das Rauchen, sein Liebstes auf der Welt, will ihm diese Bäckerin auch noch verbieten! — Schon hat er eine grobe Antwort auf der Zunge, aber wütend verschluckt er sie, denn die Gundl und ihr spöttisches Lächeln fällt ihm wieder ein. Wenn ihn der Himmel nicht noch aus dieser Falle errettet, muß er in den sauren Apfel beißen und sich in alles fügen. Aber dem Schneidersepp will er's gedenken, wenn er wieder daheim und die Febronia sein Weib ist.

„Jeha, wann'st d' firti bist, kannst ma no helf'n, 'n Rahmstrud'l für 'n Abend z' richt'n. A halbi Stund hast scho no Zeit auf 'n Kirchgang, und so a Teig muß guat verrührt werd'n. D' Mannsbilder hab'n halt mehr Kraft als wir.“

Nazl bezweifelt das, aber willenlos folgt er, während der Bruder, der die ganze Zeit kein Wort gesprochen, offenbar froh, für heute von jeder Arbeit erlöst zu sein, sich faul auf die Ofenbank streckt.

„Aba ka net lieber d' Gundl —?“ wagt Nazl einzuwenden.

„Dö is in da Fruah mit 'm Bruda in da Kirch'n g'wen und hat jetzt im Stall mit 'm Vieh z' tun. Kimm nur, a Mann muß all's lerna. I zeig' dir's scho,“ sagt die Bäckerin und dabei gleitet das erste Lächeln um ihren breiten Mund.

Endlich war der Nazl von seinem Frondienste erlöst, aber die ungewohnte Küchenarbeit hatte ihn noch müder gemacht, als der eilige Marsch am Morgen. Die Fe-

bronia trat mit ihm vors Haus, zeigte ihm den Weg, der zum Stapfentobel abwärts führte, wünschte ihm gute Andacht und ging in die Stube zurück, um, wie sie sagte, ihre gewohnte Nachmittagsruhe zu halten.

Ruhe, das Wort tönte süß und schmeichelnd in des Staudenhofers Ohren. Ringsum herrschte sie bereits, kein Blättchen regte sich, in den Zweigen waren die Vögel verstummt, nur der Brunnen rauschte eintönig und um die duftenden, sonnebeglänzten Blütenkelche summten ganz leise die Bienen. Aus dem Kuhstall im Nebengebäude drang ab und zu ein dumpfes Brüllen hervor. Gundl war wohl noch drinnen beschäftigt, aber er durfte es nicht wagen, sie aufzusuchen. Wußte er doch nicht, ob die Augen der schrecklichen Bäckerin ihn nicht heimlich verfolgten.

Wie er um die Nebengebäude herumbog, blieb er noch einmal stehen. In der Tiefe lag sonnenverengt mit baumlosen Halden der Tobel vor ihm, den er erst hinab- und dann wieder emporklettern sollte, um drüben die hochliegende Kirche von Zaunberg zu erreichen. Ihm graute vor dem glühenden Kessel, in den er hinuntersteigen sollte, und zugleich wehte angenehm ein lieblicher Heusduft in seine Nase. Er blickte in die Höhe. Dort oben über den Ställen mußte der Heuschupf sein. Eine angelehnte Leiter führte zu den aufklaffenden Türflügeln hinan. Die Versuchung war gar zu groß, der Gedanke, ein Weilchen zu ruhen, bis sich die ärgste Hitze legte, gar zu köstlich. Schließlich brauchte er ja nur dem Schluß der Maiandacht beizuwohnen und dazu kam er immer noch früh genug.

Der Lockung erliegend, spähte er vorsichtig umher. Die Bäuerin konnte ihn vom Wohnhause her unmöglich sehen und weit und breit war kein menschliches Wesen zu erblicken. Schnell entschlossen kletterte er die Sprossen

empor und schlüpfte in die schattig gährende Öffnung. Doch am Eingang strahlte die Sonnenglut noch zu heiß herein, er wollte sich ein kühleres Plätzchen suchen und tappte durch das Heu dem Hintergrund des Raumes zu.

Plötzlich aber geschah etwas Unerwartetes. Der Heuschupf verschwand vor ihm, der Boden öffnete sich unter seinen Füßen — so schnell, daß er kaum sich bekreuzen und die Heiligen anrufen konnte, und im nächsten Momente flog er durch die Luft und war gefaßt, sein letztes Stündlein gekommen zu sehen.

Aber was war das? Er lebte noch, er lag sogar ganz weich, nur der Kopf schmerzte ihn, und wie er die Augen wieder aufschlug und umherblickte, hätte er vor Überraschung beinahe laut aufgeschrien.\*)

Doch eine kühle Hand legte sich auf seinen Mund und Gundls Stimme flüsterte: „Halt di stad, laß mi z'erst nach dein'm Kopf schaun.“ Sie richtete ihn auf, strich ihm die Haare auseinander und fuhr erleichtert aufatmend fort: „Gott sei Dank, 's hat nix g'macht, aba dei Tod hätt's sein können.“

„Gundl, wo bin i?“ fragte er, noch immer halb betäubt.

„Im Kuhstall.“

Jetzt sah er es wirklich und begriff, was mit ihm geschehen war. Durch eine mangelhaft geschlossene Klappe im Heuboden war er hinabgestürzt und gerade auf die weiche Streu, welche die Wucht des Falles gebrochen hatte. Unter Gundls sanfter Hand fühlte er keinen Schmerz mehr, aber er konnte sich noch nicht entschließen, aufzustehen und starrte immerfort die einst Geliebte an, die mit glühendem Gesichte sich über ihn beugte und ihm wie ein hilfreicher Engel erschien.

---

\*) Siehe das Titelbild.

„Was hast denn da droben g'sucht?“ fragte sie endlich.

„A bisl austrasten hab' i woll'n im Heu. — Gelt, Gundl, du — du verratst mi net, d' Bäuerin darf net wiss'n —“

„Hast mohl Furcht vor deiner lieb'n Braut?“ Das Klang so spöttisch wie zuvor am Brunnen.

„Auf Zaunberg hab' i soll'n.“

„Nacha ist's aba höchste Zeit.“

Er sah auf seine Uhr. „Wahr is 's, aba da, Gundl, bei dir, g'fällt ma's viel besa.“

„Geh, mach, daß d' furt kimmst,“ sagte sie, von neuem rot werdend, „d' Bäuerin und ihr Bruda kunnten femma.“

„Gelt, du verratst mi net?“ bat er noch einmal.

„Naa, naa, g'wiß net, — i waar' die lezt', wo di unglückli mach'n möcht.“

Er warf ihr einen dankbaren Blick zu, während er sich etwas steif von der Streu erhob.

Das Mädchen hatte die verhängnisvolle Klappe mit Hilfe einer Stange wieder geschlossen und das herabgefallene Heu in den Winkel zusammengekehrt. „So, jega sieht ma nix mehr. B'hüt di Gott, Nazl.“

„Pfüet di Gott, Gundl!“ — Aber schon an der Tür wandte er sich erschrocken um. „Naa, naa, da darf i net außa, d' Bäuerin kuint' mi vom Haus her sehn.“

„Nacha springst halt durchs Fensta.“ Sie schob ihm einen hölzernen Sessel hin, von dem aus er das Fenster leicht erreichte, und im nächsten Augenblick hatte er sich hinausgeschwungen.

Das wunderliche Erlebnis war ihm noch immer wie ein Traum, von dem ihm der Kopf brannte, aber er mochte jetzt nicht darüber nachdenken und stieg ohne weiteres Besinnen in den glühenden Lobel hinab.

Doch neben ihm her ging immer die Gundl. Er

wurde ihr Bild nicht los und war doch zugleich froh über die schattenhafte Begleitung. Was sie ihm einst angetan, war vergessen, und er konnte sich nicht vorstellen, daß sie ihm noch zürnte, denn heute hatte sie ihm ja nur Liebes und Gutes erwiesen. Plötzlich aber drängte sich Febronias Gestalt dazwischen, und der Gedanke, daß er sich am Abend mit ihr verloben sollte, war ihm schrecklich.

Noch eine gute halbe Stunde vom Ziele entfernt, setzte er sich auf einen Stein und begann zu überlegen. Wozu ging er eigentlich noch weiter? — Schon als er im Grunde des Tobels gestanden, hatten sie droben in Zaunberg zur Maiandacht geläutet. Bis er die Kirche erreichte, war womöglich der Gottesdienst schon zu Ende. Sollte er wirklich der Febronia zuliebe sich an dem schattenlosen Gange noch weiter plagen?

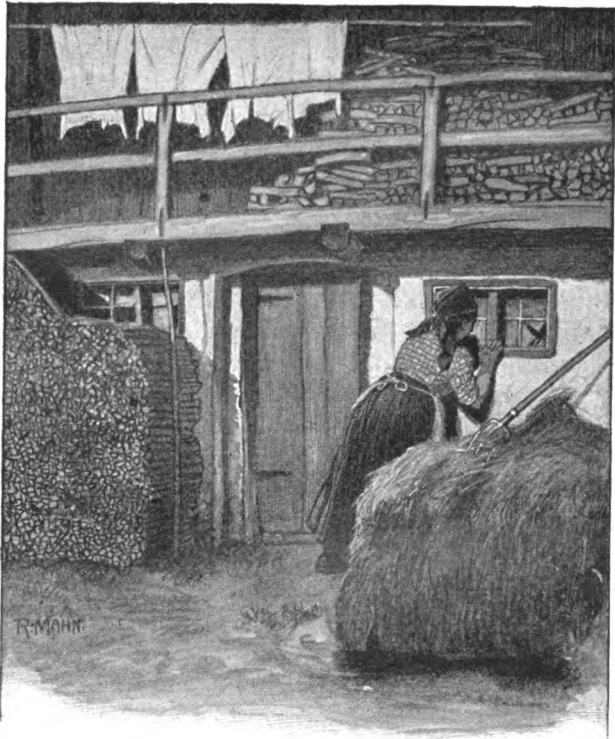
Ein grimmiger Zorn erfaßte ihn. Nein, er ließ sich nicht tyrannisieren, von keiner Frau und noch weniger von einer, die noch nicht einmal seine Braut war! Er mußte ihr den Herrn zeigen, mochte daraus entstehen, was wollte!

Entschlossen stand er auf und begann den Weg, den er eben gekommen, langsam wieder zurückzugehen.

---

Daß Vesperschläfchen der Bazenhoferin war heute übel ausgefallen. Der Besuch des künftigen Mannes hatte sie so aufgereggt, daß sie nicht gleich wie sonst einschlafen konnte. Allerlei Gedanken fuhren ihr durch den Kopf und immer wiederkehrten sie zu der Ankunft des Staudenhofers zurück. Warum er nicht gleich ins Haus gekommen, warum zuerst an den Brunnen gegangen, um so vertraut mit der Gundl zu sprechen! Sein Durst schien ihr nur ein leerer Vorwand, und je mehr sie darüber grübelte, desto unruhiger wurde sie. Sollte die

Magd ihr gefährlich werden können? — Daß sie mit keiner Silbe erwähnt hatte, Nazl zu kennen, schien ihr im höchsten Grade verdächtig. Vielleicht mußte das



Mädchen mehr von seiner Vergangenheit, als ihr lieb sein konnte. Das beste war, sie fragte sie auf der Stelle aus.

Einen Vorsatz fassen und ihn ausführen, war bei der energischen Bäuerin eins. Rasch erhob sie sich und schritt über den Hof dem Kuhstalle zu. Wenn Gundl



mit dem Melken fertig war und somit ihre Sonntagsarbeit beendet hatte, weilte sie jedenfalls in ihrer neben dem Kuhstall gelegenen Kammer.

Doch ehe sie das Nebengebäude betrat, blieb sie betroffen stehen. Ihr braunrotes Gesicht erblaßte, soweit das möglich war. Klängen nicht leise flüsternd zwei Stimmen, die sie beide zu kennen glaubte! Die Gundl war nicht allein, und wenn jemand bei ihr war, so konnte es nur — sie dachte es nicht aus, beugte sich aber blickschnell nieder und schlich an das vordere Stallfenster heran. Vorsichtig spähte sie hindurch, und was sie sah, übertraf ihre schlimmsten Erwartungen. Auf der weichen Streu im Stall — nein, da hörte sich alles auf — ein Fluch, wie er sonst nur von bärtigen Männerlippen tönt, machte halbersticht ihrer Wut Luft. Sie hatte nie viel Gutes von den Männern gedacht, aber so etwas doch nicht. Mit ihr sich verloben und mit dieser Magd da im Stalle zusammen am gleichen Tage! Der Grimm würgte sie an der Kehle, das forderte Rache, augenblickliche Rache! — Aber allein sie zu nehmen, erschien doch zu bedenklich. Wozu war ihr Bruder da. Der da drinnen mit seinem zärtlichen Stelldichein kam ihr so schnell nicht aus!

Schäumend vor Gift und Galle schlich sie zum Hause zurück, weckte den auf der Ofenbank schnarchenden Toni und — sie mit einem Kübel, er mit einem Besen bewaffnet, kehrte das Geschwisterpaar wenige Minuten später an den Schauplatz der unglaublichen Begebenheit zurück.

---

Der Staudenhofer hatte von dem inzwischen Vor-  
gefallenen keine Ahnung, als er, trotzig seine Pfeife  
qualmend, die er auch in Febronias Stube nicht aus-  
gehen lassen wollte, sich wieder dem Bahrenhose näherte.

Eine Viertelstunde mochte er noch davon entfernt sein, als er an einer Krümmung des steil sich emporschlängelnden Pfades plötzlich verwundert Halt machte.

Da saß auf der hervorragenden Wurzel einer ausgerodeten Fichte, neben sich ein geschnürtes Bündel, den grünen Lodenhut mit goldener Quaste auf dem braunen Haar, ein Mädchen und schien, den Kopf in die Hände gestützt, leise vor sich hin zu schluchzen.

Mit einem Sprunge war er an ihrer Seite. „Gundl, bist du's? Wie kommst daher, was ist g'scheg'n?“

„Vom Hof g'jagt hab'n s' mi.“

„Wer hat dös tan?“

„Dei Braut.“

„D' Baxnerin is mei Braut no net!“ rief er ärgerlich.

„Aba heut abend soll sie's doch werd'n.“ Sie spreizte ein wenig die Finger vor dem tränennassen Gesicht und blinzelte ihn an.

„Sell fragt si no sehr. Zerst muaß i wiss'n, warum f' di furtg'schickt hab'n.“

„Mei, dös wann i wißt! D' Baxerin und ihr Bruda san wie narret. Ra vernünftig's Wörtl hab' i red'n könnä. Raun bist du zum Fensta außi und im Stapfentobel verschwund'n g'wen, san s' daher g'stürmt wie dös Wild'n, daß i g'moant hab', sie bringa mi um.“

„Kruzitürken! Aba warum denn? Sann s' vielleicht alli zwoa spinnat word'n?“

„Grad so hab'n s' ausg'schaut. Auf da Stell' soll i mein'n Kram pack'n und mi vom Hof scher'n, hab'n s' g'schrie'n, sunst gab's a Unglück. Wie i g'fragt hab', warum, haben s' mir ka Antwort geben, haben mi a falsche, hinterlistige, schlechte, undankbare Dirn g'hoaf'n.“

„Sell bist net, dös woaß i, Gundl!“ Dem Staudenhofer stieg das Blut zu Kopf, wütend ballte er die Fäuste. „Dös Bagaschi, dös miserablige!“

„Nazl, f' is ja dei Braut!“

„An Dreck is f', wann f' net all's z'rucknimmt! Glei gehst mit mir auffi.“

„Naa, dös tua i um mei Leb'n net, der Bakenhof sieht mi nimma. Aba wann du mir an G'fall'n tun willst —“

„Hundert, wann i's kann, für di tua i alles, Gundl!“

„Schau,“ sagte sie errötend, „in der Gil', wia i z'samm-pact hab', hab' i mei Sonntagsschuah vageff'n. Acht Mark'ln haben f' mi kost zu Baunberg drin und —“

„I hol' dir's, Gundl, glei hol' i dir's, wann du a wengerl warten magst.“

„I wart' scho gern, Nazl,“ erwiderte sie, errötend zu ihm aufschauend.

„In aner halb'n Stund' bin i wieda da. A schlechte Dirn haben f' di g'hoaf'n, dös muaf f' z'rucknehma, d' Bagerin, oder —“

„Du, trau dir net z'viel,“ mahnte das Mädchen.

Er aber hörte sie nicht mehr, und mit einer Kraft und Eile, wie er sie heute noch nicht gezeigt, war er bereits den steilen Weg hinaufgestürzt.

---

Nicht allzulange braucht Gundl auf Nazls Wieder-kunft zu warten. Kaum eine halbe Stunde später steht er schon wieder wie ein begoffener Pudel mit hängendem Kopfe vor ihr, und seine rechte Backe zeigt eine glühende, schwellende Röte.

„O mei, schiach is 's ausganga,“ sagt er, halb lachend, halb wütend.

„Wann's d' nur wieda da bist, Nazl! — Mir scheint, heut abend is 's nig mehr mit da Balobung.“

Er ergreift ihre Hände, die sie leise zuckend in den seinen läßt, und wirft sich neben sie in das störrige Heidekraut. „Aufi g'worfen haben f' mi, grad wia di.“

„Is mögli!“ ruft Gundl, während ihr schelmisches Gesicht sich kaum des Lachens erwehren kann. „Und meine Schuah hast aa net?“

„Net hergeb'n hab'n sie's, und — und — Gundl, i kaaf dir a Paar neue, viel schönere no'.“

„Naa, naa, dö's derf i net annehma, dö's hab' i g'wiß net um di vadeant, du woafst schon, warum.“

„Z'wegen der Watsch'n?“ plakt Nazl heraus. „D mei, dö is längst vageff'n. Uba heut hab' i a andere g'fangt, dö vagiß i meiner Tag net. Wann ma si mit dö Weibaleut einlaßt, geht's, scheint's ma, nit ohne Watsch'n ab.“

„Dö Bäzerin wird do net —“

„Laß dir all's vazähl'n. Wie i auffilemma bin, is f' scho mit ihrem Bruda an da Pforten dag'stand'n, wie da Teifi, wo auf a arme Seel wart't, die er in da Höll' braten will. Als i z' red'n ang'fanga hab', hat sie 's Wort g'numma und nimma aufg'hört, bis i ganz taub word'n bin von dem Gebelfer. Uba jeßt woafß i all's. Bei dir im Stall wär' i g'wen, sie selber hab' mi g'feh'n, wie du —“

Die Gundl legt ihm glühend rot schnell die Hand auf den Mund. „Nazl, sell derffst net sag'n —“

„Uba wir wissen's do', wie's war. Und wie i vom Heubod'n hab' red'n woll'n, is f' auf mi zug'fahr'n wie a Furie und hat ma mit ihrer Bärenprax'u a Watsch'n runterg'langt, daß i gmoant hab', Himmi und Erd fall'n z'samma.“

„I hab' scho lang g'wußt, daß mit da Bäzerin net z' spaff'n is,“ sagt Gundl, wiederum nur mühsam ihr Lachen unterdrückend.

„Und mit ihr'n Bruda aa net. Mit dö zwoa z'rauf'n, trau i mir, woafß Gott, net. Na bin i halt ganga und hab' ma denkt, so lang er lebt, wird da Mensch net

g'scheit. Zwoa Watsch'n hab' i um dö Weiberleut scho kriagt, und no ka Weib."

"Gelt, aba dö erst' vazeihst ma," sagt Gundl plötzlich, nahe an seine Seite rückend, indem sie bittend zu ihm aufblickt. "Schon lang hat's mi g'reut, — und heut, schau, heut — hast mir so viel leid tan."

"Leid — i?" fragt der Staudenhofser, als fühle er sich in seiner Ehre verletzt.

"Ja, weil du d' Bagerin hast zum Weib nehma woll'n. Wie i 's z'erst erfahren hab', hab' i glei bei mir denkt: du, du bist schuld, wenn da Nazl mit dem schiachen Weibsbild unglückli wird —"

"Dös waarst aa g'wen, Gundl, du ganz alloani, denn ohne selle Watsch'n, wo i vo' dir vawischt hab', waar' i ja scho lang vaheirat't."

"Was — was sagst?" Sie läßt in jähem Erstaunen seine Hand fahren und starrt ihn fast erschrocken an. "Du — du hättest's ehrli g'moant und mi heirat'n woll'n? — Geh, frozzeln willst mi!"

"Bei da himmlisch'n Seligkeit net, Gundl!" Er greift in fiebernder Erregung in seinen Janker. "Schau, da hab' i no 's silberne Ringerl, wo i damals für di kauft hab'."

"Dös Ringerl — mir?"

"Nach 'm selben Schuahplattler — du woast scho — hab' i dir's geb'n und hab' dir sag'n woll'n, wie gern i di hab', daß d' Mutta aa nix dagegen hat, und daß d' mei lieb's, lieb's Weiberl werden sollst. Aba eh' i hab' reb'n könna, hast ma halt mit dera Watsch'n bei Antwort bereits geb'n g'habt."

Gundl schlägt plötzlich laut aufschluchzend beide Hände vor das Gesicht.

"Nazl, dös, dös — hab' i g'wiß net dent'n könna —"

"Was denn nacha?" fragt er, ihre Hände leise zurückziehend und ihre tränenfeuchten Augen küßend.

„Mei, daß d' halt a wilde Bua bist, wo's mit an armen Madl net ehrli meint, so a Loder, wo nur an a Gspusi denkt. Denn weil d' mi mitt'n im Saal vor alle Leut' abbuff't hast —“



„Freili — so war's!“ ruft der Staudenhofer und neigt zerknirscht das Haupt. „D i damischer Tropf, dös, wann i g'wußt hätt'! — Was glaubst denn, Gundl, warum i so lang lebi blieb'n bin?“

In des Mädchens Augen leuchtet es verständnisvoll

auf. „Und i, Nazl?“ fragt sie, die Augen voll zu ihm aufschlagend.

Endlich hat er alles begriffen. „Weil d' mi halt aa gern g'habt hast — und no immer —“

„Zimmer und ewig!“ ringt es sich jubelnd aus ihrer Brust und weinend vor Glück und Freude birgt sie den braunen Kopf an der breiten Brust des Burschen.

„Juhuhu!“ jauchzt der Staudinger auf, die Geliebte mit beiden Armen an sich pressend. „Wann's nur d' Bagerin da droben hören kunnt' — jetzt feiern ma do no Balobung! Dös hoast, wann d' mi jeza no magst, Gundl?“

„An andern hätt' i ja nie net mög'n.“

„Drum hat dös Ringerl so lang auf di wart'n müssen,“ sagt der Nazl und schiebt ihr mit glückstrahlendem Gesicht den silbernen Reif an den Finger. „Naa, dös Glück! Von da Brautschau am Bagenhof bring' i wirkli a Braut mit hoam! — Und schau, Gundl, jeza woast i's: d' zwoate Watsch'n hab' i kriagt, weil i damischer Bua d' erste net vastand'n hab'.“





## Die Schönheit des Alters.

Physiognomische Skizze von Reinhold Ortmann.

Mit 9 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

**W**enn wir aus ehrlicher Überzeugung die Frauen als die schönere Hälfte des Menschengeschlechts bezeichnen, wenn die Dichter aller Nationen nicht müde werden, in hellem Entzücken von dem Zauber weiblichen Liebreizes zu singen und zu sagen, so gelten diese Huldigungen im allgemeinen nur jenen Erstöchtern, die sich in dem glücklichen Alter zwischen sechzehn und — nun, sagen wir sechsunddreißig Jahren befinden. Darüber hinaus kommen sie für die begeistertsten Lobredner der Goldseligkeit und Anmut gewöhnlich nicht mehr in Betracht. Frauen, die gleich der berühmten Ninon de l'Enclos noch im hohen Alter durch den bestrickenden Reiz ihrer äußeren Erscheinung junge Männerherzen in heißer Liebe aufflammen lassen, dürften zu den allerfeltesten Ausnahmen zählen, und wenn uns hier und da die indiscrete Fama verrät, daß eine dramatische Künstlerin, deren Schönheit allabendlich tausend bewundernde Augen entzückt, ihrem fünfzigsten oder gar ihrem sechzigsten Lebensjahre bedenklich nahe sei, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß Puder, Schminke und vorteilhafte Beleuchtung an dieser anscheinend so



dauerhaften Schönheit einen nur zu großen Anteil haben. Bei näherer Betrachtung und im unbarmherzigen Tageslicht pflegt sie nur selten standzuhalten, und der Unterschied ist sogar leider oft genug ein recht kläglicher.

Und doch kann man mit vollstem Recht von einer weiblichen Schönheit reden, die nicht an die wenigen Jahre der rasch entschwindenden Blütezeit gebunden ist, sondern die sich im Gegenteil erst viel, viel später entfaltet.

Das ist die Schönheit des Greisenalters, jene milde, gleichsam verklärte Schönheit, die recht wohl mit dem fausten, wehmütig holden Zauber eines zur Rüste gehenden Herbsttages verglichen werden kann. Sie hat nichts mehr von dem verführerischen Sinnenreiz jugendlicher Lieblichkeit, sie kann keine verzehrende Flamme mehr entzünden; aber es geht von ihr aus wie eine wohlthuende, herzerquickende Wärme, und man freut sich ihres Anblicks um so inniger, als sie nicht bloß, wie die Goldseligkeit der Achtzehnjährigen, ein Gnadengeschenk der Natur, sondern in den meisten Fällen ein Lohn eigenen Verdienstes, die Kunst eines harmonisch geführten Lebens ist.

Solche Behauptung mag freilich manchem auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, denn wir sind ja geneigt, das Äußere eines Menschen als ein Produkt der Vererbung und des Zufalls anzusehen, daran er selbst nicht den geringsten Anteil hat, und das er höchstens durch künstliche Hilfsmittel in geringfügigen Einzelheiten nach seinem Willen umgestalten und verändern kann.

Für jugendliche Individuen von unfertiger Charakterentwicklung trifft diese Auffassung auch vollkommen zu. Das niedliche Lärvochen des Backfisches mit seinen frischen Farben, seiner glatten, pfirsichartigen Haut und seinen blanken, ahnungslos fröhlichen Augen ist nichts als ein

Werk der Natur, für das die glückliche Besitzerin keinerlei eigenes Verdienst in Anspruch nehmen darf. Es ist ein Aushängeschild, das der Schöpfer seinem Geschöpf mit auf den Weg gegeben, hübsch verziert und angenehm in die Augen fallend, aber noch gänzlich unbeschrieben.



88 Jahre alt.

Man weiß nicht, was sich dahinter verbirgt, und nur weil es so gefällig ornamentiert ist, fühlt sich der schwärmende Bewunderer geneigt, zu vermuten, daß es eine Fülle der köstlichsten Schätze anzukündigen habe.

Aber so leer und unbeschrieben bleibt es nicht lange. Bald genug beginnt das Leben seine unverwischbaren Züge hineinzuzichnen. Und so unscheinbar sie auch anfänglich sein mögen, sie fügen sich doch mehr und mehr zu einer Schrift zusammen, die deutlich lesbar ist —

zuerst vielleicht nur für das kundige Auge, allgemach aber für jedermann.

Wir alle kennen die Runen, welche körperliche oder seelische Leiden in ein Menschenantlig schreiben. Der Kranke und der Grambedrückte verrät sich uns durch



70 Jahre alt.

sein Aussehen auf den ersten Blick. Aber nicht der Schmerz allein ist es, der da seine bedeutsamen Linien zieht. Auch andere Gemütsbewegungen haben ihr besonderes Alphabet. Laster und Leidenschaften lassen ihre Spur in eigenartigen, kaum zu verkennenden Schriftzeichen zurück. Liebe und Haß, Sanftmut und Zorn, Güte und Herzenshärte, Großmut und Selbstsucht, sie alle werden von einer unbestechlichen Hand im Ver-

lauf der Jahre auf dem ehemals so glatten und leeren  
Aushängeschild vermerkt. Und es steckt eine ewige, un-  
bestreitbare Wahrheit in dem Wort:



89 Jahre alt.

Denn das nur ist Gerechtigkeit auf Erden,  
Daß die Gesichter wie die Menschen werden.

Erhält das Gesicht des Mannes, dem Überwiegen  
der Verstandestätigkeit entsprechend, sein Gepräge vor-  
nehmlich durch die Art seiner geistigen Arbeit, so  
drückt dem Antlitz der Frau zumeist die Richtung ihres  
Gefühlslebens den charakteristischen Stempel auf.

Wer hätte nicht schon die wundersame Verklärung beobachtet, die das Gesicht eines sonst häßlich erscheinenden Weibes verschönen kann, wenn eine so tiefe und



80 Jahre alt.

reine Empfindung wie die Mutterliebe von ihrer Seele Besitz ergriffen hat! Wer kennt nicht den Ausdruck selbstloser Güte auf dem Antlitz alternder Diakonissinnen, den Abglanz liebenswürdiger Heiterkeit in den Zügen solcher Matronen, die aus der fürsorglichen Beschäftigung mit Kindern einen Lebensberuf gemacht haben!

Was auch immer Krankheit, Mühsal und Sorge aus

einem Frauenantlitz machen mögen, abstoßend oder gewinnend wird es doch nur durch jene Züge, die uns von dem Innenleben der Trägerin erzählen. Niemals wird eine Xanthippe, eine vom Dämon der Eifersucht oder vom Teufel der Habgier besessene Enastochter zu jener milden, abgeklärten Schönheit des Greisenalters gelangen, die im Leben der Frau gleichsam einen zweiten Triumph weiblichen Liebreizes bedeutet.



104 Jahre 3 Monate alt.



102 Jahre alt.

An der Hand der beigegebenen photographischen Abbildungen mögen die Leser und Leserinnen prüfen, ob sie meiner Auffassung von dem Wesen und den Voraussetzungen der Altersschönheit zustimmen vermögen. Unter den acht Einzelaufnahmen, welche Frauen der verschiedensten Stände im Alter von siebenzig bis zu hundertvier Jahren darstellen, befindet sich wohl kein Gesicht, dessen hervorstechendster Zug nicht der einer gewinnenden Liebenswürdigkeit wäre. Er ist nicht immer so unmittelbar in die Augen springend wie bei der achtzigjährigen und dreiundneunzigjährigen Matrone, denen ein auch außer-

lich glückliches, von schweren Kümernissen gnädig verschontes Leben die Runenzüge der Leiden und Kämpfe erspart haben mag. Die eine und die andere der Dar-



82 Jahre alt.

gestellten zeigt deutlich wie vernarbte Wundmale jene Linien, die eines harten Daseins Kümernisse in das Menschenantlitz graben. Aber eine durch kein Ungemach auszulöschende Herzensgüte überstrahlt auch diese lieben alten Gesichter, die darum mit besserem Rechte schön ge-

nannt werden mögen als manches süße junge Fräulein, hinter dem vielleicht alle schlimmen Untugenden einer fröhlichen Entwicklung harren.

Hinsichtlich des Gruppenbildes der fünf achtzigjährigen Schwestern will ich dem Urteil der Leser nicht vorgreifen. Sie sind eigentlich mehr der Merkwürdigkeit halber in diese Gesellschaft gekommen, als erfreuliches Beispiel



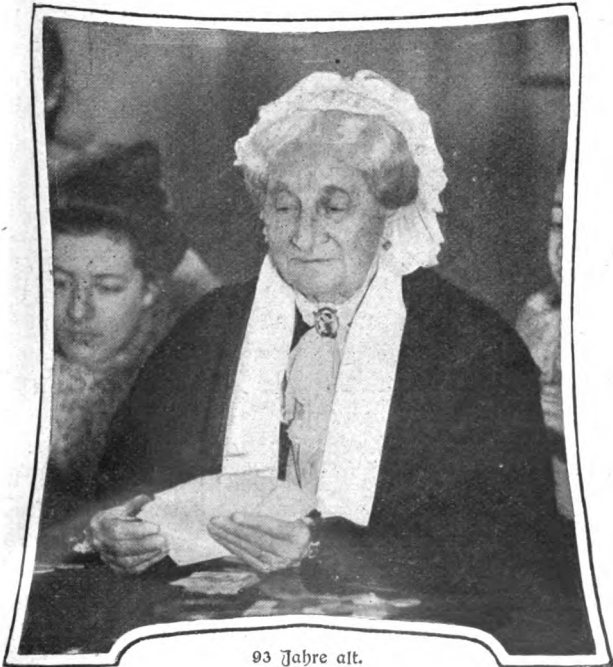
Fünf Schwestern, deren jüngste 80 und deren älteste 88 Jahre alt ist.

für die manchen Familien eigentümliche Langlebigkeit und Rüstigkeit, die in der Tat kaum anschaulicher illustriert werden kann, als durch die fünf energisch dreinschauenden alten Damen, von denen offenbar noch keine einzige die Bürde des Daseins als eine unerfreuliche Last empfindet.

Gar mancher aber — und ich wünsche, daß es recht viele Leser sein mögen — wird beim Betrachten dieser eigenartigen Schönheitsgalerie in seines Herzens Stille sprechen: „Ich weiß ein altes Gesicht, das tausendmal schöner, gütiger und liebenswürdiger ist als alle diese.“



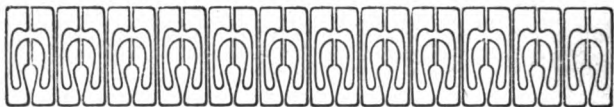
Und ohne Widerspruch und Einrede stimme ich ihm zu, denn die alte Frau, der wir den trauten Mutternamen geben, bleibt uns immer die schönste, wie auch die übrige Welt ihr Aussehen beurteilen mag. Kann doch kein



93 Jahre alt.

anderes Auge als das unserige mit gleicher Deutlichkeit in den Falten ihres Antlitzes lesen, was darin geschrieben steht von Aufopferung und selbstloser Hingabe, von nimmer rastender Sorge, unverbrüchlicher Treue und heiliger, in ihrem unendlichen Reichtum nie erschöpfter Liebe.





## Die Erbin.

Novelle von Emma Haushofer-Merk.



(Nachdruck verboten.)

**D**ie Ähnlichkeit zwischen den beiden Herren, die, während der Wagen eingespannt wurde, noch am Seeufer auf und ab schlenderten, war unverkennbar. Man sah auf den ersten Blick: das waren Vater und Sohn.

Der Landgerichtsdirektor v. Halten war auch im Lodenanzug eine vornehme Erscheinung. Auf dem schmalen Gesicht mit den scharfgeschnittenen Zügen, den dunklen, nahe zusammenstehenden Augen, der geraden Nase lag ein Ausdruck von liebenswürdiger Güte und strengem Pflichtbewußtsein. Derselbe Kopf, nur in jüngerer Ausgabe, mit braunem Haar und Bart, saß auf dem Nacken des sechsundzwanzigjährigen Doktors v. Halten, der dem Vater die Reisetasche trug.

Die beiden Herren hatten zusammen eine Bergtour über Funtensee und Hundstot gemacht und waren gestern über den Hirschbichl gekommen; der Vater mußte nun nach München zurückkehren, da die Gerichtsferien zu Ende waren, der Jüngere aber sollte noch ein paar Wochen am Hintersee zubringen, um seine Nerven aus-

zurühen, die bei dem Staatsexamen, das er im Juli bei ungewöhnlicher Hitze abzulegen gehabt, etwas Schaden gelitten hatten.

„Weißt du, Vater, ich mache mir eigentlich Vorwürfe, daß ich noch müßig hier herumstehen soll, während du wieder in der Arbeit stecken wirfst. Es kommt mir wie eine rechte Bummellei vor, bis Ende September einfach die Hände in den Schoß zu legen. Ich fühle mich wieder so frisch nach diesen Wandertagen.“

„Sie waren auch hübsch, sehr hübsch! Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen. Wir hatten ja ein Wetterglück ohne gleichen. Aber das Ausspannen brauchst du sehr notwendig, mein Junge! Drum sei nur vernünftig und besorge es gründlich. Hoffentlich triffst du nette Gesellschaft, damit du mir nicht trüben Gedanken nachhängst. Die Landschaft hat ja hier etwas Melancholisches, so herrlich sie auch gestern beim Sonnenuntergange wirkte.“

„Ich denke es mir so langweilig für dich, Vater, allein in der leeren Wohnung zu sitzen.“

„Ich muß mich eben wieder am alten Stammtisch anfreunden wie früher, solange du noch ein Kind warst. Wer weiß überhaupt, wie lange der Haushalt zu zweien noch dauern wird?“

„Wie so?“

„Nun, ich meine, über kurz oder lang wirst du doch heiraten, Kurt, und dann werde ich das Alleinsein auch lernen müssen.“

Kurt lachte. „O, damit eilt es mir gar nicht!“

„Na ja — das hat schon mancher gesagt und plötzlich war er verliebt und verlobt, er wußte kaum selber, wie's so rasch geschehen konnte! Ich hätte auch gar nichts dagegen, mein Junge! Deine arme Mutter hat so früh sterben müssen, es hat so lang die Frau gefehlt in unserem

Heim.“ Der Landgerichtsdirektor schien in wehmütige Erinnerungen zu versinken.

Nach einer längeren Pause fuhr er fort: „Ich denke an die Zeit, da ich mein Staatsexamen eben hinter mir hatte. Ich war damals schon drei Jahre verlobt und es waren köstliche, selige Wochen, die ich mit meiner Braut am Chiemsee verlebte, wo ihre Eltern eine kleine Villa besaßen. Ich muß sagen, ich kann dir nichts Besseres wünschen als solch junges Liebesglück in einer schönen Umgebung. Der Sonnenglanz, der damals über dem Leben lag, bleibt doch unvergeßlich!“

Der Wagen war vorgefahren. Kurt drückte dem Vater ganz bewegt die Hand.

„Gute Reise! Lebe wohl!“

„Adieu, mein Junge! Schreib' auch, nicht wahr! Und vor allem: keine Überanstrengung! Du weißt, was der Arzt sagte: ausspannen, Nerven beruhigen! Mit Exzellenz v. Steinthal spreche ich einmal. Wir wollen ganz ruhig überlegen, ob du ins Ministerium eintrittst. Erst müssen die Nerven wieder ganz in Ordnung sein. Ehe du mir nicht versichern kannst, daß du acht Stunden schläfst, lasse ich dich nicht ins Geschirr.“

„Dick und dumm komme ich heim! Wirst schon sehen!“  
lachte Kurt.

Die Augen tauchten noch einmal ineinander, jedes Nicken, jedes Wort verriet: diese beiden standen sich auch seelisch nahe, wie sie sich äußerlich glichen. Vater und Sohn waren Freunde geworden. —

Kurt v. Haltey fühlte sich in der That recht vereinsamt, als nun der Wagen verschwunden war. Die düstere Stimmung, unter der er in den letzten Wochen gelitten hatte und die während der Wandertage ein wenig gewichen war, beschlich ihn wieder trotz der Schönheit der Landschaft, in die er hinausblickte, als

hätte nur die feste, klare Persönlichkeit des Vaters die Schatten zu verschrecken gewußt, die sein Gemüt verdunkelten.

Es war ihm auch ärgerlich, daß in der kleinen Anlage am Ufer schon eine Reihe von Gästen beisammensaß, als er sich zum Mittagsmahl da einfand, noch ärgerlicher, daß ein älterer Herr ihn sofort anrief.

„Ah — Herr Doktor! Wollen Sie nicht bei uns Platz nehmen? Der Herr Landgerichtsdirektor ist wohl schon abgereist? Wie schade, daß ich mich nicht verabschieden konnte!“

Kurt wäre lieber allein geblieben; aber der graubärtige, dicke Herr, der mit Frau und Tochter hier im Gasthaus wohnte, war ihm gestern abend vorgestellt worden, und er besann sich nun vergebens, wie die Leute hießen. Diese Vergesslichkeit machte ihn so verwirrt, daß er nicht sogleich eine Ausrede fand und sich daher gegen seinen Willen auf den freien Stuhl nötigen ließ.

Die Damen waren noch in eifriger Beratung über die Wahl der Speisen begriffen; die Kellnerin stand ungeduldig da und wartete auf Bescheid. Aber die Wahl schien heute besonders schwierig, denn bei jedem Gericht, das die Mama mit lauter Stimme vorlas, rief entweder der Vater oder die Tochter: „Nein — wie gräßlich! Nein, das kann ich doch nicht essen!“ Die Frau rümpfte die Nase, das kurzsichtige Fräulein Wanda beugte sich mit der Bognette vor den Augen auf die Speisefarte und lachte höhnisch über jeden Vorschlag, den die Kellnerin, nach der an allen Tischen gerufen wurde, der Beschleunigung halber zu machen wagte.

Kurt verging fast der Appetit bei diesem Zaudern und Verwerfen; später schämte er sich fast, daß ihm das rasch bestellte Essen recht gut schmeckte, während seine Tischgenossen widerwillig an den Speisen herumstocherten und mit allem unzufrieden waren.

Die Hauptrolle bei der Unterhaltung spielte ein dicker Mops, der auf dem Stuhl neben dem Fräulein saß, seinen plumpen, häßlichen Kopf auf den Tisch hereinstreckte und Versuche anstellte, von den Tellern wegzufressen, der aber trotz seiner mangelhaften Erziehung das Familienjuwel zu fein schien, das alle gleichmäßig verwöhnten, während sie sonst selten im Einklang miteinander waren und sich gegenseitig oft recht gehässig anschrien.

Kurt stellte während des Essens die melancholische Betrachtung an, daß gesellschaftliche Höflichkeit zuweilen doch eine ganz verwerfliche und lästige Gewohnheit sei. Warum hatte er diese Menschen nicht gleich ehrlich und unverblümt abgeschüttelt?

Als man beim Dessert war, kamen noch ein paar Gäste an den Tisch: ein hagerer, dunkelhaariger Mann, Ende der Vierzig, und eine elegant angezogene, aber sehr bescheiden auftretende, kränklich aussehende Dame, seine Schwester, wie sich bei der Vorstellung ergab. Sie hießen Schlaghammer und waren aus Nürnberg.

Herr Schlaghammer schien ein kluger Mensch, der dem lahmen Gespräch durch Witz und Gewandtheit aufhalf, auch Fräulein Wanda in lustiger Neckerei so unverblümete Wahrheiten sagte, daß Kurt, der sich über das bissige ältere Mädchen heimlich erboft hatte, ein paarmal herzlich lachen mußte. Aber das Gesicht des Mannes machte ihm keinen angenehmen Eindruck; es war etwas Lauern-des in den grauen Augen, die über die Brillengläser hinweg verschmizt und bohrend aufblitzten mit einem raschen, stechenden Blick. Das ältere Fräulein schien an eine blinde Unterordnung unter den Willen des Bruders gewöhnt, und ihr scheues: „Wie du meinst! Wie du willst, Stanislaus!“ hatte einen unfreien, ängstlichen Klang, wirkte ebenso wehmütig, wie ihr resignirtes, müdes Lächeln. Jedenfalls war Kurt fest entschlossen,

sich künftig sehr zurückhaltend zu zeigen und den neuen Bekannten — er wußte jetzt, daß der corpulente Herr, der ihn an seinen Tisch genötigt, Fischershausen hieß und Oberposttrat war — in weitem Bogen aus dem Wege zu gehen. Aber es blieb ihm noch eine angenehme Überraschung vorbehalten. Vom Seeufer her kam mit leichtem Schritt ein junges Mädchen im weißen Kleid, trat mit anmutigem Knix in den Schatten der Kastanien, unter denen sie saßen, wurde von Herrn Schlaghammer als seine Tochter Mary vorgestellt und nahm den freien Platz Kurt gegenüber ein.

Sie hatte im See gebadet und rief lachend: „O kalt war's, furchtbar kalt! Aber doch wunderschön!“ Dabei blühten ihre Wangen frisch und rosig trotz des eisigen Bergwassers, in dem sie herumgeschwommen war, und es schien, als brächte sie Sonne mit, Wärme, Licht, Lebensfreude, so klar und leuchtend waren ihre jungen, goldbraunen Augen. Sie war erst vor ein paar Tagen aus der Schweizer Pension angekommen, in der sie mehrere Jahre zugebracht hatte, und genoß nun ihre neue Freiheit, die schöne Umgebung in einem wahren Glücksausbruch. Ihr machte es noch Spaß, sich auf der Speisekarte etwas aussuchen zu dürfen, ihr schmeckte es auch vortrefflich, aber immer schaute sie wieder voll Entzücken auf die von herrlichen Wäldern umsäumten Felswände, auf die glitzernde Seefläche hinaus.

Kurt sprach nur wenig, aber er sah mit einem so wohlwollenden Lächeln auf das frohlaunige junge Geschöpf, daß sie bald ihre erste Befangenheit vor dem fremden Herrn verlor und recht lustig mit ihm plauderte.

Und er, der vor einer halben Stunde noch entschlossen gewesen war, Reifhaus zu nehmen und sich lieber in einer Eenhütte mit Milch und Brot zu begnügen, als wieder mit diesen Leuten an einem Tisch zu sitzen, er sagte

bereitwillig zu, als man ihn aufforderte, sich an einem Nachmittagsausflug zu beteiligen.

Er gehörte ja nicht zu den jungen Männern, die jedem hübschen Mädchen nachlaufen, er wäre sich selbst lächerlich erschienen, wenn ihm dieses achtzehnjährige Kind sofort einen tieferen Eindruck gemacht hätte. Mit einem gewissen nüchternen Egoismus sagte er sich: „Das ist die Gesellschaft, die du brauchst; diese naive Lebensfreude ist ein ebenso gutes Heilmittel gegen pessimistische Stimmungen, wie die reine Luft hier, wie die Bergnatur!“

In den letzten Wochen, seit seine Nerven überreizt waren, seit er an Schlaflosigkeit litt, hatte er allzuviel Schatten im Leben gesehen. Die junge Optimistin sollte ihn wieder lehren, daß es ein Glück war, zu atmen — trotz allem und allem! Ungeheuer alt und reif erschien er sich gegenüber dem lachenden Kind, und mit einer onkelhaften Herablassung ließ er sich auf dem Spaziergange am Nachmittag von ihren Institutsfreundinnen, von ihren Studien, von ihrem klösterlichen Leben in der Schweiz erzählen.

Der vom Zufall zusammengewürfelte Kreis lebte auf dem kleinen Fleck, in dem bescheidenen Gasthause in einer Art Familienzusammengehörigkeit. Man sah sich beim Frühstück, man traf sich bei den Mahlzeiten, man schlenderte des Abends noch gemeinsam im Mondschein auf den Uferwegen.

Kurt schrieb nach der ersten Woche seinem Vater eine vergnügte Postkarte: „Geht mir gut; ich schlafe des Nachts und dämmere am Tag so hin in angenehmer Gedankenlosigkeit.“ Von seinen neuen Bekannten erwähnte er kein Wort. Er meinte noch in vollem Ernst, die hübsche Achtzehnjährige sei ihm nichts weiter als eine liebe Staffage in der stillen Landschaft, und das frohe kind-



liche Sachen hätte dieselbe günstige Wirkung auf ihn gehabt, wenn sie statt eines Mädchens ein lustiger Junge gewesen wäre.

Allmählich aber schien Marys Feststimmung zu ver-  
rauchen, und Kurt beobachtete mit wachsendem Interesse,  
wie sie anfang, nachdenklich zu werden, zu fragen, sich  
tastend zurecht zu finden in der ihr fremden Welt, in  
der ihr so viel neues ans Ohr klang, wie sie dem Ge-  
spräch eine tiefere Wendung zu geben suchte und mit  
klugem Ausdruck lauschte, wenn die Herren sich über  
allgemeine Fragen, über Politik und wichtige Tages-  
ereignisse unterhielten, und er freute sich, wenn sie ihm  
oft mit einem so treuherzigen Augenaufschlag um Auf-  
schluß bat, weil ihr der eine oder andere Punkt nicht  
klar geworden war.

Am einem schönen Abende, als er noch hinausgerudert  
war auf den See, begegnete er ihr draußen auf dem  
stillen Wasser. Sie trieb sich mit Vorliebe allein in  
ihrem kleinen Boot auf dem See herum.

Bewundernd schauten sie beide auf den hohen Göl,  
über den als letzter Sonnengruß noch ein warmer, rothiger  
Ton hinzog und der sich mit seinen glühenden Felszacken  
in der glatten Fläche spiegelte. Der Lichtzauber gab der  
großen, einsamen Landschaft etwas Märchenhaftes, Feier-  
liches, so daß sie in stummer Andacht die Ruder sinken  
ließen und dankbar in der tiefen Stille die leuchtende  
Pracht genossen.

Als der letzte Gluthauch verzittert war, ward es  
rasch dunkel, eine ernste düstere Herbstdämmerung.

Mary war nachdenklich geworden. „Ach, ich wollte,  
ich dürfte immer hier bleiben,“ sagte sie, „und dieser  
schöne Herbst nähme kein Ende. Mir graut vor der  
Stadt, vor dem Leben, in das ich mich erst hinein-  
finden muß. Eigentlich sollte man ein junges Mädchen

nicht so lange von zu Hause fortschicken. Seit meinem zehnten Jahr war ich in der Schweizer Pension. Man kommt dann als erwachsener Mensch in eine völlig fremde Umgebung. Ich kenne ja meinen Vater kaum, ich weiß nichts von seinen Interessen, seiner Beschäftigung. Von den Lehrerinnen und Freundinnen, mit denen ich zusammengelebt habe, wird keine mehr in meiner Nähe sein. Ich fürchte, ich werde mich recht einsam und allein fühlen!“

Wie diese leise Klage sie ihm näher rückte, sie ihm verwandelte! Ein eifersüchtiger Groll erfaßte ihn plötzlich auf jene Unbekannten, die ihr in den Weg treten, die ihre nach einem Halt suchenden Hände fassen würden. Das Herz krampfte sich ihm zusammen vor mitleidiger Besorgnis, daß die Zukunft ihr das klare Herz trüben, diese reine, frische Mädchenblüte zerzausen könnte. Sie war ja so allein, so schutzlos, die Mutterlose! Was verstand der nüchterne Vater mit den schlauen, lauern den Augen von den zarten Empfindungen ihres jungen Herzens? Wie kam der trockene Geschäftsmann zu dem sonnigen, lieben Geschöpf?

Langsam, in gleichmäßigem Taktschlag tauchten sie wieder die Ruder in das Wasser, nebeneinander glitten die Rähne an das Ufer.

Als er ihr beim Aussteigen half, hielt er ihre Hand eine Weile mit festem Druck in der seinen.

Bewirrt begegnete sie seinen Augen, die auf ihrem Gesicht ruhten, wärmer, ernster, mit einem tieferen Blick als sonst.

„Einen Freund haben Sie sich schon gewonnen — glauben Sie mir das, Fräulein Mary?“ sagte er leise.

Kurt war am nächsten Morgen mit einem seltenen Frohgefühl erwacht. Er, der vor kurzem noch ein düsterer

Bestimmist gewesen, freute sich auf den anbrechenden Tag, und wie eine lachende Melodie klang's ihm durch den Kopf, daß er sich auf einem Gelüst zu singen ertappte.

Leider blieb die Enttäuschung nicht aus. Am Vormittag war er einsam herumgeschlendert; als er Mittags an den Tisch unter den Kastanien trat, saß ein fremder junger Mann da, der ihm als Graf Rußbach vorgestellt wurde, und der unablässig auf Mary einsprach. Er war sehr schlank, mit großen braunen Augen in einem hübschen, etwas abgelebten Gesicht mit dem eigentümlich harten Ausdruck, den die jungen Leute bekommen, die viel Sport treiben. Seine lebhafteste Lustigkeit hatte etwas Gemachtes, Krampfhaftes, und Kurt schoß eine Zornesröthe in die Stirne, als er hörte, mit welcher plumpen Redensarten er sich bei dem jungen Mädchen einzuschmeicheln suchte. Er bewunderte ihr Batistkleid, er sagte ihr Komplimente über die Handarbeit, mit der sie sich an diesem Morgen mehr als sonst beschäftigte, er fand es „phänomenal“, daß sie allein in den See hinausruderte und lachte überlaut über jede ihrer Bemerkungen.

Haltey konnte im ersten Moment kaum seinen Arger über die ihm aufgezwungene Gesellschaft verbergen. Aber Marys Benehmen versöhnte ihn einigermaßen. Sie war zu unerfahren und zu ungewandt, um ihre Empfindungen unter glatter, kühler Höflichkeit zu verschleiern, und zeigte sich ganz als schnippischer, schroffer Backfisch in ihrem Bestreben, die zudringliche Liebenswürdigkeit des jungen Grafen abzulehnen.

Ihr Vater warf ihr ein paarmal einen strengen Blick zu, die Tante sah noch ängstlicher aus als gewöhnlich. Kurt aber fand ihre kindliche Grobheit entzückend.

Als der Graf ins Haus gerufen wurde, weil sein Gepäck angekommen war, bekam sie in Gegenwart der übrigen Tischgäste eine zornige Rüge.

„Ich begreife dein Benehmen nicht, Mary! Wenn du in der Pension keine besseren Manieren gelernt hast, dann danke ich für den Wissenskram in deinem Kopf!“ schalt der Vater.

Mary hatte einen trotzigem Zug um den Mund, und Kurt sah zum ersten Male, daß ihr weiches Gesichtchen recht energisch und herb werden konnte.

„Der Graf ist mir unheimlich, Papa! Er lacht nur mit dem Mund und in seinen Augen ist etwas Unruhiges, Gequältes, als hätte er eine Schuld auf dem Gewissen.“

„Eine Schuld!“ lachte Schlaghammer, mit einem eigentümlich spöttischen Ton das Wort wiederholend. „Ich bitte dich, du kleiner Fraß, spiele du dich nicht als Menschenkennerin auf. Ich verlange von dir, daß du auf eine freundliche Anrede keine unartige Antwort gibst. Das ist nichts Unbilliges.“

Für den Nachmittag war ein Ausflug nach der Wimbachklamm geplant; Kurt ging zu Fuß, Oberpostrats und Schlaghammers fuhren in zwei Wagen bis zu dem an der Straße gelegenen Gasthause, wo man im Schatten schöner, hoher Ahornbäume Kaffee trank, um dann die kurze Wanderung in die Schlucht anzutreten. Die Unterhaltung war etwas matt und gezwungen. Die Familie Fischershausen ließ sich entschieden durch die Gegenwart des jungen Adelligen einschüchtern, und Wanda zankte sogar den Mops, der seine Pfoten auf den eleganten Rock des Grafen legte.

Sobald man sich auf den Weg machte, der erst durch Wiesen, dann durch Wald in die enge Felschlucht führt, lief Mary voran und triumphierte, als der Graf, der ihr anfänglich zu folgen suchte, mit seinen feinen Lackstiefeln auf dem nassen, steilen Pfad allmählich zurückblieb.

„Gott sei Dank!“ rief sie Kurt zu. „Ich mag hier

das alberne Geschwätz nicht hören! Ich bin froh, daß die anderen nicht so gut steigen können wie wir!"

Zu beiden Seiten des schäumenden, tosenden, brausenden Bergbachs, der sich in die Tiefe sein Bett gegraben, türmten sich die hohen Felswände empor, dunkel, naß, sonnenlos. Nur in der Höhe tanzte das Goldlicht des Tages und warf leuchtende Reflexe über die Baumwipfel.

Kurt und Mary standen auf einem der Lattenstege, die förmlich zitterten unter der Wucht der stürzenden Wasser, und blickten auf die smaragdgrünen Tümpel in der Tiefe, auf die flüssigen Schleier, die über das Gestein herabrieselten, über die es zuweilen in einem irren Sonnenstrahl wie in Regenbogenfarben hinzitterte.

„Sehen Sie da unten das Gräslein! Wie klein es aussieht!“ lachte Mary übermütig und machte eine Bewegung mit der Rechten, als wollte sie ihm wie ein Schulmädchen eine Nase drehen.

„Ja, hier ist andere Größe, andere Bornehmheit!“

Als man dann zu den Wagen zurückgekehrt war, bat Mary: „Darf ich nicht mit Doktor Halten zu Fuß gehen? Das Fahren ist so langweilig!“

„Was fällt dir ein, Mary,“ zankte der Vater unwillig. Er sah streng und finster aus.

Kurt hatte den Eindruck, daß der Mann von unerbittlicher Härte sein konnte trotz der Gelassenheit, die er meist zur Schau trug. Es schien ihm auch so, als wäre Schlaghammer weniger liebenswürdig und zuvorkommend gegen ihn als bisher, als wäre ihm seine Gegenwart unerwünscht.

Für zudringlich mochte er nicht gelten, deshalb zog er sich in den nächsten Tagen so viel als möglich von der kleinen Gesellschaft zurück und bemerkte nur des Abends, wenn er sich im Gasthause einfänden mußte,

daß an dem Stammtische eine sehr unbehagliche Stimmung herrschte. Aber Marys Augen bligten kampflustig und sie wehrte sich tapfer gegen die Annäherung ihres Verehrers, der immer fahler und ruheloser aussah und kaum mehr gute Laune zu heucheln vermochte.

Am Sonntagmorgen, genau eine Woche nach seiner Ankunft, fuhr Graf Ruxbach wieder ab, sichtlich in düsterer Gemütsverfassung. Die Bediensteten des Hauses schauten ihm mit enttäuschten Gesichtern nach. Er schien ihre Hoffnungen auf ein aristokratisches Trinkgeld nicht erfüllt zu haben. Draußen auf dem See schwamm Marys kleiner Kahn, sie ruderte ihren Vater, der im Boot seine Zeitung las.

Fräulein Emilie Schlaghammer saß beim Frühstück, als Kurt herunterkam. Sie war ungewöhnlich gesprächig und schien weniger bedrückt als in den letzten Tagen. „Ich hätte nie gedacht, daß mein Bruder irgend einem Menschen gegenüber so nachgiebig sein könnte, wie er es gegen Mary ist! Sie wickelt ihn um den Finger,“ sagte sie, ganz aufgeregt über die Abreise des Grafen.

Mary kam in strahlender Laune zurück. Ihr Vater nannte sie ein paarmal eine kleine Märrin, aber es schien auch ihm behaglich, daß sein Kind ihn wieder anlachte.

„Ach, ich bin so vergnügt heute!“ bekannte sie mit ihrer achtzehnjährigen Offenheit. „Mir kommt förmlich die Luft reiner vor, als in den letzten acht Tagen. Der Graf mit seinem Gigerlanzug hat gar nicht in diese Stimmung hereingepaßt. Er soll doch nach Reichenhall gehen, ins Kurhotel, da amüsiert er sich gewiß mehr nach seinem Geschmack.“

„Na ja! Weltflug bist du nicht, du dummes Mädel! Vielleicht wirst du es noch einmal. Aber man findet nicht jeden Tag einen Grafentitel, nach dem man nur die Hände auszustrecken brauchte,“ bemerkte Schlag-

hammer mit einem prozigen Ton, der Kurt höchst unangenehm berührte.

„Mir imponiert ein Titel gar nicht!“ rief Mary. „Ich habe es wie eine Beleidigung empfunden, daß der Graf sich in solcher Weise herandrängte. Er meinte wohl, daß wir's uns zur Ehre anrechnen müßten, wenn er mit uns an einem Tische saß! Im Grunde schien es ihm doch eine Herablassung! Wenn er wenigstens fein und gebildet und klug gewesen wäre! Aber er ist ja leer wie eine taube Muff.“

„Wie es redet, das Guck-in-die-Welt!“ sagte der Vater spottend, aber doch mit einem gewissen Stolz auf sein troziges Kind.

Kurt saß schweigend am Tisch; es brachte ihn in Verlegenheit, daß er in diese Familienszene hereingezogen wurde, und er beschäftigte sich mit seinem Frühstück, um nicht als störender Fremder zu wirken. Am liebsten hätte er Mary freilich zugerant: „Wenn du auch nicht weltklug bist, Menschenkenntnis hast du viel mehr als dein Vater, du Liebe, Tapfere!“

Sie mochte wohl die frohe Zustimmung in seinem Gesichte lesen; sie lächelte ihn mit einem so warmen Vertrauen an und sagte plötzlich leise, wie mit einem wonnigen Aussenfzen: „Heute ist ein köstlicher, weihvoller Sonntag! Ich meine, so blau wäre der Himmel noch nie gewesen!“

Am Abend, als die vielen Wagen, die am Nachmittag von Berchtesgaden und Reichenhall gekommen waren, mit ihren Insassen wieder fortgefahren waren, als sich tiefe Stille über das Gestade breitete, saß Mary allein auf einer Bank am Ufer und genoß den zauberhaften Anblick des rosig beleuchteten Böll, der hinter der dunklen Fläche groß und wild emporstieg mit seinen mächtigen Steinwänden, seinen kühnen Abstürzen.

Kurt war auf der Post gewesen und trat mit einem Brief in der Hand zu ihr.

„An Fräulein Maria Schlaghammer — das ist doch für Sie, nicht wahr?“ frug er mit einem weichen Ton, bewegt von ihrer Nähe in der traumhaft schönen Abendstimmung.

„O danke! Von meiner liebsten Freundin in der Pension. Sie nennt mich immer Maria. Und aufrichtig gesagt, ich mag das auch viel lieber als das englische Mary. Ich bin doch eine Deutsche, bin stolz darauf, eine Deutsche zu sein.“

Er sah ihr lächelnd in die jungen Züge und durch sein Herz drang ein stürmisches ununterdrückbares Jauchzen: „Ich habe dich ja lieb! Ich habe dich ja lieb!“

„Sie finden das kindisch, nicht wahr?“ frug sie mit ihrem treuherzigen Augenaufschlag.

„O nein — im Gegenteil, Fräulein Maria! Ich staune, wie klar, wie richtig Sie immer urteilen. Ich freue mich so über Ihren guten Geschmack. Ich kann Ihnen ja gar nicht sagen, wie mir Ihre Unbefangenheit, Ihr scharfes Urtheil diesem Grafen gegenüber gefallen hat, der nun, Gott sei Dank, wieder fort ist! Manch andere in Ihrer Jugend wäre vielleicht nicht so vernünftig, nicht so unbeeinflussbar gewesen!“

„O es war ein Glück für mich, daß er nicht der allererste junge Mann war, den ich kennen lernte,“ sagte sie rasch. „Gefallen hätte er mir gewiß nicht, aber ich hätte mich am Ende doch gefragt, ob man in der großen Welt immer so oberflächlich plaudert, ob das so der Ton der jungen Männer gegen die Damen sei. Mir hätte ja jeder Maßstab gefehlt. So aber konnte ich ihn mit Ihnen vergleichen, und da sank seine Schale so tief, so sehr tief!“

Sie hatte mit ihrer gewohnten Unbefangenheit ihre



Gedanken herausgeplaudert; erst während sie sprach, merkte sie, wie viel Liebes sie ihm in ihrem rückhaltlosen Vertrauen bekannte. Sie las den Eindruck ihrer Worte an seinem bewegten Gesicht und fühlte, wie ihr in Schrecken und Verwirrung ein heißes Rot in die Wangen flutete.

Rurt aber nahm ihre Hände in die seinen und drückte sie fest und zärtlich. „Ich empfinde es ja auch als ein hohes Glück, daß wir uns so gut verstehen, Maria, daß wir uns täglich näher rücken! Freudlos war ich, ein düsterer Grübler, als ich hierherkam. Nun ist so viel Lebensfreude in mir, so viel Zukunftsglaube! Sie, nur Sie haben das Wunder vollbracht! Ich möchte Ihnen immer wieder und wieder danken für jedes Lachen, für jedes frische Wort von Ihren Lippen, für den beglückenden Hauch, der von Ihnen ausströmt!“

Scheu und verwirrt, aber auch mit einem verklärten Ausdruck schaute sie zu ihm auf; die warmen Hände lagen hingebend und vertrauensvoll in den seinen.

„Bin ich Ihnen denn wirklich etwas?“ fragte sie leise. „Das macht mich so froh, so stolz! Ich komme mir immer so unbedeutend vor Ihnen gegenüber, so kindisch, ein dummes kleines Ding!“

Einen Moment war er in Versuchung, die junge Gestalt an sich zu drücken; allgewaltig zog es ihn zu ihrem weichen, rosigem Mund. Leidenschaftliche Liebesworte wollten sich ihm auf die Lippen drängen. Aber seiner Charakteranlage, seiner Erziehung nach fürchtete er sich vor einem allzu raschen Nachgeben gegen ein heißes Gefühl. Nur nicht hinreißen lassen! Selbstbeherrschung — Überlegung! mahnte förmlich eine Stimme in ihm, und so zog er nur ihre kleine Hand an die Lippen und sagte bewegt: „Liebe, kleine, süße Maria! Wie schön, nicht wahr, daß wir uns freuen dürfen auf

die Sonne, die uns morgen wieder weckt! Daß wir das holde Verständniß füreinander pflegen und belauschen können noch manchen Tag! Wie ein köstliches Geheimniß, von dem nur wir beide wissen, das uns die Herzen höher schlagen macht, das uns die Herbstschönheit um uns her zu einem wundervollen Märchen umwandelt.“

Er saß noch lange allein auf der Bank am Seeufer, nachdem das junge Mädchen ins Haus gegangen war. Jeder Sonnenschimmer war erloschen, man sah kaum noch die Umrisse der Berge, über die sich nächtliche Schatten breiteten. In der schwarzen Wasserfläche spiegelten sich ein paar Sterne. Aber seine Seele blieb licht und hell wie durchtränkt von Sonnenjubel.

---

Mary saß still, gedankenverloren bei den Thren. Sie sprach wenig an diesem Abende. Ein sonniges Leuchten war in ihren Augen. Die weichen Züge schienen wie durchgeistigt, wie gereift von ernsterem weiblichen Liebreiz.

„Morgen fahren wir nach Berchtesgaden hinab,“ erwähnte Schlaghammer gesprächsweise. Kurt wurde nicht zur Begleitung aufgefordert, er konnte sich daher nicht wohl anschließen und grüßte nur vom Fenster aus, als die Familie zu früher Stunde wegfuhr.

Er hatte, während die Sterne zum Fenster herein schienen, einen langen Brief an seinen Vater geschrieben, den er sofort zur Post getragen, damit er möglichst rasch befördert würde.

„Fast möchte ich glauben, lieber Vater, Du hättest die Gabe des zweiten Gesichts. Du wärst ein Prophet! Ein Glücksprphet! Erinnerst Du Dich, wie Du mir vor Deiner Abreise von Deiner jungen Liebeseligkeit erzählt, wie Du mir ähnliche köstliche Tage an einem

schönen Erdenfleck gewünscht hast. Nun hat sich erfüllt, was Du vom Schicksal für mich begehrt, nun reist in diesem Septembersonnenschein ein holdes Glück für mich heran. Noch ist es unter Schleiern verborgen, noch habe ich die letzte wichtige Frage, die über meine Zukunft entscheidet, nicht ausgesprochen. Aber Du, mein bester Freund, sollst die Gemütsverfassung kennen, in der ich mich befinde, sollst meinen Entschluß segnen, sollst, wenn irgend möglich, kommen, um das liebe Geschöpf zu sehen, das Deine Tochter werden wird. Sie heißt Maria, wie meine Mutter. Ich muß sagen, daß ich von ihrem Vater nicht viel mehr weiß, als den Namen. Im Fremdenbuch steht: Stanislaus Schlaghammer, Rentier aus Nürnberg. Seine Frau ist längst tot. Eine Schwester, ein gutes, herzlich harmloses, älteres Fräulein scheint ihm den Haushalt zu führen. Ehrlich gestanden, die Angehörigen sind mir sehr indifferent. Es scheint mir ein lieber Gedanke, daß Maria, die mit ihren achtzehn Jahren erst aus der Pension kam, in meiner Umgebung Fuß fassen wird, daß sie ohne alle weiteren Erinnerungen, als die an ihr klösterliches Institut, erst an meiner Seite ins Leben eintreten soll.“ —

Unter einem milchweißen Himmel, durch den nur matt die Sonne hindurchblitzte, schlenderte Kurt während des Tages auf den einsamsten Wegen umher. Sein Denken war so reichbewegt, so viele rosige Bilder tauchten in ihm auf, als wäre seine Phantasie, die lange von Gesetzesparagrafen und juristischem Formelkram erstickt und ertötet worden war, plötzlich jung und frisch aufgeblüht.

Es dämmerte schon, als Schlaghammers zurückkehrten.

Kurt stand wartend unter der Thür und grüßte freudig Marys Augen, die ihm warm entgegenleuchteten,

sagten deutlich: „Wie habe ich mich gefehnt! Wie freue ich mich, dich wieder zu sehen!“ —

Nein, er trug das Schweigen nicht länger! „Morgen, morgen!“ sagte er sich mit leidenschaftlichem Ungefüg. Mary pflegte meist schon vor dem Frühstück im kleinen Boot hinauszurudern in das Sonnengeglitzer. Wenn auch er zu früher Stunde einen Kahn nahm, dann waren sie beide allein in der wunderbaren Morgenstille, und in der herrlichsten Einsamkeit konnte er sich zu ihr neigen und das letzte Wort sagen, das ihm das holde Geschöpf zu eigen gab.

Es war kein Zweifel in ihm, nur wonnige Gewißheit. Er konnte ja so tief, so klar hineinschauen in die junge Seele, die sich dem Wunder der Liebe erschloß.

Die Nacht schien ihm endlos; die Angst vor einem Regenschauer, der ihm die erträumte Begegnung auf dem Wasser vereiteln würde, ließ ihn nicht schlafen.

Aber rosig dämmerte der Morgen empor. Leise erhob er sich, leise stahl er sich aus dem Haus. Die neugierigen Augen der Sommerfrischler brauchten nicht zu beobachten, daß er eine Morgenfahrt unternahm.

Als er an der Post vorüberkam, trat der junge Schalterbeamte auf ihn zu. „Ein Telegramm, Herr Doktor. Ich wollte es eben zu Ihnen schicken!“

Mit einer freudigen Regung streckte er die Hand aus. Gewiß meldete sein Vater seine Ankunft.

Er war so ganz in dieser Hoffnung befangen, daß er im ersten Moment die Worte verständnislos anblickte.

„Unmöglich. Du mußt sofort abreisen. Unbedingte Rücksprache nötig. Keinen Schritt weiter. Wiederhole: Unmöglich! Dein Vater.“

Eine zornige Röte stieg ihm in die Stirne. Was fiel seinem Vater denn ein? Er war doch kein kleiner Junge, der sich einfach befehlen lassen mußte: Du darfst

nicht! Du gehst heim! Er hatte seinem väterlichen Freund sein Herzensgeheimnis anvertraut; er hatte nicht um Erlaubnis gebeten.

In finsterner Erregung rannte er dahin, aufstrotzend in leidenschaftlicher Empörung. Und immer wieder las er aufs neue die Worte: „Unmöglich — unmöglich!“

Als sein Kopf kühler, sein Blut ruhiger geworden, sagte er sich freilich, daß sein Vater niemals blinden Gehorsam von ihm gefordert habe, ihm nie ein Tyrann, nie ein strenger Zuchtmeister gewesen sei. Schon dem kleinen Jungen hatte er bei jedem Verbot Gründe an-gegeben, ihm stets zu erklären gesucht, warum er ihm dies und jenes nicht gestatten könne. Der erwachsene Sohn war niemals in seiner Freiheit beschränkt worden. Und der Vater wünschte ja, daß er sich verheirate, er hatte ihm ja doch gesagt, wie sehr er sich über eine Schwiegertochter freuen würde. Es mußten also ernste Bedenken sein, wenn er sich mit einem so energischen Widerspruch in das Schicksal des Sohnes einmengte.

Bedenken, die wohl der Familie Schlaghammer galten! Eine so feine, vornehme Persönlichkeit, wie sein Vater, war Schlaghammer ja gewiß nicht! Aber was lag ihm an dem Alten! O, gegen Vorurteile, gegen Beamtenhochmut wollte er schon kämpfen! Von solchen Rücksichten ließ er sich nicht einschränken!

Wie ermattet, wie von einem jähen Schlag gefällt, sank Kurt an einer versteckten Uferstelle auf einen Stein nieder und saß hier in traurigem Grübeln.

Er wußte nicht, wie lange er hier gefessen hatte, als er einen Ruderschlag hörte, das kleine Boot draußen schwimmen sah. Er erkannte das helle Kleid, den weißen Hut, — er meinte das liebe, lächelnde Gesicht zu sehen, den verträumten Blick. Er wußte, sie dachte an ihn. Er fühlte förmlich, wie ein sehnsüchtiges Grüßen zu ihm flog.

Die Morgenschönheit, die köstliche Stille, die poetische Einsamkeit war gegeben, wie er sie geträumt. Und nun hielt ihn das unselige Blatt im Bann, das ihm wie Feuer in den Händen brannte: Unmöglich! Unmöglich!

Er mußte Klarheit haben! Dieses Dunkel, in das er so fruchtlos hineinträufelte, machte ihn ja wahnsinnig. Er sprang auf. Er ging am Seeufer zurück, bis zu dem Steg, an dem Mary landen mußte.

Als sie näher kam, die Augen zu ihm aufschlug, ihn anlächelte, da überkam ihn eine freudige Klarheit: „Sie lassen — nein! Nimmermehr!“ schrie es in ihm.

Er gab ihr die Hand und sagte mit einem Bittern in der Stimme, das er nicht zu beherrschen vermochte: „Ach, Fräulein Maria! Ich möchte am liebsten die Verse aus der Braut von Messina zitieren: „Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der vergängliche, baut!“ — Vorgestern abend habe ich noch mit solcher Zuversicht geglaubt, daß uns ungestörte Tage des Zusammenseins vergönnt seien und heute kommt ein Telegramm meines Vaters, das mich zu ihm ruft. Ich muß fort, so bald als möglich. Aber ich wollte Ihnen allein Lebewohl sagen, allein, ohne Zeugen von Ihnen Abschied nehmen. Noch bin ich selbst wie vor den Kopf geschlagen von der Nachricht. Ich weiß nicht, warum mein Vater mich sprechen will.“

„Sie gehen fort!“ stammelte sie mit einem Zucken um die Lippen. Sie wollte ihm ihr Gesicht verbergen und beugte sich rasch zu der Bootskeule herab, die sie mit bebenden Händen einhakte; aber er sah es doch, daß ihr die Augen voll Tränen standen.

„Nein, es soll, es darf kein Abschied sein! Ich komme wieder! Vielleicht schon morgen! Zürnen Sie mir nicht, Maria! Denken Sie lieb an mich, bis ich diese Hand wieder in der meinen halte!“ sagte er erschüttert und

doch mit einem innerlichen Jauchzen, als er ihre Tränen sah.

---

Fast feindselig stand er dem Manne gegenüber, dem er bisher vertraut hatte wie keinem anderen auf der Welt. „Du siehst, Vater, ich bin gekommen, wie du mir befohlen hast. Aber ganz so lammsfromm, wie du zu glauben scheinst, bin ich nicht. Ich bin neugierig auf die Gründe, die mir jeden weiteren Schritt in meiner Herzensangelegenheit abschneiden sollen,“ sagte er in einem Ton, dem seine schmerzliche Unruhe, die durch die Fahrt gesteigerte Erregung einen scharfen Klang gaben.

Der Landgerichtsdirektor hatte mit Betrübnis das veränderte Wesen, das wie im Fieber glühende Gesicht seines Sohnes betrachtet. — „Mein armer Bub!“ das war sein erstes Wort der Begrüßung gewesen.

Aber dieser unangenehm schroffen Art gegenüber wurde auch er unwillkürlich frostiger, steifer, ganz der hohe Beamte und strenge Richter, wie er in seinem Amt sich zu zeigen pflegte.

„Ich bedaure sehr, daß der eine schwerwiegende Grund, der mich zwang, bei der Nachricht von deiner bevorstehenden Verlobung ein sofortiges Veto einzulegen, sich mit dem besten Willen nicht beseitigen, nicht vertuschen und beschönigen läßt. Ich muß dir die traurige Nachricht sagen: der Mann, aus dessen Hand du deine künftige Frau nehmen willst, Stanislaus Schlaghammer, der zur Zeit seinen Wohnsitz in Nürnberg hat, der aber aus Prag gebürtig ist, ist einer der berühmtesten Wucherer.“

Kurt fuhr zurück in jähem Erschrecken. Er ward sich erst in diesem Augenblick bewußt, wie sehr er sich in den Gedanken eingelebt hatte, daß es sich nur um ein Vorurteil seines Vaters handle.

Aber die Augen, die lieben, jungen Augen, in denen

die hellen Tränen geschimmert, sie standen so bittend vor seiner Seele.

„Was kümmert's mich?“ rief er trohig, mit blassem Gesicht. „Ich will nichts von dem Geld des Mannes; ich will sein Kind. Maria ist unberührt, ist engelrein, sie hat sicher keine Ahnung von den Geschäften, die ihr Vater treibt!“

„Ich verstehe dich nicht mehr, Kurt! Ich verstehe nicht, daß du nicht sofort einsehst, wie hoffnungslos, wie undenkbar eine solche Verbindung ist! Der Schwiegervater, ein kriminell anrüchiger Mensch, der sich nur mit großer Schlaueit dem Gesetz zu entziehen weiß, über den früher oder später aber doch ein Strafgericht hereinbrechen wird! — Du — der Sohn eines Richters, selbst ein künftiger Beamter!“ —

„Aber Vater, ich bin doch in erster Linie Mensch und erst in zweiter Jurist! Noch bin ich nicht Beamter, noch ist mir das Herz nicht umpanzert von Gesetz und Strafrecht, noch läßt es sich nicht einfach gebieten: Hier darfst du keine Sympathien haben, du mußt verurteilen, blindlings, rückhaltlos — auch das achtzehnjährige Mädchen, das fern von jedem Gifthauch der Welt aufwuchs, das dir mit rührendem Vertrauen entgegenkam, das um so mehr der schützenden Hand bedarf, je mehr es in der Nähe des Vaters gefährdet und bedroht ist. — Soll ich sie deshalb weniger lieb haben, weil ihr Vater ein schlechter Mensch ist? O nein — ich sage dir, ich fühle, wie das Mitleid, die Angst sie mir nur um so teurer und begehrenswerter machen! Am liebsten möchte ich gleich wieder umkehren, sie herausreißen aus ihrer Umgebung, meine Arme um sie breiten, damit sie nichts sehen und hören muß von all dem Häßlichen, was ihr bevorsteht; damit nie ihr frohes, sonniges Gemüt getrübt werde. Und ich bin überzeugt, als du jung warst, da



waren deine Gefühle auch nicht so säuberlich eingeordnet und etikettiert, Vater, daß du sie einfach auf eine Nachricht hin ad acta legen konntest!“

„Auch als ich jung war, Kurt, und noch kein Beamter, hatte ich schon eine unüberwindliche Abneigung gegen ehrlose Menschen, einen tiefen Ekel vor Blutsaugern, die sich auf Kosten armer Leute bereichern, so daß ich einer solchen Gesellschaft in weiten Bogen aus dem Wege gegangen wäre, daß in deinem Fall die Empörung gegen den Vater jede Neigung für seine Tochter erstickt hätte!“

„Nun, dann bin ich eben aus der Art geschlagen!“ rief Kurt leidenschaftlich.

Er fühlte, daß er alle Selbstbeherrschung verlor, gerade weil die Eröffnung des Vaters ihn schwerer getroffen hatte, als er zeigen wollte. Es blieb ihm gerade noch so viel Überlegung, daß er seinen Hut nahm und aus dem Haus rannte, ehe er sich in seiner schmerzlichen Aufregung zu noch heftigeren Worten hinreißen ließ.

Der Landgerichtsdirektor war in seinen Schreibfessel gesunken und drückte die Stirne in die Hände. Seit Jahren der erste Streit zwischen ihnen. Zum ersten Male eine gehässige Stimmung in ihrem friedlichen Heim! So weit hatte ihm dieses Mädchen bereits den Sohn entfremdet!

Zu später Stunde kam Kurt erst zurück. Er mußte den Lampenschimmer im Studierzimmer sehen, der ihm verriet, daß sein Vater noch wachte, aber ohne Gruß ging er in seine Stube. Der Landgerichtsdirektor hörte ihn auf und ab gehen, noch lange nach Mitternacht. Auch er konnte nicht schlafen. Allmählich freilich war sein Groll verzittert, seine gekränkte Stimmung verflogen. Nur Mitleid mit dem Sohn machte ihm das Herz schwer.

Als Kurt dann blaß, mit müden Lidern beim Frühstück saß, trat der Vater zu ihm, legte ihm die Hand

auf den Arm und sagte sanft und gütig: „Entzweiung zwischen uns beiden, mein Junge, das geht nicht! das ist ein Unding! Ich habe mir's überlegt. Ich bin der Ruhigere, der in diesem ernstesten Zwiespalt wohl objektiv und gelassen bleiben kann, während du begreiflicherweise bis ins Innerste aufgewühlt bist. So ist es denn an mir, liebevoll einzulenkten. Der Ton meines Telegramms hatte dich wohl gereizt. Aber glaub' mir, Kurt, es war viel weniger ein knapper Befehl, als ein Schreckensruf.“

Dem warmen, herzlichen Ton gegenüber fühlte sich Kurt viel wehrloser. „Natürlich, Vater, von deinem Standpunkt aus — ich muß ja deine Anschauung begreifen. Aber wenn du Maria nur gesehen hättest, du würdest es nicht undenkbar finden, daß man die Tochter vom Vater trennt.“

„Wenn das nur anginge! Wenn das der Welt gegenüber nur durchzuführen wäre, Kurt! Ich glaube ja gern das Beste und Schönste von dem jungen Mädchen. Aber sie ist und bleibt das Kind eines Menschen, mit dem wir nicht in Berührung kommen dürfen. Schau, mein Junge, ich will einmal ganz egoistisch von mir selbst sprechen. Du weißt, ich habe in der Welt nur dich und meinen Beruf. Soll ich dich verlieren und zugleich auch in voller Rüstigkeit und Kraft mein Amt niederlegen? Das müßte ich unbedingt, wenn du darauf bestehst, diese Verbindung einzugehen. Ich kann als Richter meine Stellung nur behaupten, wenn ich völlig unantastbar dastehe. Ich will nicht den Augenblick erleben, da ein frecher Angeklagter oder ein gehässiger Zeuge oder am Ende ein Verteidiger, der vor keinem Mittel zurückschreckt, mir die Worte ins Gesicht schleudert: „Der Herr Vorsitzende hat ja in seiner Familie ein Beispiel, wie man das Gesetz zu umgehen weiß.“ Stelle dir

einmal die Möglichkeit vor, dieser Schlaghammer käme vor Gericht und ich müßte die Verhandlung leiten. Das ist sogar sehr wahrscheinlich, nachdem der Graf Rußbach sich eben jetzt bankrott erklären mußte. Schlaghammer, der sich sonst hinter verschiedenen Unterhändlern und Mäklern verschanzt, wird allgemein als der böse Dämon genannt, der den Grafen ruiniert hat.“

„Graf Rußbach?“ fuhr Kurt auf. „Der hat sich bankrott erklärt — eben jetzt?“

„Ja, vor wenigen Tagen, die Geschichte macht Aufsehen. Man versteht kaum, wie der junge Mann in einigen Jahren, seit er majorenn ist, sein Vermögen vergeuden und eine solche Schuldenlast anhäufen konnte. Er ist zwar ein flotter Lebemann, er hat sich einen Rennstall gehalten und gewettet und gespielt — aber trotzdem! Er soll Unsummen an die Geldverleiher verloren haben, die ihm wahnsinnige Prozente abnahmen. Und im Hintergrund dieser Gaunerei steht der sogenannte Rentier Schlaghammer.“

Kurt hatte die Zähne aufeinander gepreßt; mit einem dumpfen Schmerzenslaut, halb wie ein Stöhnen, halb wie ein Fluch, sprang er auf. Er selbst hatte ja die letzte verzweifelte Anstrengung des jungen Grafen, sich zu retten, mit angesehen! Schlaghammer hätte ihn wohl über Wasser gehalten, wenn die Tochter an ihm Gefallen gefunden. Er hätte ihn ihr gekauft um seines Titels willen. Die Personen dieses kurzen Dramas standen so nah, so wahr vor seinen Augen und — Mary hatte hier doch auch ihre Rolle gespielt! Unwillkürlich erfüllte es ihn mit Ekel und Widerwillen, daß sie in diese düstere Geschichte mit hereingezogen worden war.

Der Landgerichtsdirektor, der bemerkte, daß seine Worte nun tiefen Eindruck gemacht, legte seine Hand auf die Schulter des Sohnes. „Sieh, Kurt, ich würde

dir gar nicht so energisch abraten, wenn ich mir über deinen Charakter nicht so klar wäre. Es gibt Menschen, die sich über die Meinung der anderen hinwegsetzen können, die eine harte Haut haben und gewisse Dinge, die ihnen unbequem sind, sich einfach aus dem Kopf schlagen. Aber du bist mir viel zu ähnlich. Wir entstammen einer ganzen Generation von Beamten, die alle keine großen Glücksgüter ansammelten, die aber ihre höchste Ehre dareinsetzten, ohne Furcht und Tadel dazustehen. Man kann nicht aus seiner Haut heraus. Du würdest, genau wie ich, von jedem respektlosen Gruß verstimmt werden, du müßtest jeden Nadelstich mit grausamer Schärfe empfinden. Und wenn du hundertmal auf jeden Pfennig Mitgift von deinem Schwiegervater verzichtet hättest, der Gedanke, daß irgend jemand an deiner Lauterkeit zweifeln, nur vermuten könnte, du hättest an seinem Raub teilgenommen, würde dir das Leben verbittern.“

Kurt antwortete nicht, aber er sah so schmerzgequält aus, daß der Vater ihm bewegt über die Hand strich und das Zimmer verließ.

Am nächsten Morgen trat Kurt mit ernstem Gesicht, ruhig und entschlossen in das Studierzimmer, in dem sein Vater schon arbeitend am Schreibtische saß.

„Du hast recht, Vater! Ich habe es eingesehen, daß es über meine Kraft gehen würde, dem Manne die Hand zu drücken, ihn um sein Kind zu bitten!“ sagte er mit müder Stimme. „Ich habe entsagt!“

Der Vater atmete auf. Aber er war feinfühlig genug, um seinen Triumph und seine Freude nicht zu verraten.

Erst als sie zusammen beim Frühstück saßen, bemerkte

er mit einem leuchtenden Ausdruck in den Augen: „Ich kann dir heute auch eine gute Nachricht sagen, mein Sohn, und dir gratulieren. Du hast nur die besten Noten im Staatsexamen. Kollege Rittersperg teilte es mir gestern abend mit. Nun wird deine Berufung in das Ministerium nicht lange auf sich warten lassen.“

Kurt hob die Augen von der Zeitung empor, die er zur Hand genommen. „Ich muß dir gestehen, Vater, ich bin entschlossen, sofort nach Berlin zu reisen und mich beim Auswärtigen Amt zu melden. Ich will fort, weit fort, so bald es irgend angeht. Ich werde zum Konsulat übergehen, denn ich habe alle Stimmung verloren für eine Beamtenlaufbahn in der Heimat.“

Dem Vater versagte einen Moment die Stimme. Er mußte sich erst langsam fassen. „Das ist ja allerdings eine schwere Enttäuschung für mich, Kurt,“ sagte er dann tonlos, „aber du weißt, ich habe dir freie Wahl gelassen, ich habe dir in Berufsfragen nichts einzureden.“

Erst als er allein war, brach er fast zusammen. Verloren! So gut wie verloren! Getrennt von seinem Einzigen — ein einsames Alter!

---

Draußen auf dem dunklen See saß ein Mädchen und wartete, wartete — erst mit großer Zuversicht, dann immer trauriger, banger, mit sinkendem Mut. So oft ein Wagen rollte, regte sich leises Hoffen in ihr; gespannten Blickes schaute sie auf das Gefährt, um jedesmal wieder in bitterer Enttäuschung zurückzusinken. Sie war sich ganz selbst überlassen. Ihr Vater war in Geschäfte verwickelt, hatte erst verschiedene Depeschen abgeschickt, Silbriefe erhalten und war plötzlich abgereist. Die Tante kümmerte sich nicht viel um das junge Mädchen, sie tat sich in Abwesenheit ihres Bruders eine besondere

Güte an und schlief noch mehr wie gewöhnlich. Oberpostrats packten ein, machten Pläne für eine Reise nach Salzburg, was beständig Meinungsverschiedenheiten hervorrief, die bei den Mahlzeiten mit hochgradiger Geiztheit zum Ausdruck kamen.

Der einsam Wartenden erschien die Landschaft, die sie wochenlang in Glanz und Sonne gesehen, mit einem Male ganz eingehüllt in Melancholie. Nebel über den Bergen, Neuschnee in den Schattenwinkeln, düsterer Ernst über dem tiefgrünen Seespiegel, welkendes Laub, das langsam zu Boden sank.

So jung sie war, sie fühlte mit einem Bittern im Herzen, mit ahnungsvollem Weh, daß der kurze Liebestraum, der ihr beschieden gewesen, ihr nur wie ein langes Geschenk vom Schicksal vergönnt ward, ehe sie dem Ernst, der da draußen vor den Bergen ihrer harren mochte, näher rückte.

Zuweilen freilich, wenn der Herbstwind ihr um die Wangen wehte, wenn sie im Rahn saß und mit den Wellen kämpfte, dann durchströmte sie mit einem trohigen Kraftgefühl auch ein wilder Zorn auf den Mann, der ihr eine so schmerzliche Sehnsucht erweckt, der ein paar Tage lang so unvergeßlich lieb zu ihr gewesen und der sie auf einen Ruf seines Vaters hin verlassen hatte, wie fliehend vor einer Entscheidung, die sie nach seinen Blicken, nach seinem ganzen Wesen hatte erwarten dürfen.

Sie hätte ihrem Vater, ja der ganzen Welt Trost geboten für ihn! Er aber ließ sich fortbefehlen wie ein gehorames Bübchen! — Nein, sie wollte nicht mehr an ihn denken — sie war fertig mit ihm!

Im nächsten Moment aber stand ihr doch wieder der Abend vor Augen, da er ihr die Seele aufgewühlt hatte mit seinen lieben Worten, und sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Ein paar Wochen nach seiner Abreise, an einem leuchtenden Oktobertag, bekam sie einen Brief, den sie rasch in die Tasche gleiten ließ, um ihn erst in der Einsamkeit draußen auf dem See zu öffnen.

„Berehrtes Fräulein!“ schrieb er ihr, „als ich von Ihnen ging, da sagte ich auf Wiedersehen! Ich ahnte noch nicht, daß ich Ihnen wenige Wochen später aus der Ferne ein ernstes Lebewohl zurufen würde. Das Schicksal hat es so gewollt. Ich weile bereits in Berlin, wo ich im „Auswärtigen Amt“ bleiben werde, bis ich eine Stellung im Ausland erhalte, die mich jedenfalls weit fort übers Meer ruft. Im Geiste drücke ich Ihnen noch einmal die Hand, liebe Maria, und danke Ihnen für die schönen Stunden in Ihrer Nähe, an die ich oft und oft mit traurigem Heimweh zurückdenken werde. Sie sind so jung. Ihnen wird die Erinnerung bald verdrängt werden von neuen Eindrücken. Möchten es nur sonnige, frohe, gute sein! Ich kann Sie nur inständig bitten, daß Sie mir, um des gemeinsam verlebten Sonnenscheins willen, ein freundliches Andenken bewahren und mir verzeihen, daß ich überhaupt in Ihrem Leben aufgetaucht bin, um nach einem so herzlichen, schönen Zusammenfinden auf immer daraus zu verschwinden. Mit unveränderten Gesinnungen der Verehrung und Sympathie Ihr ergebener Kurt Galten.“

Mary ließ den Kahn treiben; fassungslos schaute sie auf das Blatt, auf die Worte, die ihr rätselhaft blieben, wie oft sie sie auch lesen mochte.

Klang's nicht wie schmerzliche, traurige Liebe durch die Zeilen? Und dennoch ein Abschied? — Warum?

Immer mehr ward ihr das Leben, das vor ihr lag, zum dunklen, verworrenen Schrecknis. Und er, der Freund, der Mann, dem sie so rückhaltlos vertraut hätte,

er ließ sie allein. Ohne Kampf beugte er sich diesem grausamen Schicksal, das sie voneinander trennte.

Wieder wollte ein dumpfer Groll gegen ihn in ihr aufsteigen. Aber er versank in einem übermäßigen Weh bei dem Gedanken, der sich ihr erst allmählich in seiner ganzen Unerbittlichkeit aus dem trübseligen Grau herauslöste: Er war fort — fort in die Ferne, und nie, niemals sollte sie ihn wiedersehen!

Die Melancholie dieser letzten Wochen mit ihrem Sehnen und Bangen und Warten war ja noch ein Glück gewesen gegen dieses furchtbare: „Nie — niemals wieder!“ das jede Hoffnung, jede leise aufflackernde Glückszahlung zertrat. Sie hätte am liebsten die Augen schließen und hinuntergleiten mögen in die schwarze Tiefe.

Am Ufer rollte ein Wagen; ihr Vater stieg vor dem Gasthaus aus.

„Mary — Mary!“ Klang sein Ruf befehlend über den See.

„Wir reisen ab — sofort!“ sagte er ungeduldig, als die Tochter aus dem Rahn stieg. In seinem Wesen war etwas Ruheloses, Aufgeregtes, und er schien so sehr mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, daß er das verhärmte Gesichtchen, die blassen Wangen seines Kindes gar nicht bemerkte.

Während der Heimfahrt sprach er dann davon, daß er vielleicht mit Tochter und Schwester nach England reisen wolle, jedenfalls sollte in München, wo sie sich einige Tage aufhalten wollten, das Nötigste beschafft werden, damit es wegen Toilette und dergleichen keine Verzögerung gebe.

Mary fiel es auf, daß die Tante ihn merkwürdig verängstigt anblickte mit großen fragenden Augen.

Manchmal faßte sie nun eine so seltsame Beklemmung. Die hastige, nervöse Art des Vaters, das verängstigte



Wesen der Tante, diese Geschäfte, in die ihr Vater verwickelt war, von denen niemals gesprochen wurde — es war ihr, als würde sie mit gebundenen Händen fortgeführt in ein geheimnisvolles Dunkel, als vermöchte sie sich mit ihrem traurigen, schweren Herzen niemals zurecht zu finden in diesem Leben, das sich nun vor ihr aufthat.

Sie hatten in München zwei Zimmer in einem Hotel dicht neben dem Bahnhof. Es war so lärmend in der Straße, kaum für ein paar Nachtstunden endete dieses ewige Fahren und Pfeifen und Rollen, das nach der tiefen Stille draußen am Bergsee den Nerven so weh that. Wie hätte Mary sich vor ein paar Wochen noch auf dieses München gefreut, in dem Kurt lebte, in dem sie ihm zu begegnen hoffte! Nun erschien ihr die Stadt nur wie die feindselige Macht, die ihn von ihr losgelöst, die ihn ihr geraubt hatte. So fremd, so seelenlos waren ihr diese Straßen, die Häusermassen, in denen sie niemand kannte.

Der Vater hatte gesagt, sie sollten nicht auspacken. Er wisse nicht, wann er abreisen werde; vielleicht müßten sie von einer Stunde zur anderen bereit sein. Er selbst war fortwährend von fremden Leuten in Anspruch genommen, die ihn in seinem Zimmer aufsuchten. Man hörte zuweilen laute, heisere Stimmen herüberklingen.

„Was sind das nur für sonderbare Menschen, mit denen Papa immer zu verhandeln hat?“ fragte sie die Tante.

„Ich weiß es nicht, mein Kind,“ erwiderte diese abwehrend mit einem scheuen Blick. „Aber ich rate dir, frage deinen Vater nicht. Er duldet keine Einmischung in seine geschäftlichen Angelegenheiten. Früher sagte ich zuweilen noch ein Wort. Mein Gott, ich war immer so für ein ruhiges bescheidenes Leben eingenommen.“

Aber Stanislaus hatte schon als Junge eine wahre Gier nach Reichtum. Für ihn sind die Geschäfte wie ein Spiel, eine Leidenschaft. Ach, und er wird so heftig über den geringsten Einspruch. Du kennst deinen Vater noch nicht, wenn er zornig ist. Ich sage dir, man lernt schweigen, zu allem, wenn auch —“

Sie sprach den Satz nicht zu Ende. Es war ohnehin die längste Äußerung, die Mary je von ihr gehört. Die dunklen Andeutungen steigerten nur ihr Unbehagen. Die Tante war nicht aus dem freudlosen Hotelzimmer fortzubringen, behauptete, sie sei zu müde zum Ausgehen. Sie saß auf dem Sofa, die Hände im Schoß gefaltet und horchte mit angstvollem, gespanntem Gesichtsausdruck nach dem Nebenzimmer hinüber, aus dem man nur unzusammenhängende Worte, ein Gemurmel, manchmal ein kurzes, hartes Aufklappen Schlaghammers hörte.

Mary war, da sich der Aufenthalt hinauszögerte, allein in die Galerien gegangen, hatte allein in verschiedenen Läden Besorgungen gemacht. Die Ungewißheit, wann sie abreisen, wohin sie fahren würden, hatte etwas Aufreibendes.

An einem Sonntag nachmittag, an dem es sehr früh dämmerig wurde, denn ein trüblicher grauer Himmel lastete über der Stadt, war Mary in der Kunstausstellung gewesen und fröstelnd aus dem kalten Raum des Glaspalastes zurückgekehrt. Als sie ins Hotel trat, fiel ihr ein Mensch auf, der unmittelbar vor ihr hereingekommen sein mußte, denn der Portier rief ihn eben an.

Der Mann sah durchaus nicht vertrauenerweckend aus. Ein blaßes Gesicht, heiße und unruhig flackernde Augen, der Anzug verwahrlost, Haar und Bart verwildert, etwas Hastiges, Erregtes im Gang, in der Haltung.

„Ich habe mit Herrn Schlaghammer zu sprechen,“ sagte er.

Darauf schüttelte der Portier mißmutig den Kopf, aber er ließ ihn passieren.

Während Mary ihren Tee trank, hörte man in der größeren Stille des geschäftslosen Sonntags deutlicher als sonst die Stimmen aus dem Nebenzimmer.

„Ich will ja nur Arbeit! Treiben Sie mich nicht zur Verzweiflung!“ schrie der Fremde mit einem vor Aufregung bebenden Ton.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich heute keine Zeit für Sie habe!“ hörte man die scharfe Antwort.

„Jetzt behandeln Sie mich wie einen Hund, den man wegjagt. Früher, da haben Sie Ihre Leute, Ihre Helfershelfer recht fleißig zu mir geschickt! Da war man freundlich und zuvorkommend. Jetzt, wo Sie mich so weit gebracht haben —“

Die Tante war aufgestanden und an die Tür getreten, die die beiden Hotelzimmer trennte. Mit vorgeneigtem Kopfe stand sie hier lauschend mit einer zitternden Unruhe, die etwas so Ansteckendes hatte, daß Mary ängstlich flüsterte: „Papa sollte nicht so allein sein mit diesem unheimlichen Menschen. Ich will zu ihm hinüber, Tante!“

Aber das alte Fräulein hielt das junge Mädchen am Arme fest. „Tu das nicht, Mary! Dein Papa will nicht gestört sein, wenn Geschäftsleute bei ihm sind. Er würde es mir nie verzeihen, wenn ich dich zu ihm ließe.“

Die Stimme des Vaters klang sehr scharf, als er befehlend rief: „Sie sollen jetzt gehen! Haben Sie mich verstanden? Ich habe nichts mehr mit Ihnen zu schaffen!“

„Wissen Sie, was Sie mir noch übrig gelassen haben? Nichts als das Wasser. In die Jar treiben Sie mich!“

Mary überlief es mit einem Schauer, als sie ihren Vater in kaltem Tone sagen hörte: „Gehen Sie, wohin Sie wollen!“

Und dann ein gelles Aufklachen da drüben, ein förmliches Losbrüllen: „Zulezt aber will ich noch eine gute Tat vollbringen! Ja, ich muß vorher noch eine gute Tat tun!“

Ein rasches Aufspringen nebenan. Wie ein Hilferuf klang die elektrische Klingel, schrill, lärmend. Die Tante rüttelte an der Thür, vor der sie standen. Sie war versperrt.

„Um Gottes willen — um Gottes willen! Der Mensch bringt ihn um!“

Man hörte Schritte im Flur. Das Zimmermädchen, der Kellner liefen heran, von dem heftigen Klingeln gerufen.

Mary riß sich von der Tante los und eilte auf die Türe zu, die in den Korridor führte.

Im selben Augenblick fiel nebenan ein Schuß. Ein Gepolter. Ein schwerer Körper stürzte zu Boden.

Einen Moment stand das junge Mädchen wie gelähmt vor Schrecken. Sie sah im Flur ein wildes Ringen, sah den blassen unheimlichen Menschen in einer Gruppe von Hotelbediensteten, aus der er sich losreißen wollte. Vor ihren Augen war's wie ein Nebel; sie vermochte sich nicht von der Stelle zu regen.

Sie wußte später nicht, wie sie dann das Zimmer des Vaters erreicht hatte. Aber unverrückbar, mit furchtbarem Grauen stand ihr der Moment vor der Seele, wie sie den Vater auf dem Teppich liegen sah, wie seine Augen sie noch einmal anstarrten mit einem hilflosen Blick, wie er dann entseelt zurück sank. In namenlosem Entsetzen war sie neben dem Toten in die Knie gesunken.

Das Zimmer hatte sich mit Menschen gefüllt, die Tante kniete neben ihr und flüsterte mit fahlen Lippen: „O, meine Ahnung! Ach Gott — Stanislaus! Warum hast du mir nicht glauben wollen!“ — —

Dem armen Mädchen blieb keine Einzelheit dieser schauervollen Nacht erspart, keine Ohnmacht verschleierte ihr die Sinne, kein Schlaf kam über ihre brennenden Augen. Sie hörte die nüchternen Fragen der Gerichtskommission, sie wurde selbst vernommen und mußte zu Protokoll geben, was sie von dem Vorgang wußte. Sie hörte, wie der Sarg gebracht wurde, wie man ihn zehämmerte, wie man ihn während der Nacht fortschaffte. Sie meinte, das Herz müsse ihr in Stücke gehen, aber sie konnte nicht weinen.

Grauen, Entsetzen, eine namenlose Furcht vor der Zukunft hatten ihre Tränen erstickt.

---

Im Februar fand vor dem Schwurgericht die Verhandlung statt gegen Gustav Reitenmoser, früheren Fabrikanten, der den Rentier Stanislaus Schlaghammer durch einen Revolverschuß getötet hatte.

Die Tochter des Ermordeten und dessen Schwester waren als Zeuginnen geladen worden; aber das ältere Fräulein konnte ein ärztliches Zeugnis einreichen, daß ihr bei ihrer Kränklichkeit die Reise, das Erscheinen unmöglich wäre.

Die beiden Damen hatten die Wintermonate in Fasano am Gardasee in einer stillen Pension zugebracht. Der Arzt, der einzige Mensch, der sich während der furchtbaren Tage im Hotel ihrer freundlich angenommen, hatte ihnen dringend geraten, sich nach dem Schmerzlischen, was sie erlebt, allen weiteren Aufregungen und peinlichen Erörterungen wenigstens vorläufig durch eine Reise nach dem Süden zu entziehen.

Die Tante war nach seinem Urteil herzleidend und mußte unbedingt Ruhe haben. Das junge Mädchen hätte sich auch kaum entschließen können, unter so trau-

rigen Umständen ihre Heimat aufzusuchen, in der sie ganz fremd war, in der sie nun jeden Halt verloren. Sie fühlte deutlich genug, daß sie nirgends in der Welt Freunde hatte. Aus allen Briefen oder Begegnungen war eine gewisse Zurückhaltung zu spüren, die ihr feinfühliges Gemüt tief verletzte.

Kurt v. Haltey schrieb ihr ernste, bewegte Zeilen aus Berlin, über die sie endlich Tränen fand, bittere, leidenschaftliche Tränen über ihre grauenvolle Verlassenheit.

Da Schlaghammer keine letztwillige Verfügung hinterlassen hatte, wurde vom Gericht ein Vormund und ein Gegenvormund aufgestellt, die die Erbschaft zu ordnen und das Vermögen der Unmündigen zu verwalten hatten.

Kaufmann Braunberger aus Nürnberg, der Vormund, der Mary in München aufsuchte, war ein entfernter Verwandter, an den sie sich wohl aus ihrer Kinderzeit erinnerte, ein freundlicher, gutmütiger Herr, der ihr versprach, ihre Wohnung in Nürnberg zu vermieten, ihre Möbel aufzubewahren und den Haushalt aufzulösen, so daß sie hingehen konnte, wohin sie wollte. Wie eine Heimatlose, die keinen Platz in der Welt hat, dachte sie mit zuckenden Lippen.

Die Schönheit ihres winterlichen Aufenthaltes, die Einsamkeit in der gottbegnadeten Natur hatten aber doch eine heilende Wirkung auf ihr junges Gemüt ausgeübt.

Und nun war der Tag gekommen, an dem sie aus dem tröstlichen Frieden, aus der träumerischen Versunkenheit in die grausame Welt zurückkehren mußte, an dem sich im Gerichtssaal Hunderte von Augen auf das schlante junge Geschöpf in Trauerkleidern hesteten, die einen mitleidig, voll Rührung und Erbarmen, andere in finsternem Unwillen, alle aber mit zudringlicher Neugier.

Mary hatte Zeit gehabt, sich für diesen Moment zu

stählen, sich die Fragen zu überlegen, die ihr gestellt werden mußten, sich auf dieses peinliche öffentliche Auftreten, das ihr nicht erspart werden konnte, in Ruhe vorzubereiten.

Aber als sie nun als Zeugin aufgerufen wurde, die Augen zu dem Präsidenten des Gerichtshofes erhob, da verwirrten sich plötzlich ihre Sinne, und sie fürchtete einen Moment, daß sie ohnmächtig niedersinken müßte. Der Mann in der schwarzen Robe, mit dem Barrett auf dem Haupt, der sich mit unerschütterlicher Miene, streng und kalt zu ihr wendete, erschien ihr in dem Augenblick wie die grausame Verkörperung des Schicksals, wie der Zerstörer ihres eigenen Lebens, wie der furchtbare Richter, der über ihr Glück den Stab gebrochen.

Sein Vater! Kurt Haltens Vater! Dieselben Züge, die ihr so unvergeßlich lieb gewesen, zu denen sie mit solchem Vertrauen, solcher Bewunderung, so heißerwachtender Sehnsucht emporgeschaut! Dieselben Züge, nur ernst und hart, ohne sonniges, junges Lächeln.

In alle die auftauchenden Erinnerungen mischte sich bei diesem Anblick solch zaghafte Furcht, ein so übermächtiges Gefühl des Jammers, daß ihr der Hals wie zugeschnürt war und sie alle Kraft aufbieten mußte, um nicht schluchzend zusammenzubrechen.

Der Vorsitzende wiederholte seine Frage mit einer leisen Ungebuld in der Stimme.

Sie nahm all ihren Stolz, all ihren Troß zu Hilfe, um sich hier nicht weich zu zeigen, nicht vor diesen fremden Menschen, nicht vor diesem Mann, der sie so unbittlich, so eifrig anblickte.

Es gelang ihr auch, die kurze Schwäche zu überwinden, und ihre Stimme klang nun klar und ruhig durch den Saal. Die Richter, die Geschworenen schauten mit warmer Teilnahme auf das junge, hübsche Gesicht,

das sich in der Erregung wieder rosig gefärbt hatte. Was auch über den Vater verlautet hatte, die Tochter war eine so sympathische Erscheinung, daß ihr ernstest Bericht über den tragischen Tod des Mannes unwillkürlich warmes Mitgefühl einflößte.

Ihr Verhör hatte nur wenige Minuten gedauert. Mary konnte unter den Zeugen Platz nehmen. Ach, sie erschien sich bald genug wie eine Verurtheilte, die stumm, im Angesicht von Hunderten von Menschen, die schrecklichsten seelischen Martern erdulden mußte. Schon von den Lippen der Entlastungszeugen, die von der Verteidigung vorgeladen worden waren, hörte sie zornige, erbitterte Schmähungen über ihren Vater. „Er und seine Helfershelfer haben mich zu Grunde gerichtet!“ rief der eine mit finsternen Augen. — „Er ist reich geworden, weil er jeden ausgefaugt hat, der in seine Krallen geriet!“ grollte ein anderer. — „Ein Raubthier hat mehr Erbarmen als der!“ schrie ein blasser, verhungert aussehender Mensch und warf einen bösen Blick auf das junge Mädchen, dem zuweilen eine flammende Röthe über die Wangen schoß, dann wieder ein kalter Schauer über den Rücken lief.

Und immer sah sie vor sich das strenge, vornehme Gesicht des Vorsitzenden, immer hörte sie seine ruhige, würdevolle Stimme und fühlte doppelt und dreifach die Schmach, die sie erlitt, weil in der Gegenwart dieses Mannes diese finsternen Anklagen gegen ihren Vater geschleudert wurden, vor dem Stolzen, Makellosen, an dem ihr Glück zerschellt war.

O, sie mußte jetzt mit grausamer Klarheit, was sie bisher nur dumpf geahnt: um ihres Vaters willen hatte Kurt sie verlassen, sich halb mitleidig, halb verächtlich von ihr abgewendet. Es war ihr, als würde mit jedem verurteilenden Wort, das von den Lippen dieser fremden



Menschen fiel, die Kluft zwischen ihr und dem Geliebten breiter und unüberbrückbarer, als sank sie immer tiefer hinab in das Dunkel, als wüchse die gefürchtete Gestalt im Richtertalar immer höher, immer abweisender vor ihr empor.

Aber die qualvollsten Stunden waren ihr noch vorbehalten. Sie hörte von dem Staatsanwalt die Schilderung all der schrecklichen Momente wieder, die ihr so unauslöschbar vor der Seele standen, die ihr immer neues Grauen, neues Entsetzen einjagten. Der Staatsanwalt erhob die Anklage wegen vorsätzlichem Mord. Gustav Reitenmoser habe mit geladenem Revolver das Hotelzimmer betreten. Er habe, als er die Waffe zu sich steckte, wohl schon die Absicht gehabt, einen Racheakt zu verüben. Er wollte töten, darum kam er. Was ihn auch zu der Tat veranlaßt, es würde eine Rückkehr in barbarische Zustände bedeuten, es hieße der rohesten Wildheit Tür und Thor öffnen, wenn solche Gewalttat nicht entsprechend gesühnt würde.

Nach ihm erhob sich der Verteidiger, ein Mann mit grauem Haar, aber feurigen Augen in einem scharf geschnittenen, geistvollen Gesicht. Er hatte ein volleres, reineres Organ als der Staatsanwalt und besaß eine glänzende Beredsamkeit. Man lauschte im Saal in tiefster Ergriffenheit, als er mit überzeugendem Tone rief:

„Ja, der Mann hat getötet! Der Mann ist seiner Tat geständig! Der Mann bereut sie nicht einmal! Aber kann man es ihm verdenken? Er ist ein Verzweifelter gewesen, ein Gehefter, ein halb Wahnsinniger. Jahrelang war er so von Sorgen und Not und Unruhe und Drohungen verfolgt und gefoltert, daß ihm die Selbstvernichtung die einzige Rettung erscheinen mußte, daß er nur noch den Wunsch hatte, Ruhe zu finden im Tode. Er war geheßt, verfolgt, gefoltert, in die Verzweiflung getrieben

von einer Meute von Blutsaugern, die alle nur einem einzigen dienten, der in geheimnisvollem Dunkel blieb, der sein Opfer in die Enge treiben ließ, bis es am Boden lag, und sich dann mit kaltblütigem Lachen von ihm abwendete. Gustav Reitenmoser ist ein tüchtiger Chemiker gewesen, dem eine erfolgreiche Zukunft in Aussicht stand. Er hätte nur ein kleines Kapital besitzen müssen und er wäre heute ein reicher, angesehener Fabrikant, er, der nun elend und lebensmüde dort auf der Anklagebank sitzt. Er hat eine Erfindung gemacht, ein neues Verfahren entdeckt, um Fleisch und Gemüse zu konservieren, das sich tatsächlich bewährt hat und reichen Gewinn versprach. Aber er brauchte Geld, um seine Erfindung auszunützen. Er hatte keine Sicherheit zu bieten, denn er besaß nichts. Sein Erbteil war durch das Studium aufgebraucht worden. So wandte er sich denn an einen Unterhändler, der ihm von einem Unbekannten die nötige Summe verschaffen wollte, und unterschrieb einen Wechsel auf zwanzigtausend Mark. Dieser unselige Wechsel ist der Fluch seines Lebens geworden. Nur ein so geschäftsunkundiger Mensch wie er, nur ein so unpraktischer Neuling, der keinen Freund, keinen Ratgeber an der Seite hatte, konnte sich auf ein so haarsträubendes Abkommen einlassen.

Raum die Hälfte der Summe, für die er sich verpflichten mußte, bekam er bar ausbezahlt. Das übrige wurde ihm in Möbeln, in Waren aus verfrachten Geschäften geliefert und übermäßig hoch angerechnet, denn es war Schundware, die er, der doch vom Kaufmännischen nichts verstand, der keine Gelegenheit hatte, diese Sachen los zu werden, natürlich mit unglaublichem Verlust weggeben mußte. Ein wucherischer Zins wurde ihm überhaupt sogleich abgezogen. So hatte er trotz der Schuldenlast, in die er sich verstrickt, viel zu knappe

Geldmittel. So fing er mit schweren Sorgen die Arbeit an. Wenn er auch mit glühender Schaffensfreude arbeitete, wenn seine Erfindung auch Glück hatte — was half ihm das alles? Er schleppte ja die Kette am Fuße nach. Den Wechsel konnte er am Verfalltage nicht bezahlen. Er mußte prolongiert werden. Der Unterhändler war da und machte das Geschäft, aber es kostete schweres Geld. So hat er weitergeschafft und gedarbt, immer mit dem Gespenst des Verfalltags, der Klage hinter sich, mit einer dumpfen Ahnung, daß seine Bedränger sich in die Hände arbeiteten, daß er ihnen unentrinnbar ausgeliefert war. Während sein Fabrikat sich immer mehr einbürgerte, blieb er ein Sorgenbelasteter, der den Schlaf seiner Nächte verlor, der von einer beständigen Angst zerrieben wurde, wie es weitergehen sollte. Seine Gesundheit hielt dieses Jammerleben nicht aus. Er wurde krank. Und nun schlossen sich die Fangarme um das arme Opfer. Nun wurde der Strick gezogen. Während er im Spital lag, kam die Klage, die Verurteilung, wurde die Fabrik versteigert. Ein Angestellter, der Einblick in die Erfindung gehabt, kaufte um billigen Preis den ganzen Betrieb. Aber er blieb nur der Geschäftsführer, er war nur der Strohhalm, hinter dem ein Reicher, Kapitalkräftiger stand, der Maschinen anschaffen, die Anlage vergrößern konnte, der den Gewinn von dem Unternehmen erntete, an dem der arme Erfinder zu Grunde gegangen war. Und nun erfährt der Unglückliche, der mittellos, schwach und elend aus dem Spital kommt, wer dieser Unbekannte ist, dieser böse Dämon, der ihn in diese Sackgasse getrieben hat, aus der es keinen Ausweg gab. Nun steht er eines Tages diesem Mann gegenüber und sucht sein steinernes Herz zu erweichen. Er will ja nur Arbeit. Er will ja nur eine Beschäftigung, damit er nicht Hungers sterben muß. Aber der Grausame hat keine

Zeit für ihn. „Hinaus! Gehen Sie, wohin Sie wollen!“ ruft er ihm zu. Wenn Gustav Reitenmoser ein Lamm gewesen wäre, in dieser Stunde, da ihm sein verpfushtes Leben vor Augen stand, da er den Vernichter seiner Existenz in seiner ganzen Erbarmungslosigkeit kennen lernte, da mußte der Grimm eines Tigers in ihm erwachen.

Nein! Er war nicht gekommen, um ihn zu töten, er war gekommen, um sein Mitleid anzuflehen, um eine letzte armselige Rettung zu finden. Wenn er die geladene Waffe bei sich trug, so tat er es nur, weil er oft und oft daran gedacht, seinem elenden Dasein ein Ende zu machen, weil er diesen letzten Trost des Verzweifelten bei sich haben wollte. Mit kaltem Blut, mit Überlegung hätte Reitenmoser niemals das Verbrechen auf sein Gewissen geladen; dagegen spricht sein ganzer Charakter. Aber ich frage Sie, meine Herren, ist es nicht begreiflich, daß in seinem gemarterten Gehirn der Gedanke aufstieg: Dir bleibt kein Ausweg mehr, du mußt im Tod Ruhe suchen, aber erst willst du die Armen, die wie du in einer Notlage nach Hilfe suchen, von einem Scheusal befreien. Gewiß! Reitenmoser hat gegen das Gesetz gefrevelt. Aber er hat keinen vorsätzlichen Mord verübt, höchstens einen Totschlag in einem Moment überquellender Wut, einen Totschlag, der eine gewisse Größe in sich trägt, denn ihm selbst half es ja nichts, wenn er diesen Schlaghammer aus dem Wege räumte, er selbst lieferte sich nur der strafenden Gerechtigkeit aus. Es sollte eine gute Tat sein, nach dem Ermessen seines wirren Kopfes, eine Tat der Befreiung für andere.

Meine Herren Geschworenen! Stanislaus Schlaghammer starb als ein reicher Mann, der über eine Million hinterläßt. Er hat sich mit größter Verliebtheit dem Arm des Gesetzes zu entziehen gewußt. Der

Mann aber, der ihn getötet hat, ist kein Mörder! Er ist ein Bejammernswerter, dem, wie keinem anderen, mildernde Umstände zugebilligt werden müssen, für den ich das geringste Strafmaß erbitte!"

Mary hatte die Augen nicht mehr zu erheben gewagt. Es war ihr, als stünde sie auf dem Pranger und ihre Schmach würde mit flammender Entrüstung verkündet, hinausgerufen in die Welt. Ihr Vater war ja allen Vorwürfen, allen Anklagen entrückt und hatte sein Unrecht mit dem Tode bezahlt. Sie aber, die Schuldlos-Schuldige, die den so grausam errungenen Reichtum genoß, die das Erbe des Vaters angetreten hatte, der das Geld, das er erworben, niemals in den Händen gebrannt, die ihren Wohlstand sorglos und gleichgültig hingenommen, sie traf die ganze Wucht dieses empörenden, vernichtenden Urteils und machte sie erheben bis ins Mark. Sie fühlte, daß sie das nicht ruhig hinnehmen und weiterleben konnte, daß irgend etwas geschehen müsse, um diese niederdrückende Schande abzuwälzen, daß niemand ihr zur Seite stand, daß sie selbst handeln und dem Impuls ihres Herzens folgen müsse ohne weiteres Besinnen. Ein heiliger, feierlicher Entschluß war in ihrer jungen Seele aufgeglüht und hob sie mit stärkendem Mut über ihre Verwirrung hinweg.

Als der Verteidiger schwieg, erhob sie sich und machte einen Versuch zu sprechen.

Aber das laute Gemurmel im Saal, in dem sich nun die hochgespannte Erregung Luft machte, verschlang den scheuen, gepreßten Klang der Mädchenstimme.

Der Vorsitzende hatte seine strengen Augen einen Moment auf sie geheftet.

„Ich bitte um Ruhe!“ sagte er gebietend.

Sie fühlte, daß der Befehl auch ihr galt.

Nur in ihrer Unbefangenheit und kindlichen Weltfremdheit hatte sie glauben können, daß sie den Gang der Handlung unterbrechen dürfte, daß der Zeugin zu einer persönlichen Bemerkung das Wort erteilt werden würde.

Es folgte noch ein erregtes Redeturnier zwischen dem Staatsanwalt und dem Verteidiger.

Der Angeklagte durfte am Schlusse der Verhandlung noch ein paar Worte sprechen. Er erhob sich, heftete seine traurigen, in tiefen Höhlen liegenden Augen auf die Geschworenen und sagte mit fester Stimme: „Was auch über mich verhängt werden mag, ich habe das Bewußtsein, die Welt von einer Bestie befreit zu haben. Ich hatte nie gedacht, mich an Schlaghammer zu rächen. In dem letzten Moment erst kam es über mich mit zwingender Gewalt, als spräche eine Stimme in mir: Auch er muß fort! Damit es nicht anderen ergehe wie dir!“

Die Geschworenen zogen sich in das Beratungszimmer zurück.

Mary folgte den Zeugen, die sich von ihren Stühlen erhoben hatten und im Flur sich von der drückenden Luft, die in dem von Menschen erfüllten Saale herrschte, erholten.

Sie zerbrach sich den Kopf, wie sie sich Gehör verschaffen, wie sie ihren Vorsatz, der nach ihrem Empfinden keinen Aufschub duldete, durchführen sollte. Ihr Herz pochte, als müßte es zerspringen. Sie war so allein, so fremd. Sie fürchtete sich vor den Menschen, die sie alle mit zudringlichen, neugierigen Blicken anstarrten.

Endlich meinte sie einen Ausweg gefunden zu haben. Sie trat auf einen der Diener zu, gab ihm ihre Visitenkarte, auf die sie die Worte geschrieben hatte: „bittet dringend um eine sofortige Unterredung!“ und ersuchte ihn, sie dem Präsidenten des Gerichtshofes zu übergeben.

Einige lange Minuten vergingen, dann kam der Diener zurück.

„Nach Schluß der Verhandlung steht der Herr Landgerichtsdirektor zu Diensten,“ sagte er.

Sie hörte es mit einem schweren Seufzer. Jetzt, bevor die Verhandlung weiterging, hatte sie den Vorsitzenden sprechen, ihm ihre Erklärung abgeben wollen, damit er noch dem ganzen Publikum ihren Entschluß verkünde. Aber sie wagte keine weitere Bitte mehr. Eingeschüchtert, bedrückt von dem Ernst des Gerichts, mit versagender Kraft lehnte sie in einem einsamen Winkel und überlegte die Worte, die sie sagen wollte, wenn sie dem ernststen Manne im Richtertalar gegenüberstand.

Obgleich er ihr eine dumpfe Furcht einflößte, so wollte sie doch ihm vor allem ihren Entschluß mitteilen, gerade Kurtz Vater, dessen Verachtung sie am schwersten zu tragen vermochte.

Alles drängte wieder nach dem Sitzungssaal. Der Gerichtshof war versammelt, die Geschworenen kehrten zurück; der Obmann verlas die Erklärung.

Sie verneinten die Frage auf vorsätzlichen Mord und erkannten Reitenmoser nur des Totschlags schuldig unter Zubilligung mildernder Umstände.

Trotz der Ermahnung des Präsidenten, das Publikum solle sich ruhig verhalten, erhob sich ein beifälliges Gemurmel, erklangen Bravorufe aus dem Zuhörerraum.

Es war spät geworden; die Menschen, die in der zehnstündigen Verhandlung mit Geduld ausgeharrt, eilten nun in Hast aus dem Saal. Mary sah in tiefer Enttäuschung und Niedergeschlagenheit, wie nun diese dunkle Masse, Hunderte von Zeugen für die Schuld ihres Vaters, sich in die Stadt wälzte, unaufhaltsam und mit ihr die Schande für den Namen, den sie trug.

Sie zuckte zusammen, als der Diener auf sie zu trat und höflich sagte: „Der Herr Präsident ist in seinem Zimmer und erwartet Sie.“

Der Landgerichtsdirektor war noch im Talar. Er sah abgespannt und müde aus. Wenn ihn das junge Mädchen nicht um Kurts willen interessiert hätte, würde er ihre Bitte abgewiesen haben.

Das große Gemach, das die Gasflamme nur zur Hälfte erhellte, mit den dunklen Schränken, dem breiten, mit Akten belegten Schreibtisch und den schweren, düsteren Vorhängen wirkte ebenso streng wie der ernste Mann, der mit kühler Höflichkeit auf einen Stuhl deutete.

Das junge Mädchen fühlte sich so verlegen und bedrückt, daß alle die schönen Sätze, die sie sich zur Einleitung zurechtgelegt, wie aus ihrem Gedächtnisse fortgelöscht waren. Ihr Herz schlug bis an den Hals.

„Sie wünschten mich zu sprechen. Während der Verhandlung war das natürlich unmöglich. Da es so dringend schien, bin ich zu der vorgerückten Stunde noch in mein Bureau gekommen, obwohl —“

„O, ich bitte um Verzeihung,“ sagte sie schüchtern, „daß ich Sie noch aufhalte. Ich hatte allerdings früher meine Bitte vortragen wollen. Ich hatte gehofft, mir Gehör zu verschaffen, ehe die Verhandlung zu Ende war. Das war gewiß recht töricht und unüberlegt. Aber ich hätte eben so sehr gewünscht, daß alle die Menschen, die die furchtbaren Anklagen gegen meinen Vater angehört haben, mit der Überzeugung fortgegangen wären, daß ich nach Kräften gutmachen will, was mein Vater gefehlt hat.“

Vor seinem erstaunten Blick verlor sie die Fassung und stockte.

„Wie meinen Sie das? Ich verstehe Sie nicht ganz, mein Fräulein.“



„Ich habe Sie bitten wollen, Herr Präsident, vor dem Schluß der Verhandlung zu erklären, daß ich auf den Reichtum, den mein Vater sich erworben hat, verzichten will, um allen den Leuten zu helfen, die durch ihn in Not gerieten, daß ich zurückgeben möchte, was mein Vater sich auf ungerechte Weise angeeignet hat, daß ich nichts — nichts behalten mag von dem Geld, an dem so viel Fluch hängt.“

Der Landgerichtsdirektor lächelte. Und trotz ihrer Ergriffenheit, trotz ihrer Erschütterung mußte sie in diesem Moment denken: Wie sein Sohn ihm gleicht! Dieses Lächeln, das sie an die sonnigen, glücklichen Stunden ihres Lebens erinnerte, machte ihr das Herz so weich, daß ihr das Weinen nahe stand.

„Diese Regung der Großmut macht Ihrem Gefühle ja alle Ehre, mein Fräulein,“ sagte Haltey in etwas ironischem Tone. „Aber im Gerichtssaal wäre eine solche Erklärung unmöglich gewesen. Wir waren versammelt, um das Gesetz zu vertreten, um über die Schuld des Angeklagten zu verhandeln. Weitere Befugnisse stehen dem Gerichtshofe nicht zu. Ich hätte also Ihre Bitte auf keinen Fall erfüllen können, abgesehen von allen weiteren Hindernissen, die der Ausführung dieses raschen jugendlichen Entschlusses im Wege stehen.“

„Wenn es auch ein rascher Entschluß war, Herr Präsident, es ist doch nicht daran zu rütteln, und ich werde ihn durchführen. Aber ich bin so allein; ich habe hier niemand, den ich um Rat fragen könnte. Vielleicht haben Sie doch die Güte, mir zu sagen, wie es geschehen kann, daß ich allen jenen, die durch meinen Vater Verluste erlitten haben, das Verlorene zurückerstatte, wie ich all den schon Geschädigten zu einer besseren Existenz ver helfe?“

Auf der Stirne des Landgerichtsdirektors war eine tiefe Falte; ein bitterer Zug lag um seinen Mund. Mit einem ununterdrückbaren Mißtrauen gegen das junge Mädchen sagte er sich: „Sie spielt Komödie. Der Auftritt gilt dem Vater ihres Verehrers. Sie möchte sich Kurt zurückgewinnen. Sie weiß sehr wohl, daß man sie gar nicht beim Wort nehmen kann.“ Den Kopf hebend, erwiderte er mit kühler Höflichkeit: „Sie stellen sehr schwierige Fragen, mein Fräulein, deren Beantwortung mir auch bei weniger vorgerückter Stunde unmöglich wäre. Ich glaube, daß diese schönen Wünsche, die Sie da äußern, überhaupt unerfüllbar sind. Denn das eine muß Ihrem Vater immerhin zugebilligt werden, daß sehr viele, vielleicht die meisten, die sich an ihn wendeten und ihm Wucherzinsen bezahlten, schon auf einer schiefen Ebene standen. Wie wollen Sie aber diese verlorenen Existenzen retten? Das Ganze ist überhaupt vorläufig eine zwecklose, jedenfalls verfrühte Erörterung. Sie sind ja noch nicht mündig, Fräulein Schlaghammer. Sie können als Unmündige weder auf Ihr Erbteil verzichten noch wird und darf Ihr Vormund, der Ihr Interesse zu vertreten hat, diesem Ihrem Entschluß zustimmen.“

„Ich soll also nichts, gar nichts tun dürfen für die armen Menschen, die Not leiden, die Hilfe nötig haben, die meinen Vater anklagen?“ rief sie mit so leidenschaftlichem Schmerz, daß Halten doch wohl an die Echtheit ihrer Empfindungen glauben mußte.

„Vielleicht wird sich Ihr Vormund auf Ihre Aufforderung hin dazu verstehen, eine bestimmte Summe auszufehen, die für besonders schwer Geschädigte verwendet werden könnte, und die man am besten einem Rechtsanwalt übergeben würde, der die Sache in jedem einzelnen Fall näher zu untersuchen hätte. Sie begreifen,

mein Fräulein, daß sonst jeder Nichtsnuß daherläme und unter dem Vorwand, Ihr Vater habe ihm zu hohe Zinsen abgenommen, an Sie Ansprüche erheben würde. Wie gesagt, es kann sich nur um eine bescheidene Summe aus Ihren Renten handeln, bis Sie mündig sind. Sie haben demnach noch Zeit zur Überlegung."

"Im März in zwei Jahren werde ich einundzwanzig. — Aber ich werde nie anders denken als heute!" fügte sie mit heißen Augen hinzu.

Er lächelte wieder. "Wer weiß? Bis dahin werden Sie mehr von der Welt kennen lernen, Erfahrungen sammeln und vielleicht einsehen, daß die Menschen eine sehr große Wertschätzung für Reichtum haben und nach einiger Zeit nicht mehr danach fragen, wie er erworben wurde, daß es unpraktisch ist, allzu opfermütig zu sein. Vielleicht freuen Sie sich dann, daß Sie Ihrer momentanen Aufwallung nicht sofort nachgeben konnten."

Er hatte sich erhoben. Auch sie stand auf, weil sie fühlte, daß sie keine Zeit nicht länger in Anspruch nehmen dürfe.

Als er sie so vor sich stehen sah, so kindlich, so schlank, so rührend jung in ihren Trauerkleidern, als er dem ernststen Blick ihrer klaren, warmen Augen begegnete, der etwas Herzergreifendes hatte, da durchzuckte ihn zum ersten Male der Gedanke: Vielleicht wäre dieses Mädchen doch Kurts Glück gewesen! Diese reinen Züge können nicht lügen! Sie ist klug und gut und edel geartet! Nun sind wir alle einsam geworden, er und ich und das arme, schuldlose, vom Schicksal so hart gestrafte junge Geschöpf!

Mit einer plötzlichen Regung des Mitleids gab er ihr freundlich die Hand. "Ich begreife Ihren Eindruck, Ihr Gefühl, Ihre Opferwilligkeit, mein Fräulein. Sie haben Schweres erlitten und Sie sind noch so jung!" —

Als er zu Hause war, überlegte er, ob er seinem Sohne schreiben solle, welche Unterredung er gehabt. Kurt würde sich freuen, er würde triumphieren, daß sein Herz ihn nicht betrogen, daß das Mädchen, das er geliebt, in vornehmem Abscheu das von ihrem Vater erwucherte Geld zurückwies.

Doch er verschob die Mitteilung auf den nächsten Tag, und dann, als der Eindruck, den Mary ihm gemacht, wieder etwas verflogen war, unterließ er sie. Wozu die Wunde aufreißen, die vielleicht schon im Heilen begriffen war? Kurt sollte das Mädchen nur vergessen. Er war jung genug, um neue Möglichkeiten des Glücks abzuwarten.

Mary bekam in den nächsten Tagen einen ganzen Stoß Briefe. Bedrängte Familienväter, stellenlose Kaufleute, arme Witwen, Musiker und Schauspieler ohne Engagement wendeten sich mit flehenden Worten an sie um Unterstützung. Und unter den Bettelbriefen waren auch mehrere Heiratsanträge.

Sie war zu jung, zu schwer erschüttert, um das brüske Verlangen nach Geld, das aus all den Schreiben klang, mit einem gewissen Humor aufzufassen. Ihr war es, als deute man mit den Fingern auf sie, als wäre sie die Zielscheibe böser, neidischer Blicke, als klänge ihr ein hartes Verdammungsurteil entgegen. „Du hast unrechtes Gut in den Händen! Du sollst wissen, wie elend andere sind! Und dein Name ist mit Schmach bedeckt, du müßtest froh sein an dem Ersten Besten, der dir einen anderen gäbe!“

Sie schickte die Bettelbriefe an ihren Vormund mit der dringenden Bitte, kein Flehen unberücksichtigt zu lassen, jedem Bedrängten in ihrem Namen zu geben, was er für gut finde. Sie flehte ihren Vormund an, nach den Leuten

zu forschen, die durch ihren Vater Verluste erlitten, und ihnen mit Zinsen das Verlorene zurückzuerstatten. Sie selbst wollte nur die bescheidene Rente von dem Vermögen ihrer Mutter in Empfang nehmen, keinen Pfennig mehr. Es sei ihr fester Entschluß, sich als Lehrerin ihr Brot zu verdienen und ihr väterliches Vermögen zu verschenten, sobald sie darüber verfügen dürfe.

Die Pension, in der sie ihre Kindheit verlebte, erschien ihr als die einzige Zuflucht, als der einzige Platz auf der Welt, zu dem sie ein Heimatgefühl hinzog, und nach ein paar mutlos verweinten Tagen schrieb sie an die Vorsteherin, ob sie als Lehrerin bei ihr eintreten könne. Sie verhehlte der Dame nicht, welche Beweggründe sie zu diesem Schritte veranlaßten, wie verlassen sie sich fühle, ohne Familie, ohne Freunde, ohne andere Anverwandte als ihre kränkliche Tante, die sich in ein ruhiges Stift zurückziehen und dort ihre Tage in stiller Einörmigkeit beschließen wolle.

Es kam umgehend eine zustimmende Antwort, denn die Schweizerin war eine warmherzige, sie war aber auch eine praktische Dame. Marys Worte rührten sie und weckten ihr ein lebhaftes Verlangen, die Arme um die hübsche junge Einsame zu legen; anderseits sagte sie sich, daß sie mit Mary, die eine fleißige, begabte Schülerin gewesen, eine tüchtige Kraft gewinne, und daß das junge Mädchen mit seiner sympathischen Erscheinung und seinem freundlichen Wesen unter einer Schar schönheitsdurstiger Backfische mehr Einfluß haben würde als eine strenge Ältere mit einem verschrumpften Altjungferngesicht.

Marys Vormund schien sichtlich angenehm berührt, daß sein Mündel in einen so sicheren Schutz zurückkehrte. Er versprach, ihren Wunsch nach Möglichkeit zu erfüllen und mit den Zinsen ihres Vermögens geschehenes Unrecht gutzumachen, soweit das sich tun ließe. „Was

Ihren späteren Verzicht anbelangt, so kann ich nur raten: warten Sie ab. Wer weiß, wie Sie in ein paar Jahren denken. Eines muß ich Ihnen jedenfalls mittheilen. Ich habe Ihren Vater oft gebeten, sich nicht in so zweifel-hafte Geschäfte einzulassen. Aber er wollte sich mit sei-nem bescheidenen Wohlstand nicht zufrieden geben. Er meinte immer, seine Tochter sollte einmal ein reiches Mädchen sein, sollte den wählen können, der ihr gefiele. Er wollte also nur für Sie sorgen. So wenig verstehen sich oft die Eltern auf das wahre Glück ihrer Kinder!"

Mary war nach diesem Brief das Herz noch schwerer als zuvor. Manchmal wünschte sie, ihr Vater wäre ein grasser Egoist gewesen, ein harter, grimmiger Tyrann auch gegen sie, damit sie im stande wäre, ihn zu hassen, damit sie nicht unter dem furchtbaren Zwiespalt zu leiden hätte, daß sie den verurteilen mußte, der aus blinder Liebe für sie, aus falschem Ehrgeiz so grausam und hart gegen andere gewesen war.

Als Mary in die Pension zurückkehrte, die alten Räume wieder sah, den Garten, die wohlbekanntem rosigen Gesichter, schien es ihr wie ein Rätsel, daß sie hier alles so unverändert wieder fand, daß man ihr die Hand drückte und von den Kleinen, so wichtig erscheinenden Ereignissen schwatzte, genau wie vorher, als hätte man sich gestern erst getrennt. Und ihr schien es so endlos lange seit dem Tag, da sie als lachendes Kind voll Sehnsucht nach dem Leben hier weggefahren war, als wäre sie seitdem durch einen Strom von Schmerzen und Enttäuschungen gewatet und käme nun hoffnungslos wieder, in müder Resignation.

---

Zwei Jahre waren vergangen. Landgerichtsdirektor v. Haltey hatte eben ein Wiedersehen mit seinem Sohne

gefeiert, der in Java gewesen war, seiner Gesundheit wegen einen längeren Urlaub erhalten hatte und nun mit seinem Vater einige Wochen in der Schweiz zubringen wollte. Die beiden Herren hatten sich am Bodensee getroffen und waren zusammen nach Luzern gefahren, wo sie eine Weile zu bleiben gedachten.

„Du hast dich sehr verändert, Kurt, in diesen paar Jahren,“ sagte der Vater, als sie eines Morgens eine Fahrt auf dem Vierwaldstätter See machten und Kurt kein Wort des Entzückens über die so unvergleichlich schöne Landschaft äußerte.

„Wieso, Vater?“ fragte er.

„Man merkt es nicht bloß an deiner Sprache, daß du gewöhnt warst, immerfort Englisch zu sprechen, man fühlt vor allem an deinem Wesen, wie du die süddeutsche Gemütlichkeit und Herzlichkeit verlernt hast.“

„Man wird verschlossener da draußen; man wird härter. Und das ist sehr gut,“ sagte Kurt mit einem kurzen Lachen.

Aber dem Vater war es gar nicht zum Lachen zu Mute. Ihn betrückte diese Zuckknöpftheit, dieses scheinbar unerschütterliche seelische Phlegma, das er seinem Sohne anmerkte. Er hatte Kurt früher allzu empfindsam, allzu weich gefunden, hatte ja von Herzen gewünscht, daß der junge Mann über seine Liebesenttäuschung hinwegkommen und seinen von der Vernunft gebotenen Verzicht ertragen lerne ohne schwere Kämpfe oder dauernde Gemütsverstimmung. Aber nun schien ihm sein großer Junge doch wirklich zu herzenskühl, zu nüchtern und begeisterungslos, so daß er mit seinen grauen Haaren sich manchmal wie ein Idealist vorkam, wie ein Schwärmer neben dem weltreifen, kritischen Dreißigjährigen. Die Art, wie Kurt über Menschen und Verhältnisse urteilte, wie er die Achseln zuckte, wenn

er von einem Altersgenossen hörte, er habe aus Liebe geheiratet, sei in einem Provinznest glücklicher Familienvater, wie er die Freunde bemitleidete, die langsam im Staatsdienst vorrückten und in bescheidener Stellung ihre Pflicht taten, gab dem Vater immer wieder einen Stich ins Herz. Er konnte sich ja persönlich über seinen Sohn nicht beklagen, der sich allen seinen Anordnungen auf der Reise fügte, der immer höflich und zuvorkommend blieb, aber das alte warme Vertrauen fehlte zwischen ihnen.

In ihrem Hotel wohnte mit ihnen zusammen eine deutsche Professorenfamilie mit zwei Töchtern. Die jüngere der beiden Damen mit den blonden, um den Kopf geschlungenen Zöpfen, mit der sanftsten Stimme und dem bescheidenen Auftreten entsprach genau dem Bilde, das sich der Landgerichtsdirektor von einer künftigen Schwiegertochter geträumt. Aber Kurt fand die Damen, die mit ihrer Handarbeit auf den Uferbänken saßen oder in ihren schlichten Musselinkleidern zur Rechten und Linken der Mama lustwandelten, höchst langweilig, war nicht zu einer Annäherung zu bewegen, zeigte dagegen auffälliges Interesse für eine sehr elegante Amerikanerin, die mit ihren Eltern im Hotel wohnte, sich aber mit großer Sicherheit und stark entwickeltem Freiheitsgefühl meist allein herumtrieb oder in einem Gefolge von jungen Leuten Ausflüge machte, Lawn-Tennis spielte und sich um ihre dickliche, bequeme Mama äußerst wenig kümmerte.

Miß Helen Slate schien ihrem Auftreten nach ein reiches, stolzes, vermöhntes Mädchen. Die Eltern waren gebildete Leute, aber die Feindseligkeit gegen deutsche Art, die Kurt an den Tag legte, seine Vorliebe für die Ausländerin, für diesen kühlen, gemüthlosen Flirt, verstimimte den Vater, der sich überdies in dem Kreis der



Amerikanerin, in dem fast nur Englisch gesprochen wurde und das Hauptinteresse sich um Spiel und Sport drehte, sehr überflüssig fühlte.

Er machte häufig seine Spaziergänge und Ausflüge allein, während Kurt sich auf dem Lawn-Tennisplatz oder im Schaukelstuhl neben Miß Helen aufhielt, und sie trafen sich meist erst wieder vor der Dinerstunde, wenn sie sich auf ihrem Zimmer umzogen oder noch die eingelaufenen Briefe und Zeitungen überflogen.

Einmal lächelte der Landgerichtsdirektor plötzlich, wie von einer Erinnerung durchzuckt, vor sich hin, während er sich die Krawatte umband.

„Woran denkst du, Vater?“ fragte Kurt.

„Ich freue mich nur über die Menschenkenntnis, die ich wieder einmal gehabt habe, und für die ich heute eine Bestätigung fand. Ich glaube, man darf jetzt wohl über die vergangenen Geschichten mit dir sprechen, ohne fürchten zu müssen, alte Schmerzen aufzuwühlen. Du bist ja jetzt so erhaben über jedwede Gefühlsduselei, daß du wohl selbst über deine einstige Schwärmerei für Fräulein Schlaghammer lächeln wirst.“

Kurt antwortete nicht sogleich. Er zog eine Zigarette aus dem Etui, steckte sie in Brand, dann sagte er, die Rauchwolken vor sich hin blasend: „Ich habe jedenfalls hinterher eingesehen, daß du recht hattest, Vater. Der tragische Tod des Mannes ist mir ja um des armen Mädchens willen nahe gegangen, aber als ich dann, noch in Berlin, die Gerichtsverhandlung las, da stiegen mir fast die Haare zu Berge bei dem Gedanken: Wenn das nun dein Schwiegervater wäre!“

„Weißt du, Kurt, nach der Schwurgerichtssitzung kam das junge Mädchen zu mir und wollte das ganze Erbteil, das ihr der Vater hinterlassen, sofort weggeben. Am liebsten wäre sie, glaube ich, während der Verhand-

lung aufgestanden und hätte sich von dem Mammon losgesagt, vor dem ihr schauderte.“

Kurt nickte nachdenklich. „Das arme Kind!“ sagte er teilnahmsvoll. „Sie war ja so arglos, so weltfremd.“

„Nun, von diesem Verzicht konnte natürlich keine Rede sein,“ fuhr der Landgerichtsdirektor fort, während er sich mit der Bürste Haare und Bart zurecht machte. „Sie war ja noch nicht mündig. Und ich sagte ihr damals: „Liebes Fräulein, Sie werden sich die Sache überlegen. In zwei Jahren wird Ihnen der Reichtum, den Ihnen Ihr Vater hinterlassen hat, nicht mehr so lose in den Händen sitzen. Sie werden sich mit Ihrem Besitz befreundet haben.“ Den Wortlaut weiß ich natürlich nicht mehr, aber im Sinn war es so ähnlich. — Nun, sie hat es sich überlegt! Ich sah sie heute in dem teuren, eleganten Schweizerhof am Kai sehr vergnügt in einem Kreis gepuhter Menschen. Also keine Entfagende! Eine junge Millionärin, die sich's mit ihrem Geld wohl sein läßt! Ich wußte es ja, daß die opferfreudige Stimmung und der Schauer vor dem unrecht Erworbenen nicht anhalten würden.“

„Es werden wohl andere über ihren Idealismus ebenso gespottet haben wie du, Vater!“ sagte Kurt scharf.

Der Landgerichtsdirektor fühlte, daß sein Sohn verstimmt gegen ihn war. Zürnte er ihm, daß er ihm jene Unterredung verschwiegen, oder daß er jetzt die alten Dinge berührte?

„Ich habe nicht gespottet über ihren Idealismus, ich habe einfach nicht daran geglaubt,“ sagte er. „Ich gestehe, daß es mir imponiert hätte, wenn sie nicht bloß in der ersten Aufwallung, nein — mit ruhiger Überlegung das Vermögen von sich gewiesen haben würde. Daß sie es nicht tat, kann mich freilich nicht überraschen. Ich bin auch überzeugt, es wird sich bald einer finden,

der sich über das Millionchen freut, ohne lange zu fragen, woher es kommt.“ —

Ein paar Tage später hatten die beiden Herren mit der amerikanischen Familie und einigen jungen Hotelgästen einen Ausflug nach Brunnen gemacht. Als sie Abends mit dem Dampfer zurückfuhren, traf der Landgerichtsdirektor auf dem Schiff mit einer Münchener Dame zusammen, die ihn mit der Herzlichkeit begrüßte, mit der Landsleute, die sich zu Hause nur flüchtig kennen, sich zuweilen bei einer zufälligen Begegnung auf der Reise entgentreten.

Frau Kommerzienrat Greger war eine blonde, große Dame, nicht mehr jung, aber immer noch eine sehr stattliche, auffallende Erscheinung und von lebhaftem Unterhaltungsbedürfnis.

Sie hatte Kurt noch nicht gekannt, fand ihn sehr elegant und interessant und überlegte sofort, daß er eine gute Figur für ihren Salon wäre. Nachdem sie gehört, er sei Vizekonsul in Java, ließ sie sich die Gelegenheit, Neues erzählen zu hören, mit dem sie späterhin wieder glänzen konnte, nicht entgehen.

Da sie sich zu den Herren setzte, mußte sie auch ihre Begleitung vorstellen. „Herr Braunberger aus Nürnberg — Fräulein Schlaghammer.“

Eine schlanke Gestalt, die abgewendet an der Brüstung gestanden hatte, näherte sich, ein blaßes Gesichtchen nickte, eine leise Stimme murmelte: „Wir kennen uns schon von früher.“

Der Landgerichtsdirektor verbeugte sich. Kurt gab Mary die Hand.

„Ein Wiedersehen nach langer Zeit, mein Fräulein,“ sagte er in höflichem Gesellschaftston und machte Mary mit der Amerikanerin bekannt, die, in einen spitzenbesetzten Seidenmantel gehüllt, schick und graziös neben ihm lehnte.

Die Unterhaltung wurde halb deutsch, halb englisch weitergeführt. Mary sprach korrekt und fließend.

„Wie herb und steif sie wirkt! Wie hat sie ihre anmutige Natürlichkeit so ganz verlieren können!“ dachte Kurt. Unwillkürlich tauchten ferne, verblaßte Erinnerungen in ihm auf, regte sich ein sonderbares Heimwehgefühl nach halb Vergessenem.

Er wußte ja nicht, wie ernst und einförmig ihr Leben in diesen zwei Jahren gewesen war im engen Kreis von Pflichten unter Kindern, die sie zu beaufsichtigen und im Zaum zu halten hatte, unter denen sie sich wohl eine strenge Miene und eine ernste Zurückhaltung aneignen mußte.

Und er ahnte nicht, was ihr diese Begegnung bedeutete, wie lebendig und schmerzvoll ihre Erinnerungen geblieben waren, wie sie sich zusammennehmen mußte, um ihre Ergriffenheit zu verbergen.

Er hatte in der Sonne gelebt, in der Freiheit, sie im Schattenwinkel.

So hatte das Leben sie umgeformt: ihn zu einem kühlen, über alles lächelnden Weltmann, sie zu einer an Selbstbeherrschung gewöhnten, etwas gouvernantenhaft wirkenden Lehrerin, die sein Bild immer noch im Herzen trug, weil es in dem kurzen Glanz und Freudenschimmer stand, der ihr beschieden gewesen.

Frau Kommerzienrat Greger, immer voll Vergnügungslust und einem lebhaften Verlangen, viele Menschen um sich zu sehen, forderte die Gesellschaft aufs lebenswürdigste zu weiteren gemeinschaftlichen Ausflügen auf; sie plante eine Fahrt auf den Rigi, stellte ihren Balkon zur Verfügung, wenn die neuen Bekannten sich das hübsche Feuerwerk ansehen wollten, das am Sonnabend vor dem Schweizerhof abgebrannt wurde. Man verabschiedete sich am Landungsplatze mit einem lustigen „Auf Wiedersehen!“

„Dieser junge Herr v. Galten scheint ein sehr kluger Mensch zu sein,“ bemerkte sie auf dem Heimwege, auf dem sie Marys Arm genommen hatte und eifrig plaudernd neben dem einsilbigen, blassen jungen Mädchen einherrauchte. „Er schneidet der hübschen Amerikanerin die Cour. Sie soll ja ein rechtes Goldfischchen sein. Da sehen Sie's wieder, Kindchen: es macht nur eine gute Partie, wer selbst eine gute Partie ist.“

Die rasch begeisterte Dame hatte Mary erst im Hotel in Luzern kennen gelernt und, entzückt von dem lieben Gesicht des jungen Mädchens, sich mit großer Wärme an die Aufgabe gemacht, Mary aus der ernsten Versunkenheit herauszureißen, ihr Lebenslust und Sinn für Vergnügen zu wecken, sowohl mit Worten als mit dem Beispiel ihrer eigenen unerschöpflichen Genußfreudigkeit.

Der gutmüthige Nürnberger Kaufmann, der die beste Absicht hatte, sein Mündel aufzuheitern und ihr ein lustiges Stück Welt zu zeigen, der aber als älterer Herr dem jungen Mädchen etwas ratlos und verständnislos gegenüberstand, hätte sich gar keine bessere Helfershelferin wünschen können als die heitere, lebhaftere Dame, und er hatte Frau Greger auch bald ins Vertrauen gezogen und ihr über die „Schrullen“ seines Schützlings vor-gejammert.

Mary war im März des Jahres mündig geworden und hatte an ihrem Geburtstage ihrem Vormunde geschrieben, seine wiederholten Ausführungen und Versicherungen, es sei unmöglich, die einstigen Schuldner ihres Vaters herauszufinden, den Geschädigten ihre früheren Verluste zu ersetzen, hätten sie zu dem Entschluß veranlaßt, ihr Erbteil zu einer Stiftung zu verwenden, und sie habe auch die Schenkungsurkunde schon entworfen und bitte nur, daß er derselben eine vollständig unanfechtbare Fassung geben möchte.

Darauf hatte Braunberger ihr in einem liebevollen Brief geantwortet, er meine als ihr einziger Verwandter und dafür, daß er nun zwei Jahre lang ihr Vermögen verwaltet und manchen Ärger mit dem Gegenvormund gehabt habe, der alles besser verstehen wollte, das Recht zu besitzen, ihr einen Rat zu geben. Ehe sie ihr Vermögen verschenkte, sollte sie sich doch noch einmal ein wenig umsehen in der Welt; sie sollte doch erst das Leben der Reichen, der Besitzenden kennen lernen. Er wolle sie nur vor späterer Reue und sich vor Vorwürfen bewahren, wenn er einen Aufschub verlange. In den Institutsferien würde er sie in ihrer Pension abholen und mit ihr ein paar Wochen in einem eleganten Hotel zubringen, wo sie Gelegenheit hätte, frohe Genüßmenschen zu beobachten eventuell auch Bekanntschaften zu machen. Er lasse seine gute, bescheidene Frau wohlweislich zu Hause, weil sie sich in einem modernen, eleganten Kreis doch nicht wohl fühlen und vor einem Leben aus dem Vollen, wie er es seinem Mündel ein paar Wochen lang zeigen möchte, erschrecken würde. Aber er erwarte von Mary, daß sie seinem Plan zustimmen werde, wenn er nicht ernstlich böse sein sollte.

Mary hatte nicht den Mut gehabt, zu widersprechen, obwohl sie sich sagte, daß an ihrem Entschlusse nicht zu rütteln sei, und daß sie daher nur einen Luxus kennen lernen würde, der ihr doch auf die Dauer verschlossen wäre, nur einen Blick in eine Welt werfen sollte, in die sie nicht gehörte.

Sie hatte sich einige hübsche Kleider angeschafft und sich für den Aufenthalt in der eleganten Umgebung passend ausgerüstet. Aber sie erschien sich wie ein Fremdling unter den lachenden, übermütigen Menschen, und die Angst, daß jemand ihren Namen mit einem Achselzucken hören, irgend eine Bemerkung über ihren Vater

machen könnte, verdarb ihr die Stimmung. Frau Greger's Einfluß hatte sie ja allerdings nicht ganz zu widerstehen vermocht, und eine Weile war in der Nähe der lebhaften Frau, die ein solches Talent hatte, das Dasein von der heiteren Seite zu nehmen, auch in ihr die unterdrückte Jugendsröhhlichkeit erwacht, und sie hatte das Lachen wieder gelernt. Nun aber, seit sie Kurt v. Halten an der Seite der reizenden, eleganten Amerikanerin gesehen, seit Frau Greger die neuen Bekannten aus dem Hotel Beau Rivage so viel als möglich heranzog, nun wurde ihr auch das Letzte, Liebste verdorben und verbittert, was sie befeßen hatte: die verklärte Erinnerung an jene blauen Herbsttage am Hinterjee, in denen sie die ganze Süßigkeit erwachender Liebe empfunden. Das Schlimmste hatte sie zu ertragen, was es für ein fein empfindendes Mädchenherz geben kann: ein häufiges Zusammensein mit dem Manne, der ihr immer noch eine heiße, schmerzliche Sehnsucht weckte, ein Zusammensein in größerer Gesellschaft, bei dem nie ein intimerer Austausch, ein Gespräch unter vier Augen möglich war, immer bei oberflächlichem Geplauder, bei einer halb englisch, halb deutsch flüchtig hinflatternden Unterhaltung, die ihr so auf die Nerven fiel, daß sie fühlte, wie unliebenswürdig, wie langweilig sie selbst wirkte. Kurt fand sie einsilbig, übellautig und gab daher jeden Versuch auf, sich ihr zu nähern, widmete sich immer mehr der witzigen und schlagfertigen Miß Helen, die täglich mit einer neuen entzückenden Toilette die Blicke auf sich zog und mit der festen Ungenierrtheit der Amerikanerin mit ihm flirtete und kokettierte. Mary hatte allerdings auch einen eifrigen Verehrer, einen hübschen jungen Offizier, der mit seinem Freund im Schweizerhof wohnte und als Bekannter der Frau Kommerzienrat an allen Ausflügen und Spaziergängen teilnahm. Er war der Sohn eines Landschafts-

malers, hatte viel Verständniß für Naturschönheit, sprach gern über Kunst, hatte auch viel gelesen, und Mary würde sich wohl über seine Aufmerksamkeit gefreut haben, wenn es ihr nicht peinlich gewesen wäre, wie ihr Vormund und Frau Greger die Annäherung des jungen Mannes begünstigten, sie förmlich an ihn hindrängten.

Sie wollten eben Mary um jeden Preis in ihrem Entschluß, ihr Vermögen zu verschenken, wandelnd machen und meinten ihre Absicht am besten durchzuführen, wenn sie die Werbung des hübschen jungen Menschen unterstützten, der sichtlich ein großes Wohlgefallen an der jungen Erbin an den Tag legte.

Aber wie es meistens in solchen Fällen zu geschehen pflegt, gingen sie zu wenig zart und diplomatisch vor und machten das scheue Mädchen nur trotzig und zurückhaltend.

Man war zusammen auf dem Rigi gewesen, man hatte einen gemeinschaftlichen Ausflug nach Selisberg unternommen und ein paar Regentage mit gegenseitigen Besuchen und Teeeinladungen herumgebracht.

Am Sonnabend war's wieder herrlich blau und warm, und die kleine Gesellschaft saß unter einem strahlenden Sternenhimmel auf dem Balkon vor dem Schweizerhof und wartete auf den Beginn des Feuerwerks, das abgebrannt werden sollte. Sektgläser wurden herungereicht, die Damen naschten köstliche Süßigkeiten, welche Frau Greger sich aus Paris hatte schicken lassen. Aus dem Garten strömten Blumendüfte, die Musik spielte Strauß'sche Walzer, und der ganze Kai schwamm in einem Lichtmeer.

Es war so recht ein Abend, um zu genießen, um die Fülle und Schönheit des Lebens mit allen Sinnen einzuschlürfen. Und als nun die Raketen in die Höhe



schossen, die leuchtenden Strahlengarben aufsprasselten, da überkam Mary plötzlich eine fast übermütige Stimmung. Warum sollte sie abseits im Winkel stehen und sich in mühsame, eintönige Pflichten einzwängen lassen? Sie hatte ja die Macht, wie alle diese leichtlebigen Glückskinder in Vergnügen zu schwelgen, sich alle finsternen Gedanken einzulullen mit immer neuen Festen, immer neuen frohen Genüssen. Dort stand Kurt v. Haltey bewundernd und galant vor der reichen Amerikanerin. Wußte er so genau, wie ihre Eltern oder ihre Großeltern sich ihr Vermögen erworben hatten? — Und wenn sie sich eine Gesellschafterin nähme, aus Deutschland fortzöge, sich an der Riviera oder irgend einem schönen Fleck der Welt eine Villa mietete, wenn sie die Winter in Paris zubrächte — wer früge danach, wie ihr Vater reich geworden? Sie war jung, sie war hübsch! Wenn sie nur wollte, so lag das Leben vor ihr mit all seinen Glücksmöglichkeiten; sie konnte es auskosten wie den perlenden Champagner in ihrem Glas, es an sich vorüberprasseln lassen wie ein märchenhaftes Feuerwerk.

Sie hatte dabei, wie geblendet in einem trunkenen Verlangen, vor sich hin geblickt in das buntschillernde, flammende Funkengeriesel.

Als es erstarb, nur ein rötlicher Schein noch über die Gesichter hinzitterte, begegnete sie den ernststen Augen des Landgerichtsdirektors, die auf ihr nachdenkliches Gesicht gerichtet waren. Er hatte sich in diesem Moment gefragt: Das einsame, stille Kind dort, hätte es nicht trotz allem meinem Herzen näher stehen können als diese kühle, gepuzte Fremde, die nun wohl meine Schwiegertochter werden wird? Sie wird mir den Sohn ganz entfremden. Meine Enkel werden Englisch plappern und nichts wissen von der deutschen Heimat, von ihrem Groß-

vater. Ich werde meinen Sohn völlig verlieren. Ist das die Strafe dafür, daß ich die Liebe in seinem Herzen einmal zertreten habe?

Mary traf der Blick der ernsten Augen, und vor ihrer Erinnerung flog der Gerichtssaal empor, in dem sie die qualvollsten Stunden ihres Daseins durchlebt. Sie fühlte wieder mit brennender Beschämung, wie die Schuld des Vaters sie niederdrückte, tiefer, immer tiefer, wie die hoheitsvolle Gestalt im Richtertalar vor ihr empormuchs.

Der heilige Entschluß, der sie damals durchglüht, stand ihr wieder vor der Seele. Wie der stolze, strenge Mann über sie gelächelt hatte! Wie spöttisch seine Worte geklungen hatten: „Sie werden sich's überlegen, mein Fräulein!“

Nein — nein! Er sollte nicht recht behalten mit seinem kühlen Spott, er sollte nicht auf sie herabsehen dürfen und sie verachten, weil sie sich an dem Besitz festklammerte, der aus lichtscheuem Dunkel stammte, weil sie vergessen und den Schauer vor dem geschehenen Unrecht betäuben konnte!

Während auf dem Balkon die Sektgläser aneinander klangen und das helle Lachen der Amerikanerin das Stimmengeschwirr übertönte, schlich sie in ihr Zimmer und schrieb mit ihrer gleichmäßigen Schrift die Schenkungsurkunde ab, mit der sie das Vermögen ihres Vaters hingab.

Keine neue Versuchung sollte sie wankend machen in dem, was ihr als feste, unerschütterliche Pflicht erschien. Allein, ohne auf fremden Rat zu hören, mußte sie dem Gebot ihres Herzens folgen.

Am nächsten Morgen ging sie zum Notar und ließ die Schenkung bestätigen, und einige Tage später war's in den Münchener Zeitungen zu lesen, daß der Behörde ein

Kapital von einer Million übergeben worden sei, das als „Schlaghammer-Stiftung“ eingetragen und dessen Zinsen zur Unterstützung der Armen, hauptsächlich kranker oder arbeitsloser Familienväter, verwendet werden sollte.

Im Hotel Beau Rivage wurde Mittags bei der Tafel die Notiz lebhaft besprochen, und es war dabei natürlich viel von dem jungen Mädchen die Rede, die diesen seltenen Opfermut bewiesen. Während die einen sie bewunderten, fanden die anderen sie überspannt, ja verrückt.

„Wie unpraktisch diese Deutschen sind!“ wendete sich Miß Helen an Kurt. „Ich glaube nicht, daß Ihre Landsleute jemals klug werden. Solcher Idealismus ist doch lächerlich!“

Er antwortete nicht, sondern sah finster auf das hübsche, lachende Gesicht. Das kette Urteil, der arrogante Ton hatte sein Empfinden verletzt.

Mit kühler Verbeugung stand er nach dem Essen auf, während seine Nachbarin noch an dem Dessert herumknabberte.

Sein Vater hatte eine Fahrt nach Zürich gemacht und kam erst im Laufe des Nachmittags zurück. Als er einen Blick auf die eingelaufene Post warf, schob Kurt ihm die Zeitung hin mit der Schenkungsnachricht, stumm, ohne ein Wort zu sagen.

„Ich las es schon heute mittag,“ bemerkte der Landgerichtsdirektor. „Es hat mich so gepackt daß ich den Wunsch hatte, dem tapseren jungen Mädchen die Hand zu drücken. Ich war eben im Schweizerhof, aber ich traf nur Frau Greger, die ganz außer sich war, ihren Schützling ein undankbares, unvernünftiges Geschöpf nannte und behauptete, auch der Vormund sei empört über die Eigenmächtigkeit und Verstocktheit seines bisherigen Mündels. Das arme Kind wird einen harten Stand haben. Lauter lange Gesichter! Das längste macht der

junge Offizier, dem das Millionchen so gut gepaßt hätte.“

Der Landgerichtsdirektor blickte forschend auf seinen Sohn. Aber dessen Miene war so unbeweglich, daß er nicht zu erraten vermochte, welchen Eindruck ihm die Nachricht gemacht.

Kurt selbst war sich kaum klar über seine Empfindungen. Am lautesten sprach vielleicht ein Gefühl des Mitleids. Wie sehr mußte das arme stolze Mädchen gelitten haben! Er meinte das herbe, verschüchterte Auftreten Marys, das ihn so unangenehm berührt hatte, nun besser zu verstehen, und unwillkürlich zog es ihn in ihre Nähe, als müßte er sie nun, da sie ihm nicht mehr in einem alltäglichen Lichte erschien, erst wieder kennen lernen mit einem gewissen neuermachten Interesse.

Er schlenderte Abends am Schweizerhof vorüber, warf einen Blick auf den Garten, in dem zwischen den Blumenbeeten helle Gestalten sichtbar wurden, zog den Hut vor Frau Greger, die in einem Korbstuhl zurückgelehnt auf dem Balkon saß.

Mary war nicht zu sehen.

Vor den Juwelenläden am Kai bummelten gepuzte Menschen auf und ab, ein Geschwirr von Stimmen und Sprachen klang dem Vorübergehenden ins Ohr.

Es wurde stiller, als er durch das Wäggiser Tor getreten war und sich der Anlage näherte, in deren Mitte sich ernst und düster der „Löwe von Luzern“ aus der Steinwand erhebt. Schon lag über dem kleinen Wasserbecken unter dem Denkmal erste Dämmerung, man hörte das Rieseln der Quelle, gedämpft drang die Musik aus der Singspielhalle in die stimmungsvolle Einsamkeit.

Auf der Bank zwischen den Bäumen saß Mary und blickte mit ernststen Augen vor sich hin.

Sie erschrak, als er plötzlich neben sie hintrat und ganz unvermittelt, in einem Ton, der von seinem bisherigen merkwürdig abstach, mit leiser Stimme fragte: „Was haben Sie da getan, Fräulein Maria?“

„Ich tat, was ich tun mußte,“ sagte sie. „Und wenn auch alle zürnen — ich konnte nicht anders.“

Sie hatte nicht geglaubt, daß sie je im Leben wieder unter vier Augen mit ihm sprechen würde; sie hatte nicht mehr davon geträumt, daß sein Blick je wieder mit warmem Interesse auf ihr ruhen könnte. Nun war sie gar nicht gewappnet für dieses Unerwartete. Die Abendstimmung, die Melancholie der Umgebung, der leuchtende Himmel über ihnen rief ihr mit solcher Gewalt eine unvergessene Stunde zurück, daß sie das Gefühl hatte, als müßte sie bei dem ersten Wort, das an das Vergangene rührte, ihre Fassung verlieren.

Sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich erheben. Aber er legte ihr sanft die Hand auf den Arm und drückte sie auf die Bank zurück.

„Warum wollen Sie fort? Ich gehöre ja nicht zu denen, die Ihnen zürnen. Ich habe ja eigentlich auch kein Recht, zu fragen, aber ich möchte verstehen, warum Sie dieses große Opfer bringen mußten.“

Sie schlug die Augen zu ihm auf. Es war ein ernster Blick, in dem er einen traurigen Vorwurf, eine wehmütige Bitte lesen mußte. „O, Sie wissen es recht wohl, Herr v. Halten. Sie haben gewußt, ehe ich es selbst ahnte, welche Schuld mein Vater auf sich lud. Er hat es getan aus Liebe zu mir, weil er mir ein Vermögen hinterlassen wollte. Wie hart er auch zu anderen gewesen ist, mich hat er lieb gehabt. Und darum will ich, so gut ich kann, gutmachen, was er gefehlt. Ich will wenigstens versuchen, sein Andenken von dem Schatten zu befreien, der auf ihm lastet. Ich möchte, daß die

Stiftung, die seinen Namen trägt, so vielen zum Segen werde, daß ihr Dank, ihre Befreiung von drückender Sorge den Fluch auslösche, mit dem andere diesen Namen nennen.“

Er sah, wie es um ihren Mund zuckte, er hörte förmlich aus ihrer Stimme das Beben ihres Herzens.

Wie dieser Ton die kühle Gelassenheit erschütterte, die er sich da draußen in der Fremde zum Grundsatz gemacht, wie er ihm die Seele aufwühlte mit Erinnerungen, mit Sehnsucht nach seinem einstigen warmen, frischen Empfinden!

„Aber was soll denn aus Ihnen werden?“ fragte er besorgt. „Mir bangt um Sie — um Ihre Zukunft.“

„Ich bin nicht mittellos. Ich besitze noch das Vermögen meiner Mutter, und die bescheidene Rente wird mich vor der Not schützen. Ich habe ja dann auch meine Stellung als Lehrerin —“

„Lehrerin sind Sie geworden?“ Er sagte es mit einem Lächeln. Nun war ihm ihr Wesen klar geworden. Sie war noch so weltfremd wie damals. „Ein so tapferes Kind!“ sprach er laut mit warmem Klang.

„Kind!“ wiederholte sie bitter. „O nein, ich bin sehr rasch alt und reif geworden.“

„Alt und reif, ohne daß Sie gelebt haben, Maria!“

Der Name machte sie erbeben. „Was mir das Leben gebracht hat, war so traurig,“ murmelte sie mit versagender Stimme, und wie sie sich auch zu beherrschen suchte, die Tränen, gegen die sie gekämpft, seit er neben ihr stand, traten ihr nun heiß und brennend in die Augen.

Und ihm war's, als sei alles in seinem Dasein fortgelöscht, was er seit jenem raschen Abschied von ihr erfahren und getan und in sich verarbeitet hatte, als wäre es nur ein nutzloses Mühen gewesen, um diese nassen, schimmernden Augen zu vergessen.

„Sind Sie mir sehr böse gewesen, Maria? Haben Sie mir recht bitterlich gezürnt, daß ich Sie allein ließ?“ fragte er bewegt und nahm ihre Hand in die seine.

„Böse — ach nein! Es hat mich tief, tief geschmerzt, aber — aber ich habe ja alles begriffen, damals, als ich vor Ihrem Vater stand. Ich wußte, daß Sie gehen mußten. Und seitdem ist auch aller Glaube an Glück und jedes frohe Erwarten vom Leben für mich begraben.“

„Auch die Liebe, Maria? Ich weiß es ja, daß Sie mich lieb hatten in jenen schönen, kurzen Wochen an dem stillen Bergsee, damals, als Sie noch so bezaubernd lachen konnten. Haben Sie dieses Gefühl auch mit begraben in jener großen Sturzwelle, die über Ihren Jugendfrohsinn hinbrauste?“

Sie antwortete nicht. Aber er nahm sie in die Arme und küßte ihre jungen Lippen, küßte die Augen, die so heiße Tränen um ihn geweint.

„Du sollst das helle, bezaubernde Lachen wieder lernen, Maria!“ sagte er zärtlich. „Die ganze düstere Vergangenheit versenken wir ins Weltmeer, über das wir miteinander hinfahren, Hand in Hand. — Siehst du, ich hatte förmlich einen Stacheldraht um mein Herz gezogen, um mich zu wahren gegen neue Schmerzen. Ich schien mir so klug und weise. Aber vor dem kleinen Mädchen, das so vornehm eine Million weggibt, hält der Panzer nicht stand. Nun fühle ich erst, daß ich doch ganz der alte geblieben bin. Und wenn die anderen es töricht nennen, wenn sie dich nicht begreifen und über dich den Kopf schütteln, ich weiß nur, daß all das Häßliche, was uns trennte, nun fort ist, und daß meine Gleichgültigkeit und meine kühle Überlegenheit nur Trost und Groll gewesen ist, weil ich im Grunde meines Herzens nie aufgehört habe, dich lieb zu haben.“ —

Frau Greger fiel fast vor Verblüffung vom Stuhl, als sie die beiden Arm in Arm ankommen sah, Mary mit verklärtem Gesicht, mit glückstrahlenden Augen. Der gute Vormund aber freute sich bedingungslos und lief ganz aufgeregt mit zu Kurts Vater.

„Ich habe solche Angst vor ihm!“ flüsterte Mary blaß und zitternd, als sie das Hotel betrat.

Aber der Landgerichtsdirektor, dem sein Sohn warm und innig die Hand drückte, während er in bewegten Worten die große Neuigkeit mitteilte, strich Mary zärtlich über das Haar.

„Mir ist, als hätte ich vieles gutzumachen an dir, meine liebe Tochter. Ich weiß ja, du bringst ihn mir wieder nah. Nun bleibt er auch in der Fremde der Heimat treu, nun ist sein deutsches Herz wieder erwacht!“







# Der Wörthersee und seine Nachbarn.

Eine Wanderung durch Kärnten und Krain.

Von E. E. Weber.



Mit 7 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

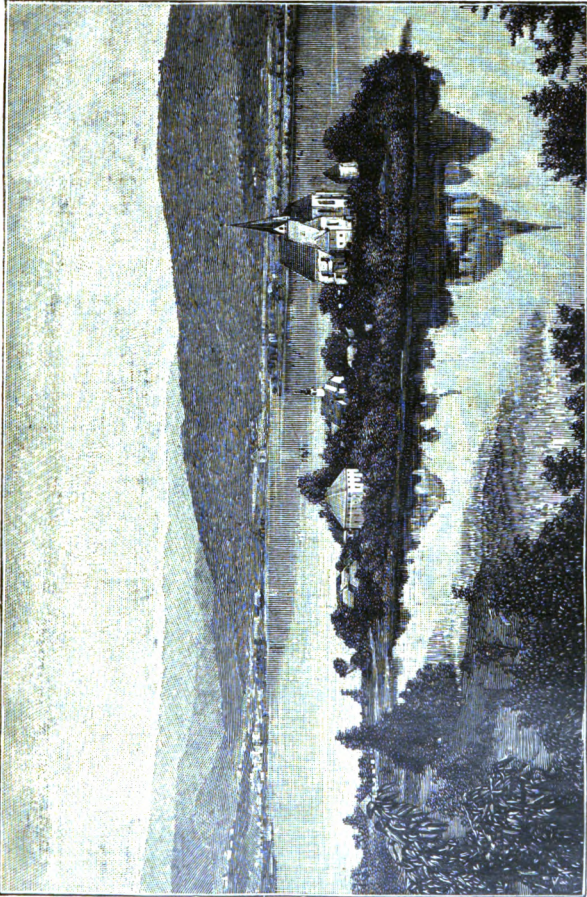
**K**ärnten und Krain sind im Gegensatz zu der Schweiz, dem Salzkammergut und Tirol von den Reichsdeutschen verhältnismäßig nur wenig besuchte Alpengebiete. Desto mehr fühlen sich aber die Österreicher zu diesen Alpenlandschaften ihres Vaterlandes hingezogen. Und Kärnten sowohl als auch Krain verdient voll auf diese Bevorzugung. Denn auch sie bergen eine Fülle von landschaftlichen Schönheiten ersten Ranges. Von besonderem Reiz aber ist jene Seenkette, deren Mittelpunkt der Wörthersee bildet und die sich über den Millstättersee, den Weißensee, den Ossiachersee, den Beldeesee bis zum Wocheinersee fortsetzt.

Noch vor vierzig Jahren lag der Wörthersee still und einsam da, während er jetzt von einem Kranz von Villenorten umschlungen ist, in denen zahlreiche Sommerfrischler ihre Erholungstage zubringen. Wie in so vielen anderen Fällen ist es auch hier die Eisenbahn gewesen, die den vorher weltentlegenen Wörthersee in das bunte

Leben und Treiben des modernen Verkehrs rückte. Heute erreicht man den See sehr bequem von Klagenfurt, der Hauptstadt Kärntens, aus, von der eine Tramwaybahn zum Nordufer hinführt, oder auf der schönen Franz-Josephsstraße, die in Velden am Südufer einläuft.

Der Wörthersee ist gegen 16 Kilometer lang und hat eine mittlere Breite von etwa 2 Kilometer. Durch eine Einschnürung zerfällt er in zwei Teile, die östliche und die westliche Hälfte. Von grünen Waldhügeln umsäumt, bilden seinen entfernteren Hintergrund die wildzerrißenen Wände der Karawanken, der Dobratsch und der Mittagskogel, sowie die Hochrücken der Friauler- und Kanaltaleralpen. Von dem lieblichen Soretto, das auf einem kleinen Vorgebirge den See überragt und dessen altes Schloß als Gasthaus dem Touristen eine behagliche Raststätte darbietet, eröffnet sich ein herrlicher Ausblick über die östliche Seehälfte und ihr Ufergelände, aus dessen Grün allüberall Sommerfrischen, Villen und Schlösser auftauchen. In nächster Nähe breitet sich am Ufer die große Militärschwimmschule aus, die nicht nur von der Klagenfurter Garnison, sondern auch von der Bürgerschaft und den Sommerfrischlern eifrig benützt wird. Anmutig klimmt das kleine Maiernigg mit seinen niedlichen Häuschen einen sanften Waldrücken hinauf, ein breiter Waldgürtel umzieht das freundliche Reichnitz, fast in den Wald gebettet ist das villenreiche Krumpendorf, und in der Ferne springt das trauliche Maria-Wörth, aus dessen Mitte munter das uralte gotische Kirchlein hervorblickt, auf einer Sandzunge weit in den See hinaus. An der Westhälfte des Sees ist der besuchteste Ort Pörtlach, in dem sich Hotels und Villen von Jahr zu Jahr mehren. Wie eine Willenschnur legt sich das prächtige Velden in schön geschlungenem Bogen um den See, und Angsdorf und Auenhof-Stofir sind

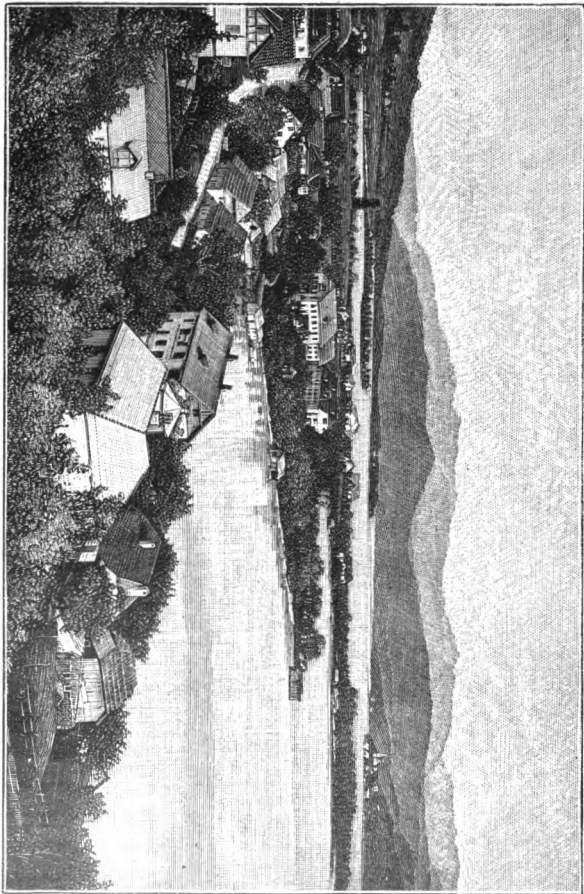
zwar bescheidenere, aber trotzdem für den Erholungsbedürftigen sehr angenehme Buenretiros.



Maria-Wörth.  
(Blick einer Photographie von Alois Biet in St. Gallen.)

Der Umstand, daß der Wörthersee nicht unmittelbar vom Hochgebirge umwallt ist, das ihm sonst seine eis-

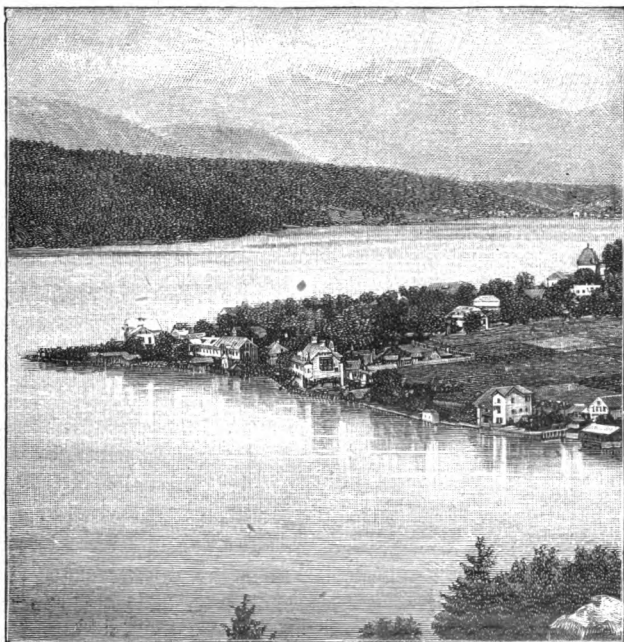
kalten Schmelzwässer in strudelnden Gießbächen zusenden würde, bewirkt es, daß seine Fluten beständig eine hohe



Portschach am Wörthersee.  
(Nach einer Photographie von Alois Steier in Klagenfurt.)

Temperatur aufweisen. In einer heißen Sommerperiode steigt sie bis auf 22 Grad Reaumur an, und nur aus-

nahmsweise fällt sie unter 18 Grad herab. Diese günstigen Verhältnisse haben ein außerordentlich reges Badesleben entstehen lassen. Ein jeder der Seeorte besitzt eine gut eingerichtete Badeanstalt, in denen nicht nur von



Am Mühlbachersee.

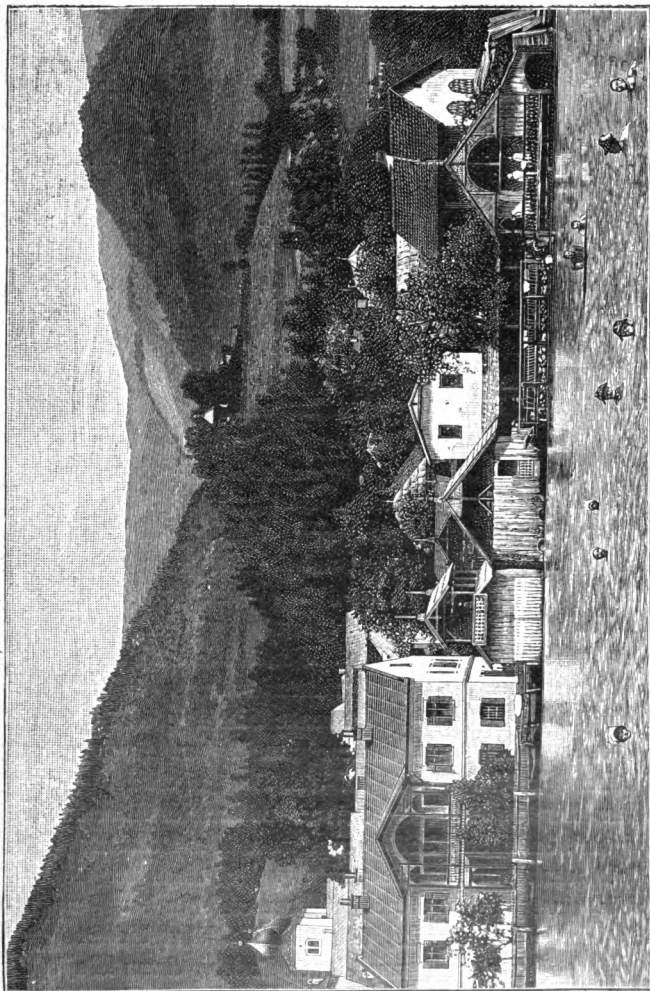
(Nach einer Photographie von Otto Schmidt, Kunstverlag in Wien.)

Herren, sondern auch von Damen und Kindern eifrig gebadet und geschwommen wird. Auch Krafttouren leistet man sich, wie es denn zuweilen vorkommt, daß selbst Damen die weite Entfernung von der Militärschwimmerschule bis nach Maiernigg kühn durchschwimmen. Ebenso blüht, durch die Nähe Klagenfurts gefördert,

der Ruderport auf dem Wörthersee. Schlanke Scullers, Vier-, Sechß- und Achtriemer, besetzt mit schmucker Ruderer-  
mannschaft, durchschneiden früh und spät den See, und  
dazwischen fliegen mit geblähten Segeln wie gewaltige  
Schwäne Segelboote der verschiedensten Größen. Sehr  
gut gesorgt ist ferner für den Verkehr der Ortschaften  
untereinander. Unablässig eilen Dampfboote von dem  
einen zu dem anderen Ende des Sees, die oftmals von  
Passagieren geradezu überfüllt sind.

Der lebhafteste Festtrubel entwickelt sich aber am See  
am 18. August, dem Geburtstage des Kaisers Franz  
Joseph. Dann mimmelt es förmlich von Booten auf  
dem See, Ruderregatten werden abgehalten, die Willen-  
orte hallen von den Klängen der Musikkapellen wider  
und, wenn der Abend herabgesunken ist, steigt prasselndes  
Feuerwerk in die Lüfte, und die Höhen leuchten vom  
Schein der Freudenfeuer wider.

Ruhiger und stiller ist das Treiben am Millstätter-  
see, der etwas kleiner als der Wörthersee ist, aber größer  
erscheint, weil man seine Fläche mit einem Blick über-  
sehen kann. Man gelangt zu ihm von Spittal an der  
Drau durch das kühle, wasserdurchrauschte Riesertal.  
Im Westen türmen sich um ihn herum auf die Weiß-  
wände und die seltsam geformten Schneegipfel der Hohen  
Tauern, im Süden umzieht ihn in Wellenlinien der  
waldreiche Wolfsberg, im Osten schießt der majestätische  
Mirnof empor, und im Norden umgrenzt ihn der Tschiern-  
ecker Nock und die breit abgedachte Millstätter Alpe.  
Ein wahres Kleinod ist die Ortschaft Millstatt in der  
Mitte des Nordufers, in dem sich die altertümliche Bau-  
art vergangener Jahrhunderte mit dem modernen Willen-  
stil verbindet. Winklig und steil sind die Gassen, dunkel  
die Höfe der niedrigen Häuser, die den Kern des Dorfes  
bilden. In das Mittelalter zurückverseht wähnt sich der



Das Marchettbad am Mlýnský náhon.  
(Nach einer Photographie von Otto Schmidt, Runkelverlag in Wien.)

Besucher, wenn er den Marktplatz mit dem eigenartigen Brunnen betritt oder durch die zweithürmige Kirche und das Stift schreitet, in dessen Kreuzgang die mit Kraken-, Wolf- und Ziegentopf geschmückten Wappen erloschener Geschlechter hängen. Aber trotzdem ist es nicht dumpf und eintönig in Millstatt. Bunte Blumengärtchen umringen die Häuser, gewaltige Linden breiten ihre grünbelaubten Äste, und mitten durch den Ort rauscht schaumgekräuselt der Gießbach, der aus dunkler Bergeschlucht hervorbricht. Wer mehr den modernen Komfort liebt, für den bieten die neuen Villen und Hotels am Seeufer eine behagliche Unterkunft. Lauschig wohnt es sich auch in Seeboden und Tschendorf, die bei den Sommerfrischlern immer mehr in Aufnahme kommen.

Dieselben Vorzüge, die der Wörthersee besitzt, zeichnen auch den Millstättersee aus. Sein Wasser ist ebenfalls hoch temperiert, und darum wird auch hier fleißig gebadet. In dem stattlichen Marchettibad fehlt es kaum in einer Stunde an Herren und Damen, die sich in den wohligen Fluten tummeln. Ebenso wird der Rudersport auf ihm gepflegt, wenn auch nicht in dem gleichen Maße wie auf dem Wörthersee. Besonders vorteilhaft aber ist der Aufenthalt am Millstättersee dadurch, daß sich von ihm aus zahlreiche lohnende Ausflüge in die umgebende Gebirgswelt unternehmen lassen. Nach allen Seiten hin kann man sich als Bergsteiger versuchen. Nur kurz ist der Weg auf die kahle Millstätter Alpe hinauf, durch das Tal gelangt man über Döbriach und Feld zum Brennssee und zum Afrischsee, die letzten Überreste eines großen Alpensees, der einst in der Vorzeit das ganze Tal erfüllte, über Gmünd führt die Straße durch das Maltatal zum blauen Tumpf, einem Wasserfall, der den Beschluß von siebzehn anderen bildet, die brausend über die steilen Talwände herabstürzen. Schon



einen geübteren Bergsteiger erfordert eine Tour auf den 2100 Meter hohen Mirnof. Auf halber Höhe findet man im Geschriet eine Raststätte vor. Oder man kann auch über Rotenturm durch das wilde Stockenboiertal zum Weißensee hinüberwandern, der traumumwoben



Offachersee, von Steindorf gesehen.

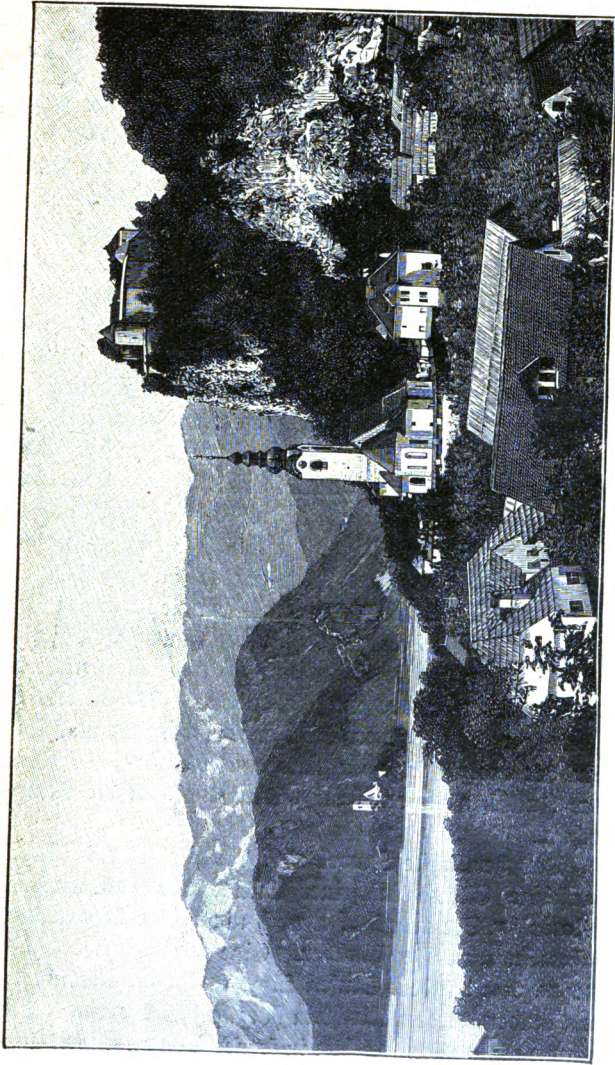
(Nach einer Photographie von Alois Beer in Klagenfurt.)

in seinem stillen Becken die dunklen Waldberge widerpiegelt.

Es ist einsam hier am Weißensee. Schilfdickichte umgürten seine Ufer, und weiße und gelbe Seerosen ruhen in den Buchten auf seinen hellblauen Wassern. Wie ein verzauberter Märchensee erscheint er, wenn die Gipfel und Wände der ragenden Berge im Abendrot aufleuchten,

während sich in der Tiefe schon die Schleier der Dämmerung ausbreiten, wenn die Wellen melancholisch an das Gestade klatschen, das Schiff geheimnisvoll raunt und flüstert und oben in der Höhe ein Habicht seine weiten Bahnen zieht. Wer Stille und Zurückgezogenheit sucht, der mag sich nach dem Weißensee wenden. Ist auch die Zahl der Sommerfrischler, die in Tschendorf, Neufach und Weißbriach sich niederlassen, nur gering, so sind sie doch dem See und seiner trauten Waldeinsamkeit um so herzlicher zugetan.

Um vieles belebter wieder ist der Ossiachersee, zu dem die Kronprinz-Rudolfsbahn die Reisenden in etwa einer Stunde von Villach hinbringt. Der Verkehr an ihm erhält seinen Mittelpunkt in dem vornehmen Hotel Annenheim, das sich mit zwei Restaurationen am Südufer des Sees erhebt. Nicht nur Österreicher und Deutsche, sondern auch Engländer, Italiener, Amerikaner und Russen geben sich hier ein Stellbischen. Herrlich ist der Ausblick über den See von der Westterrasse des Hotels aus. Wie ein silbernes Band schlängelt er sich zwischen dem Felsgeklüft der GÖrlitzer Alpe und dem dichtbewaldeten Bergwall hin, der auf seinem Rücken die Ruine Landskron trägt. Von dem alten Ossiach oder Steindorf winkt das Benediktinerstift herüber. In seine Mauern hatte sich der Polenkönig Boleslaw einst geflüchtet, um als Laienbruder für den begangenen Brudermord zu büßen. Von Ossiach aus schweift das Auge über die Seefläche bis zu den Eishauptern des Drilligs und Mangarß. Wundervoll sieht es sich in den Anlagen vor dem Hotel Annenheim oder auf den benachbarten Waldterrassen, wenn die Abendsonne hinter den Bergen versinkt. Dann gleiten die Boote auf den See hinaus, die, wenn die Dunkelheit eingetreten ist und die roten, blauen und grünen Lampions, mit denen sie geschmückt



Veldes mit Insel.  
(Nach einer Photographie von B. Zergesporer in Veltes.)

sind, aufleuchten, wie bunte Leuchtkäferchen über die weite Fläche dahinhuschen.

Auch sonst lockt noch so mancher prächtige See in Kärnten zum Besuche, wie der Kloppeinersee, der Längsee und der Jaakersee, aber wir wollen uns jetzt nach Villach zurückbegeben, um von dort aus mit der Kronprinz-Rudolfsbahn einen Absteher nach Krain hinein zu unternehmen und den romantischen Weldeesee kennen zu lernen.

Die Bahn führt uns bis zur Station Lees, von wo wir mit einem der landesüblichen Einspännerwagen die Fahrt bis zur Ortschaft Weldees fortsetzen. In Weldees betreten wir das slowenische Sprachgebiet, wodurch die uns verwunderlichen Namen mancher Berge erklärlich werden. Doch versteht man auch Deutsch, da die Kinder dasselbe in der Schule lernen. Beherrscht wird die ganze Umgebung des Sees von dem hoch oben auf jähem Fels thronenden Schloß Windischgrätz. Steigt man den Schloßberg hinan, so eröffnen sich entzückende Ausblicke über den blitzenden Wasserspiegel, den die schmucken Ortschaften Weldees, Auritz und Seebach mit einem schimmernden Kranz von Villen und Hotels einfassen, nach rechts wölbt sich der massige Rücken des von dunkeln Felsadern durchzogenen Stou empor, während nach links hin der dreigipfelige Triglaw oder Terglou, der König der Julischen Alpen, seine Eiskrone bis in die Wolken erhebt.

Das herrlichste Juwel aber des Weldeesees ist das lauschige Giland in seiner Mitte, das das Kirchlein Maria im See trägt. In noch nicht einer Viertelstunde fahren wir zu ihm hinüber. Eine breite weiße Steintreppe von hundert Stufen führt uns vom Strand, wo wir landen, zu dem Kirchlein hinauf, das knorrige Waldbäume umschatten. Schon in ferner Vergangenheit stand

hier ein feltisches Heiligtum, dem später ein slawisches folgte, bis an seine Stelle die Marienkirche trat. Ein dämmerndes Halbdunkel empfängt uns, wenn wir die stets geöffnete Tür durchschritten haben und durch die Reihen der geschnitzten Holzbänke nach dem Hochaltar



Maria im See auf der Insel bei Veldes.

(Nach einer Photographie von Alois Beer in Klagenfurt.)

vorgehen. Jetzt fällt das Sonnenlicht durch die gelben Fensterscheiben und verklärt mit seinem goldenen Schein die Mutter Maria mit dem Jesusknäblein. In der Nähe des Altars hängt ein Seil von einer kleinen Glocke herab. Das ist die berühmte Wunschglocke. Wer an ihr läutet und währenddem einen Wunsch äußert, der darf auf Erfüllung desselben hoffen. Kaum ein Besucher unterläßt es denn auch, die geheimnisvolle Kraft

des Glöckleins auf die Probe zu stellen. Ein reges Treiben herrscht an den Namenstagen der slowenischen Heiligen Cyrill und Methodius auf dem Inselchen. Dann zieht die slowenische Bevölkerung mit Bannern und Heiligenbildern in festlich geschmückten Rähnen über den See, um andachtsvoll ihren Schutzheiligen Dank und Verehrung darzubringen.

Die Umgebung des Beldeezees bietet vielfache Gelegenheit zu prächtigen Ausflügen. Die Tropfsteinhöhle des Babi Job, die Wallenburger und Kazensteiner Ruine, der Rotweinfall, die Höhen des Stou und die Gletscher des Terglou, das sind Ziele, die den Erwartungen auch eines anspruchsvollen Touristen gerecht werden. Bequem und doch höchst wechselvoll ist ein Ausflug nach dem Wocheinersee und der Savequelle. Immer der Wocheiner Save folgend, schreitet man das Wocheiner Tal aufwärts, in dem Sägemühlen knirschen und Kohlenmeiler dampfen, während von den Bergwänden Wasserfälle herabstauben. Bald gelangt man nach St. Johann, und jetzt weitet sich das Tal, und der Wocheinersee liegt lautlos und unbewegt, umschlossen von jähem Felsmauern, vor uns. Wir lassen uns von dem Fährmann nach dem jenseitigen Ufer hinüberfahren. Auch hier herrscht tiefe Stille, nur unterbrochen von dem geschwähigen Gemurmeln eines munteren Wässerchens. Das ist der Quellbach der Save. Nach einer halbstündigen Wanderung haben wir die Quelle erreicht, die sich bald nach ihrem Austritt aus dem Berginneren in schäumendem Fall über den Felsabhang herabstürzt. Hier ist ein trauliches Plätzchen zum Rasten. Wer in den Sagen und der Geschichte der Slawen Bescheid weiß, der wird sich erinnern, daß das Bergmassiv des nahen Terglou einst das Reich des Slawengottes Platorog bildete und daß der sagenhafte Held Ortomir mit seinem

---

Gefolge an der Savequelle die heilige Taufe empfing und dem heidnischen Glauben entsagte.

Kärnten und Krain liegen auch heute noch etwas abseits von der großen Touristenstraße. Aber wer es nicht liebt, auf ausgetretenen Wegen zu wandeln, der mag einmal nach ihnen hin seine Schritte lenken, und er wird, wenn er sie auch nur zu einem kleinen Teil durchstreift hat, mit unverwischbaren Erinnerungen und vollbefriedigt in die Heimat zurückkehren.





# Briefe, die ihn nicht er—weichten.

Eine Studentengeschichte in Briefen.

Von Friedrich Lorenzen.



(Nachdruck verboten.)

Herrn Justizrat Eckmann

in Wiesbaden.

1.

Bonn, den 8. April.

Lieber Papa!

Bin soeben frisch und munter hier angekommen und habe eine reizende Bude nicht allzuweit von der Universität gefunden. Bonn ist reizend, das Siebengebirge großartig schön, der Blick vom Alten Zoll einfach überwältigend.

Fritz und Ferdinand Helmers, die Söhne unseres Direktors, die hier auch studieren, holten mich von der Bahn ab. Sie waren sehr freundlich zu mir und halfen mir treulich, eine Wohnung suchen; auch sorgten sie dafür, daß ich nicht — wie es Neulingen ja leicht passieren kann — übers Ohr gehauen wurde. Allerdings sagten sie mir auch und wiesen es mir schwarz auf weiß nach — was ich Dir leider nicht verschweigen kann — daß ich hier mit einem Monatswechsel von hundertundfünfzig



Mark unmöglich auskommen könnte, da hier alles sehr teuer ist. Ich bitte Dich daher, mir möglichst rasch etwas Geld zu schicken.

Beste Grüße und Küsse an Dich und die Mama von  
Deinem Hans.

2.

Bonn, den 24. April.

Mein lieber Papa!

Nun bin ich fast drei Wochen schon hier und kann wohl sagen, daß ich mich schon ziemlich eingelebt habe. Auch das Studium macht mir viel Freude, man kommt nur nicht allzuviel dazu, Du verstehst — im ersten Semester und als krasser Fuchs der Teutonia, welcher glorreichen Verbindung ja auch Onkel Karl einst angehörte. Doch mußt Du nicht glauben, daß ich ganz im Burschenleben aufgehe und nur Sinn fürs Trinken und Pauken habe. Im Gegenteil — ich vernachlässige mein Studium keineswegs, bin sogar verhältnismäßig ziemlich fleißig; ein dickleibiges Corpus juris und die Dernburg'schen Pandekten habe ich mir schon gekauft. Beide Bücher kosten ein wahnsinniges Geld. Deshalb wirst Du es auch begreiflich finden, daß ich Dich bitte, mir mit einigen Goldfüßsen unter die Arme zu greifen.

Mit Gruß und Kuß

Dein Hans.

3.

Bonn, den 20. Mai.

Lieber Vater!

Du glaubst gar nicht, wie schön es hier ist und wie gut es mir hier gefällt. Alles prangt schon im schönsten Grün — eine Tour in die Berge zu machen gewährt einen wahren Hochgenuß, den ich mir natürlich möglichst oft leiste. Den Drachensfels und den Petersberg habe ich schon erstiegen und oben auf der Höhe ordentlich ge-

jauchzt vor Jugendlust. Leider bin ich gestern beim Hinabsteigen gestolpert und ein Stückchen den Abhang hinuntergerollt. Doch Mama braucht keine Angst zu haben — es ist mir Gott sei Dank nichts passiert. Leider habe ich indes bei der unfreiwilligen Rutschpartie meine Geldtasche verloren und, trotzdem alle Kommilitonen mit suchen halfen, nicht wieder finden können. Ärgerlich — was? Es waren noch über vierzig Mark darin, denke Dir, am Zwanzigsten! Da kannst Du sehen, wie solide ich bin. Ich bin jetzt ganz blank, besitze nicht einen Pfennig mehr und bitte Dich daher dringend um etwas Moos, am liebsten telegraphisch; das teure Porto will ich gern bezahlen, das kannst Du mir ja gleich abziehen.

In Eile

Dein Hans.

4.

Bonn, den 25. Mai.

Lieber Papa!

Es tut mir riesig weh, daß Du mir noch immer kein Geld geschickt hast, ich brauche es doch so nötig. Wohnung, Essen, Kollegengelder, Bücher, alles kostet ein Heidengeld. Und dabei muß man auch noch Verpflichtungen nachkommen, an die wir beide nicht gedacht haben. Man muß hier viel Geselligkeit pflegen und eine Unmasse Gesellschaften mitmachen, Bälle, Picknicks u. s. w. Verschiedene meiner Professoren, und gerade die für die wichtigsten Fächer, verlangen, daß man viel bei ihnen verkehrt und ihren Töchtern den Hof macht. Mama braucht aber nicht zu denken, daß ich ein Liebesverhältnis anfangen, dazu sind die Mädels zu alt und zu häßlich. Aber den Hof machen muß man ihnen ganz gehörig, sonst sitzt man bei den Vätern auf. Und was das heißt, kannst Du Dir denken. Ich soll ja hier einmal ins Examen steigen, würde aber ohne Gnade durchrasseln,

wenn sie 'nen Licker auf mich hätten. Deshalb muß man den alten Schachteln schon die Cour schneiden. Aber was kostet das! Grauensvoll viel! So habe ich mir unter anderem einen Frackanzug machen lassen müssen, der beinahe hundert Mark kostet, dazu kommen noch Lackstiefel, Handschuhe, weiße Binden und was weiß ich sonst noch alles. Außerdem habe ich drei Bielliebchen verloren. Unter zwanzig Mark kann ich doch nichts schenken. Über den Juniwechsel ist längst disponiert. Ich habe keinen Pfennig mehr zum Leben für den Juni. Deshalb, lieber Vater, schicke mir doch schleunigst ein paar blaue Sappen, es wird Dir auch ewig dankbar sein

Dein Hans.

5.

Bonn, den 18. Juni.

Mein lieber Papa!

Fast vier Wochen habe ich nichts von mir hören lassen, aber ich konnte beim besten Willen nicht schreiben, denn ich war krank, sehr schwer krank, Influenza, Darmkatarrh und hochgradiges Fieber. Zweimal täglich kam der Arzt zu mir, und Medizin mußte ich schlucken — einfach fürchterlich! Doch, Mama braucht sich nicht im mindesten zu ängstigen, jetzt geht es mir schon wieder viel besser, gestern war ich sogar wieder mal auf der Kneipe. Freilich nur ein halbes Stündchen, denn ich muß mich natürlich noch sehr schonen und darf auch noch kein Bier trinken. Dagegen hat mir der Doktor als Kräftigungsmittel Tokaier und guten alten Bordeaux verschrieben, davon trinke ich jeden Tag ein paar Gläschen. Was die Krankheit aber für Geld gekostet hat, das ist einfach nicht zum Sagen! Als ich die Apothekerrechnung sah — über achtzig Mark inklusive Tokaier — da bekam ich faktisch einen Heidenschrecken. Auch der Arzt hat vierzig Mark liquidiert, was ich eigentlich wenig sein finde, da es doch

mein Verbindungsbruder ist. Lieber Papa, Du hast mir so streng verboten, Schulden zu machen, deshalb hilf mir nur dieses eine Mal, meinen Verpflichtungen nachzukommen, und schicke mir etwas Geld. Ich muß in der Rekonvaleszenz auch noch viel für gutes Essen und Trinken ausgeben und kann den schändlichen Mammon also absolut nicht entbehren. Im voraus sagt Dir tausend Dank  
Dein Hans.

6.

Bonn, den 26. Juni.

Mein lieber, guter Papa!

Die schwere Krankheit hat doch einen sehr heilsamen Einfluß auf mich ausgeübt. Ich bin in mich gegangen und habe mir felsenfest vorgenommen, dem Bummelleben zu entsagen und einen anderen Menschen anzuziehen. Ich will aus der Teutonia austreten, dem Trinken und dem Pauen ganz entsagen und mich mit heiligem Eifer nur meinen Studien widmen. Punkt halb sieben Uhr wird aufgestanden, Kaffee getrunken und sich für die Lehrstunden vorbereitet. Von acht bis zwölf Kolleg, dann Mittagessen und ein längerer Spaziergang, denn Bewegung muß ein junger Mensch doch haben. Von zwei bis vier wieder Kolleg, dann wieder ein langer Spaziergang unter anregendem wissenschaftlichen Gespräch mit gleichgesinnten Freunden in eines der reizenden Dörfer der Umgebung, Endenich, Kessenich u. s. w. Dort wird Kaffee getrunken, weiter disputiert und dann munter nach Hause marschiert und auf der Bude ein frugales, selbst eingekauftes Abendbrot gegessen. Dann wird noch vier bis fünf Stunden fleißig gebüffelt und um Mitternacht zu Bett gegangen. Ich hoffe, lieber Vater, daß dieses Programm Deinen Beifall finden wird.

Schon während meiner Krankheit faßte ich diesen Entschluß, der hoffentlich von den segensreichsten Folgen

für mich sein wird. Dazu kam dann aber noch eine wichtige äußere Veranlassung, die mir vollends die Kraft eingab, so mit der Vergangenheit zu brechen. Denke Dir nur, lieber Vater, ich wäre beinahe verunglückt! Bei einer Kahnfahrt fiel ich in den Rhein, gerade in die stärkste Strömung, wo schwimmen ein Ding der Unmöglichkeit ist, und wer weiß, was passiert wäre, wenn nicht ein braver Mann mit Gefahr seines eigenen Lebens mir nachgesprungen wäre und mich herausgezogen hätte. Der Edle heißt Nettekoven und ist Gelegenheitsarbeiter unten am Rhein, „Rhingladett“ nennt man diese Leute hier. Kannst Du es mir verdenken, lieber Vater, daß ich in meiner Freude dem wackeren Manne, der zudem noch bitter arm ist und eine ganze Herde Kinder hat, eine Belohnung von hundert Mark versprach? Bei dem sparsamen Leben, das ich jetzt führen will, werde ich ganz bestimmt mit meinem Gelde auskommen, ja sogar noch Ersparnisse machen können, aber ich hoffe bestimmt, lieber Vater, daß Du mir dies eine Mal noch die hundert Mark, die ja nicht für mich, sondern nur für meinen Lebensretter bestimmt sind, schicken wirst. Der arme Mann hat das Geld wirklich nötig, und Du wirst doch auch nicht wollen, daß Dein einziger Sohn sein heiliges Versprechen nicht halten kann.

Im Geiste drücke ich Dir schon für Deine große Güte dankbar die Hand und bleibe mit herzlichen Grüßen  
Dein Hans.

---

„So,“ sagte der flotte Teutone Hans Eckmann, ein hübscher, schlanker Bursche von eben zwanzig Jahren, dem das bunte Band ganz vortrefflich stand und auf dessen Wange ein paar kaum geheilter Menommierschmisse glühten, „wenn das nicht hilft, hilft gar nichts mehr! Darauf muß der Alte unbedingt 'reinsfallen!“

Und mit hoffnungsfrohem Herzen verließ er seine Bude, um auf Rechnung der zu erwartenden Postanweisung einen solennen Frühschoppen einzunehmen. Den inhaltsschweren Brief aber warf er selbst in den Kasten.

Drei Tage vergingen jedoch, ohne daß eine Geldsendung eingetroffen wäre.

Am vierten Tage aber brachte der Stephansbote dem überglücklichen Hans einen dicken eingeschriebenen Brief, für den er dem schmunzelnden Briefträger das letzte Fünzigpfennigstück verabreichte, das er nach längerem Suchen in der Westentasche fand.

Sorgfältig schnitt er den Brief auf und murmelte: „Na, endlich! So hätte ich schon eher schreiben sollen, dann würde ich jetzt nicht so tief in der Patsche sitzen!“

Aber zu seiner schmählischen Enttäuschung konnte er trotz allen Suchens in dem Brief kein Geld finden. Nur ein zusammengeschnürtes Päckchen alter, vergilbter Briefe, welche grüne und rote Marken mit dem württembergischen Wappen trugen, fiel ihm entgegen. Dabei lag noch ein längeres Schreiben seines Vaters, das folgendermaßen lautete:

„Mein lieber Junge!

Durch Deine sechs Brandbriefe hast Du mir eine große Freude gemacht; erinnerten sie mich doch an meine eigene goldene Jugendzeit mit ihren Freuden und ihren Fehlern. Ich schicke Dir in der Anlage zwölf Briefe, die ich selbst als flotter Studio an meinen Vater geschrieben habe. All diese Briefe haben eine ganz merkwürdige Ähnlichkeit mit den Deinen, die verlorene Geldtasche, die schwere Krankheit, ja selbst der urplötzliche furchtbare moralische Vater und der arme Lebensretter kommen darin vor; nur war der Mann — ich studierte damals in Tübingen — ein armer Neckarslößer namens Fockele. Lies die Briefe

durch, mein Junge; sie sind ebenso treuherzig abgefaßt wie die Deinen und bilden, möchte ich sagen, interessantes Material zur Vererbungstheorie. Aber Du wirst, wenn Du diese Briefe gelesen hast, begreifen, daß die Deinen keinen Eindruck auf mich machen. Spare Dir also künftig die Mühe und brauche Deine Zeit zu etwas Besserem. Ich werde Dir jeden Monat nach wie vor hundertfünfzig Mark schicken, aber keinen Pfennig mehr. Damit mußt Du auskommen und kannst es auch. Ich bekam nicht entfernt so viel wie Du, bloß fünfzig Gulden, und danke es meinem Vater heute noch, daß er meinen Bitten um Geld nicht nachgab, sondern mich durch seine eiserne Strenge zur Solidität und Sparsamkeit zwang. An den Schulden, die ich in den ersten Semestern gemacht hatte, habe ich später schwer tragen müssen, und deshalb warne ich Dich nochmals davor. Hast Du schon Schulden, so suche sie nach und nach abzutragen; gelegentliche Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke sollen Dich dabei unterstützen.

Mama läßt Dich bestens grüßen. Sie wird Dir nächstens wieder einen „Fressklober“ schicken. Sollte sich dahinein vielleicht wieder ein Zwanzigmarkstück verirren, von dem ich nichts weiß, so mache einen guten Gebrauch davon; es ist sauer erspartes Haushaltsgeld.

Und nun leb wohl, mein Junge, und tue nach den Worten

Deines alten Vaters.

P.S. Meine Briefe heb mir sorgfältig auf und schicke sie mir gelegentlich wieder. Ich werde auch die Deinen aufbewahren, damit Du sie eventuell später Deinem Sohne zeigen kannst.“





## Japanische Bühnenkunst.

Bilder aus Tokio. Von W. H. Geinbörg.

Mit 6 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

**M**an hat sich's während des letzten Jahres in Europa abgewöhnt, mit hochmütiger Geringschätzung auf die Bewohner des fernen asiatischen Inselreiches herabzusehen, und der Stolz auf eine vermeintlich weit überlegene Kultur ist der bisher so gering eingeschätzten „gelben Rasse“ gegenüber bedenklich erschüttert worden. Dabei waren es nicht die von den japanischen Soldaten bewiesene heldenmütige Tapferkeit und todverachtende Vaterlandsliebe, die diese Wandlung des Urteils bewirkt haben, auch nicht die hohe Intelligenz und Geschicklichkeit der Offiziere, aber je größer die Zahl der Beispiele für die von den Japanern bei jeder Gelegenheit offenbarte bewunderungswürdige Selbstzucht, Menschlichkeit und Ritterlichkeit wurde, desto weniger konnte man sich der Erkenntnis verschließen, daß solche von einem ganzen Volke an den Tag gelegten Eigenschaften unmöglich bloße Nachahmung europäischer Zivilisation sein konnten, sondern daß man in ihnen vielmehr die Früchte einer uralten Kultur zu erblicken habe, die darum nicht geringer zu achten ist, weil ihre Entwicklung andere Wege gegangen ist als die unserige.



Von den künstlerischen und kunstgewerblichen Leistungen der Japaner hatte man freilich schon während der letzten Jahrzehnte in Europa eine ziemlich hohe Meinung gewonnen, und es wäre Torheit, zu leugnen, daß wir ihnen eine Fülle starker und fruchtbarer Anregungen verdanken. Über die japanische Literatur aber



Der Darsteller der „Keldin“ in seiner Garderobe.

und die mit ihr im innigsten Zusammenhang stehende Bühnenkunst des gelben Inselvolkes war man sehr wenig unterrichtet. Was man in oberflächlichen Reiseberichten über die endlosen Theatervorstellungen mit ihrem primitiven szenischen Apparat zu lesen bekam, war nicht eben danach angetan, Bewunderung zu erwecken. Die der Sprache unkundigen europäischen Besucher hatten sich natürlich immer tödlich gelangweilt und hatten aus der

für ihre Begriffe fast kindlich einfachen Inszenierung der Stücke den Schluß gezogen, daß die Japaner wenigstens auf dem Gebiete der Bühnendichtung und der Schauspielkunst noch um einige Jahrhunderte hinter uns zurück seien.

Gründlichere Kenner des Landes haben dies vorschnelle Urteil neuerdings vielfach berichtigt, und es bedeutete eine nicht geringe Überraschung, als man gelegentlich einer von japanischen Schauspielern unternommenen europäischen Rundreise wahrnehmen mußte, daß sie es in der Kunst der charakterisierenden Menschen-darstellung sogar bis zu wirklicher Meisterschaft gebracht hatten. Der weibliche „Stern“ der Truppe wurde von Enthusiasten sogar den ersten europäischen Künstlerinnen als ebenbürtig an die Seite gestellt, und der Heldendarsteller brachte durch den Realismus seines Spiels Wirkungen hervor, auf die jeder unserer einheimischen Mimen stolz gewesen wäre.

Tatsächlich ist die Zahl bedeutender Schauspieler in Japan eine recht große, und das Publikum ist den Leistungen der Bühnenkünstler gegenüber vielleicht nicht weniger kritisch als bei uns. Denn im Leben des Japaners spielt der Theaterbesuch als Vergnügen und Zerstreuung eine sehr große Rolle, und die Vorliebe für die dramatische Kunst ist in allen Gesellschaftsschichten gleich stark ausgeprägt. Dabei ist es eine recht interessante Erscheinung, daß die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler noch bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit ungefähr derjenigen entsprach, die die Jünger und Jüngerinnen Thaliens zu früheren Zeiten in Europa einnahmen. Man bewunderte sie, solange sie auf den weltbedeutenden Brettern standen, und überschüttete sie mit Kundgebungen des Beifalls, aber man wies ihnen als Menschen einen recht niedrigen Platz auf der Stufenleiter

der sozialen Rangordnung an. Neuerdings aber ist man in Japan auch in dieser Hinsicht moderner geworden, und wenigstens die berühmteren Mimen haben sich über einen Mangel an Wertschätzung auch außerhalb ihres Berufes nicht mehr zu beklagen.

Eine der wichtigsten Neuerungen aber, die die jüngste



Kostümierter Schauspieler, sein Stichwort erwartend.

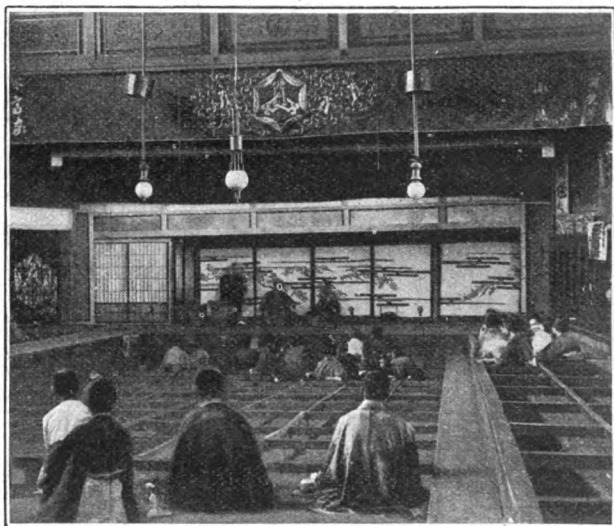
Zeit dem japanischen Theater gebracht hat, war der Bruch mit der Überlieferung, daß auch die weiblichen Rollen nur von Männern gespielt werden dürften. Das oben erwähnte Gastspiel in Europa hat ja den überzeugenden Beweis geliefert, daß es den zierlichen kleinen Japanerinnen keineswegs an Temperament und Leidenschaft gebricht, um selbst großen schauspielerischen Aufgaben gerecht werden zu können. Aber das Vorurteil

gegen das Auftreten weiblicher Schauspieler ist doch noch nicht ganz überwunden, und bei den meisten Truppen gibt es noch heute nur männliche Akteure.

Der Künstler zum Beispiel, in dessen Ankleideraum uns das erste unserer Bilder blicken läßt, ist eine der berühmtesten „Heroinen“ des modernen japanischen Theaters. In den von seiner Truppe — denn er ist zugleich ein sehr erfolgreicher Theaterdirektor — aufgeführten Stücken spielt er immer die Rolle der Heldin und weiß dabei, gleich unseren europäischen Bühnensternen, die Zuschauer ebenso sehr durch seine darstellerische Kunst als durch den Glanz seiner Toiletten zu entzücken. Denn wie bescheiden auch immer die Anforderungen sein mögen, die die Phantasie des Publikums in Bezug auf Dekorationen und Requisiten erhebt, hinsichtlich der Kostüme ist man noch um vieles anspruchsvoller als bei uns. Und man sieht auf der Bühne eines japanischen Theaters sehr häufig Gewänder, die um der Pracht ihrer Stoffe und der Kunst ihrer schweren Gold- und Seidenstickereien willen die helle Begeisterung jedes Sammlers erregen müßten. Einige dieser Prunkstücke hängen zur Linken des Schauspielers an der Wand des auf unserem ersten Bilde dargestellten Zimmers, aber die kleine photographische Aufnahme kann naturgemäß nur eine sehr unzulängliche Vorstellung von dem verschwenderischen Reichtum dieser „Kimonos“ gewähren, die zuweilen in der That auch nach japanischen Begriffen ein kleines Vermögen repräsentieren.

In einen anderen Garderobenraum des nämlichen Theaters führt uns die zweite Abbildung, auf der wir einen fertig kostümierten Schauspieler in Erwartung seines Stichwortes zum Auftreten bereit sehen. Er hat einen „Samurai“ darzustellen, einen jener berühmten „Zweischwertemänner“, die während des jetzt abge-

schafften alten Feudalregimes in Japan die ritterliche Gefolgschaft der mächtigen Daimios bildeten, und deren aufopfernde Vasallentreue sie ebenso wie ihre heldenmütige Tapferkeit zu einem Gegenstand der Verherrlichung in zahllosen japanischen Dichtungen gemacht hat. Auch in den Dramen ist der Held fast immer ein edler,

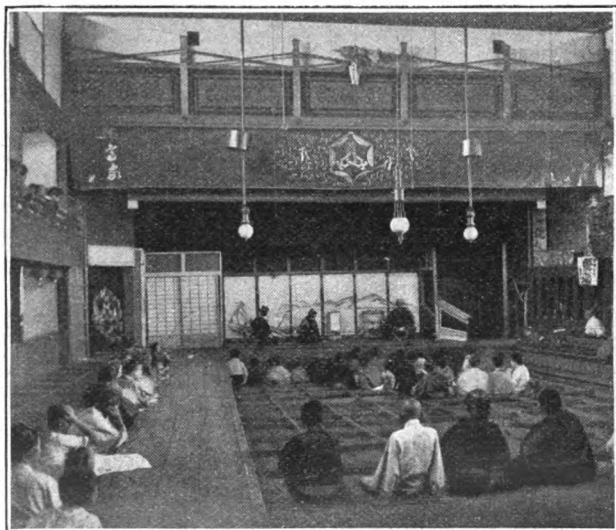


Die Szene spielt im Hause eines reichen Samurai.

hochherziger Samurai, der die Schurkereien des Intriganten zu Schanden macht und der verfolgten Unschuld durch seinen chevaleresken Beistand zum Siege verhilft.

Die vier weiteren Illustrationen zeigen uns den Zuschauerraum des Theaters, das übrigens als einer der vornehmsten Kunsttempel von Tokio anzusehen ist. Was uns bei der Betrachtung der Bilder zunächst auffällt, ist jedenfalls die elektrische Beleuchtung, die dem Saal auf

den ersten Blick ein ganz europäisch anmutendes Aussehen gibt. In allem übrigen aber unterscheidet sich dieses Bühnenhaus doch sehr wesentlich von einem unserer Theater. Statt der Sitzreihen gibt es im Parterre nur abgeteilte Vierecke auf dem Boden, deren jedes einen Platz bedeutet. Denn der Japaner, gleichviel ob Mann

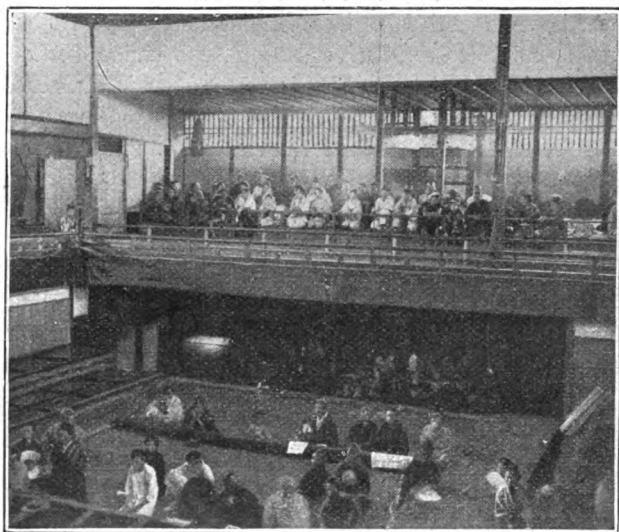


Die Szene spielt in einem gewöhnlichen Kaufe.

oder Weib, kauert, wenn er bequem sitzen will, immer auf den Boden nieder und kann so stundenlang in knieender Stellung auf seinen Fersen hocken, ohne die geringste Ermüdung zu spüren, während der Europäer, der es ihm nachtun will, sehr bald die unangenehmsten Gliederschmerzen empfindet.

Und an Ausdauer darf es dem japanischen Theaterbesucher allerdings nicht fehlen, denn ein Stück, das um

vier Uhr Nachmittags beginnt und gegen Mitternacht endet, wird noch unter die kürzeren Dichtungen gerechnet. Freilich wird die Aufführung wiederholt durch längere Pausen unterbrochen, während deren man sich im Auditorium lustig unterhält und die mitgebrachten Vorräte an kaltem Reis und an allerlei süßen Leckereien ver-



Die Galerie.

zehrt, um neue Kräfte für den Genuß der weiteren künstlerischen Darbietungen zu gewinnen.

Die im Hintergrunde unseres dritten, vierten und sechsten Bildes sichtbare Bühne gleicht vollends in keiner Hinsicht der Szene unserer Theater. Sie bildet einen langgestreckten niedrigen Raum ohne Proszenium, Sof-fitten und Seitenkulissen. Nur der Hintergrund wechselt je nach der Beschaffenheit des Schauplatzes, auf welchem

sich die Handlung abspielen soll. So sehen wir uns zum Beispiel auf dem dritten Bilde in das Haus eines reichen Samurai versetzt, während die nächste Szene das Innere eines gewöhnlichen japanischen Wohnhauses darstellen soll.

Größere szenische Vorbereitungen schon erforderte der letzte Aufzug des hier in Rede stehenden Stückes, denn er spielte zu mittlernächtiger Stunde unter freiem Himmel, und wir erblickten dementsprechend einige Versatzstücke, die uns eine Landschaft vortäuschen sollten. Der gestirnte Himmel aber wird durch eine Anzahl brennender Kerzen veranschaulicht, ein Notbehelf, mit dem sich bei uns eine fürsorgliche Polizei aus Gründen der Feuer-sicherheit schwerlich einverstanden erklären dürfte.

In dem auf der linken Seite des Bühnenpodiums sichtbaren Verschlage hat das „Orchester“ seinen Platz, das die für unseren Geschmack meist allzu reichliche musikalische Illustration der Handlung zu besorgen hat. Denn von allen im japanischen Inselreich gepflegten Künsten ist es mit der Musik — wenigstens nach unseren Begriffen — vielleicht am übelsten bestellt. Ein dreisaitiges, lautenähnliches Instrument, Samisen genannt, stellt mit seinem dünnen Klange die Nerven des europäischen Zuhörers gewöhnlich auf eine um so härtere Probe, als es zumeist entsetzlich eintönige und unmelodische Weisen sind, mit denen er da regaliert wird. Daß die Unterweisung in der Kunst, den Samisen zu meistern, bei der Erziehung der jungen Japanerin eine so große Rolle spielen soll, will uns nach dem, was wir in Teehäusern und anderen dem Vergnügen geweihten Orten von dieser Kunst zu hören bekommen, kaum in den Sinn, und gewöhnlich kann uns nur die bezaubernde Anmut und Liebenswürdigkeit der Vortragenden mit der schrecklichen Monotonie ihrer musikalischen Leistungen versöhnen.



Die eigentümliche Bauart der Bühne bringt es mit sich, daß das Auftreten und der Abgang der Schauspieler nicht wie bei uns von der Seite oder vom Hintergrunde her erfolgen kann. Beides geschieht vielmehr in der Regel durch eine unterhalb der — auf unserem fünften Bilde sichtbaren — Galerie angebrachten, durch



Die Szene spielt um Mitternacht.

einen dunklen Vorhang abgeschlossenen Tür, so daß der betreffende Darsteller, während er auf einer längs des Saales hinlaufenden Plattform der Bühne zuwandelt, von dem Publikum mit voller Muße und aus nächster Nähe in der Pracht seines Kostüms bewundert werden kann.

Zu einem wirklichen künstlerischen Genuß könnte sich eine japanische Theatervorstellung natürlich nur für den-

jenigen gestalten, der die klangvolle Sprache genugsam beherrscht, um dem Gang der Handlung folgen zu können. Schließlich aber wird auch der seine Rechnung finden, der seine Aufmerksamkeit nicht so sehr den szenischen Vorgängen als dem Publikum zuwendet. Denn die beinahe kindliche Heiterkeit und natürliche Liebenswürdigeit, die den Verkehr mit dem Japaner und namentlich mit der Japanerin zu einem so angenehmen machen, offenbaren sich kaum irgendwo in gleich sympathischer und gewinnender Weise als an diesem lediglich der harmlosen Zerstreuung gewidmeten Orte.





## Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

**Die verschwundene Kassette.** — Auf einer größeren Reise durch Europa kam ein Kaufmann aus St. Petersburg im Jahre 1824 auch nach Warschau. Ein Empfehlungsschreiben, das er an den Besitzer einer großen Lederhandlung hatte, verschaffte ihm hier die liebenswürdigste Aufnahme, und während seines Verweilens in der Stadt war sein Wirt aufs eifrigste bemüht, ihm den Aufenthalt in seinem Hause so angenehm als möglich zu machen.

Wie im Fluge waren dem Petersburger Kaufmann die Tage vergangen, und als er am letzten Morgen mit seinen freundlichen Wirten am Frühstückstische saß, bemerkte er, daß er noch einen geschäftlichen Besuch in der Nachbarstadt Radimin zu machen habe. „Ich habe jedoch eine kleine Kassette mit sehr wertvollem Inhalte bei mir,“ sagte er, „und ich halte es für gefährlich, sie mitzunehmen. Wäre sie mein Eigentum, so würde ich nicht so ängstlich sein; sie ist mir indessen von einem Freunde mit der Bitte anvertraut worden, sie einem Juwelenhändler in Krakau zu überbringen. Sie enthält Diamanten und andere Kostbarkeiten. Würden Sie mir vielleicht den Gefallen tun, sie mir aufzubewahren?“

Sofort ging der Wirt auf diesen Wunsch ein, und der Kaufmann machte sich auf seinen Weg, von dem er erst Abends zurückkehrte. In herzlichen Worten dankte er seinen

Gastfreunden für alles Gute, das sie ihm erwiesen, und erbat sich schließlich die Kaffette zurück.

Mit gut geheucheltem Erstaunen sah ihn der Lederhändler an. „Was für eine Kaffette? Ich erinnere mich keiner Kaffette. -- Du vielleicht?“ wandte er sich an seine Frau.

„Nein,“ erwiderte diese, „ich weiß von keiner Kaffette. Wie sah sie denn aus?“

„Vielleicht haben Sie sie in Ihrem Zimmer stehen lassen,“ meinte der Lederhändler.

Aber als der Kaufmann dabei blieb, daß er sie seinem Wirte persönlich übergeben habe, und als er dessen Frau bat, sich doch der näheren Umstände zu erinnern, da sie doch dabei gewesen wäre, beteuerten beide, absolut nichts von dieser Kaffette zu wissen, wurden dann dem Fremden gegenüber sehr kühl und gaben ihm deutlich zu verstehen, daß er sich in einer krankhaften Täuschung befinden müsse. Als schließlich der Lederhändler mit einer bezeichnenden Geste nach seiner Stirn deutete, erinnerte sich der Ärmste, daß er hier in einer fremden Stadt war, und plötzlich erkannte er die Gefahr, in der er sich befand. Voller Schreck eilte er nach der Polizei und erzählte hier, was ihm widerfahren.

Aufmerksam hörte ihm der Beamte zu und bemerkte sodann: „Eine so wertvolle Kaffette haben Sie jemand, den Sie erst wenige Tage kennen, ohne Gegenwart von Zeugen und ohne sich eine Quittung darüber ausstellen zu lassen, übergeben?“

„Er hat mich so liebenswürdig aufgenommen. Ein Mann in feiner Stellung —“

„Können Sie beweisen, daß die Kaffette Ihnen gehört?“

„Höchstens durch den Schlüssel. Sie ist verschlossen, und ich habe den Schlüssel. Hier ist er.“ Mit diesen Worten zeigte er einen kleinen Schlüssel, den er aus seiner inneren Rocktasche hervorgeholt hatte.

Ein paar Minuten dachte der Beamte nach und erwiderte dann: „Das einzige, was ich für Sie tun kann, soll geschehen. Der Großfürst Konstantin, der Gouverneur von

Polen, ist ein strenger, aber gerechter Herr, und wenn er Ihre Geschichte glaubt, so wird er Ihnen auch helfen. Ich will Sie zu ihm führen.“

Bald darauf befand sich der Kaufmann im Zimmer des Großfürsten, der mit großem Interesse seine Geschichte anhörte.

Als der Kaufmann zu Ende war, überlegte der Großfürst kurze Zeit und klingelte sodann. Ein Beamter erschien. „Lassen Sie den Lederhändler M. holen,“ befahl er. Das war rasch geschehen, und ohne lange Vorrede sagte der Großfürst zu ihm: „Setzen Sie sich hier an den Schreibtisch und schreiben Sie, was ich Ihnen diktieren werde.“

Der Mann setzte sich und nahm die Feder zur Hand.

Der Großfürst diktierte: „Liebe Frau! Alles ist entdeckt —“

„Nein,“ rief der Lederhändler, indem er vom Stuhle aufsprang, „das schreibe ich nicht.“

„Dann sind Sie schuldig,“ erwiderte der Großfürst.

Böses ahnend, setzte sich der Angeschuldigte wieder und schrieb, was ihm diktiert wurde: „Liebe Frau! Alles ist entdeckt. Schicke mir durch Überbringer dieses die Kassette.“

Auf Befehl des Großfürsten setzte er seinen Namen unter das Schreiben, und ein Bote machte sich damit auf den Weg.

Die Frau war gerade mit ihrer Toilette beschäftigt, und als sie den Brief las, wurde sie totenbleich und zitterte an allen Gliedern. Dann öffnete sie ein geheimes Fach in ihrem Toilettentisch, nahm die Kassette daraus und übergab sie dem Boten, der sie dem Großfürsten überbrachte.

Dieser übergab sie dem Petersburger Kaufmann und hieß ihn, sie zu öffnen. Nachdem das geschehen, fragte er, ob sämtliche Wertfachen vorhanden wären. Das war der Fall, denn die Kassette war nicht geöffnet worden.

Übermals klingelte der Großfürst, und als jetzt eine Ordonnanz erschien, rief er dieser zu, indem er auf den Lederhändler zeigte: „Fort mit ihm nach Sibirien! Er soll sein Haus nicht wieder betreten.“

**Neue Erfindungen:** I. Die „Chronos-Uhr“ ist die interessanteste Erfindung auf dem Gebiete der Uhrenindustrie. Sie ist in ihrer technischen Ausführung sehr sorgfältig durchgearbeitet, sauber montiert und die innere Konstruktion einfach, aber auch sehr sinnreich. Aufziehen und Einstellen geschieht wie bei jeder gewöhnlichen Uhr, die Zahlenplättchen liegen unter einem Glaszylinder und



Die „Chronos-Uhr“.

sind daher gegen Staub geschützt. Der sofort ins Auge fallende besondere Vorteil dieser Uhr ist der, daß man die Zeit auf die Minute genau ablesen kann, ohne lange das Zifferblatt studieren zu müssen. Die „Chronos-Uhr“ wird in Messing poliert hergestellt und kostet 25 Mark. Bessere Ausführungen mit facettierten Glasscheiben sind entsprechend teurer.

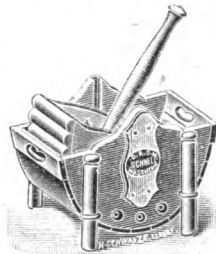
Die „Chronos-Uhr“ ist namentlich geeignet für Bureaus, Herrenzimmer, Arbeitsstuben u. s. w. Sie wird die üblichen

Reiseuhren bald verdrängen, da für sie ein ganz besonderes Lederetuis hergestellt wird, welches verhindert, daß die Uhr im Koffer oder in der Handtasche beschädigt wird. Die Fabrik in Berlin, Ritterstraße 71, gibt jede Garantie.

II. Waschmaschine „Schnellwäscherin“. — Im bürgerlichen Haushalte wird die fleißige Hand vielfach durch größere oder kleine Hilfsmaschinen ersetzt, welche wie die bekannten Fleischhackmaschinen, Gemüseschneidemaschinen u. s. w. recht beachtenswerte Erfolge erzielt haben. Eine wirklich praktische Maschine jedoch zum Reinwaschen der schmutzigen Wäsche fehlt in der Küche, ihr Mangel macht sich besonders in kleinen Haushaltungen fühlbar, wo es unmöglich ist, viel Geld für eine moderne Schnellwaschmaschine auszugeben. Aber auch für größere Haushaltungen sind die bis jetzt vorhandenen Konstruktionen nicht vollständig einwandfrei. Ganz abgesehen von dem zu teuren Preise, enthalten diese oft Metallteile, besonders Eisenbeschläge, die von Seife und Lauge zerfressen werden und dann die so schwer tilgbaren Rostflecke in der Wäsche erzeugen, ferner Kupfer- oder Messingteile, welche Grünspanflecke hervorbringen und deren Beschläge stets gepußt werden müssen, um die Maschine in sauberem Zustande zu erhalten.

Diese Nachteile haben der Firma Gebrüder Lange in Gevelsberg Veranlassung gegeben, eine Waschmaschine zu bauen, bei welcher Metallstücke keinerlei Verwendung finden. Die Maschine besteht, wie früher das Waschfaß mit dem dazu gehörigen Waschbrette, nur aus Holz. Rostflecke u. s. w. können daher in keiner Weise entstehen.

Die Vorrichtung wird in ein gewöhnliches Waschfaß gestellt und die Wäsche, wie aus der Abbildung ersichtlich, auf dem gerillten und gebogenen Waschbrette durch Hin-



Waschmaschine  
„Schnellwäscherin“.

und Herbewegen der ebenfalls gebogenen und mit Rippen versehenen Reibetrommel, genau wie bei der Handwäscherei, in ganz kurzer Zeit außerordentlich rein gewaschen. Ein Nachwaschen der Wäsche ist vollständig ausgeschlossen, auch wird dieselbe in jeder Beziehung geschont.

Die „Schnellwäscherin“ erscheint in ihrer Leistungsfähigkeit unerreicht, besonders wenn man berücksichtigt, daß durch den niedrigen Preis von nur 12 Mark es jeder Hausfrau ermöglicht ist, sich eine solche Maschine anzuschaffen, um mit Leichtigkeit die sonst so beschwerlichen zwei Waschtage auf nur einen Tag abzukürzen. p. n.

**Judische Idylle.** — Die Gattin eines im südlichen Indien angestellten Engländers berichtet die folgende Episode aus dem Leben der eingeborenen Dienerschaft, wie sie sie von ihrem Fenster aus ungezählte Male mit angesehen hatte.

Remmi, die Frau des Elefantenwärters, trat mit ihrem jüngsten, kaum ein Jahr alten Kinde im Arm aus der Thür ihrer Hütte. Sie näherte sich dem Reitelefanten, der in einem abgezaunten Teile des ausgedehnten Hofraumes sein besonderes Standquartier hatte, und dessen Wartung und Beköstigung ihr übertragen worden war.

„Du bist gewiß hungrig, Ischta,“ sagte sie lieblosend zu dem mächtigen Tiere. „Ich will jetzt für dein Essen sorgen und dann für das unsere, du mußt aber inzwischen das Kind beaufsichtigen.“

Damit setzte sie das zappelnde unruhige Geschöpfchen auf die Erde zwischen Ischtas Vorderfüße. Dann holte sie den unglasierten irdenen Krug hervor, der zur Bereitung von Ischtas Mittagskuchen diente, füllte ihn vor den Augen des Elefanten mit glühenden Kohlen vom Herde der Herrschaftsküche und stellte ihn hin zum Durchhitzen. Nunmehr brachte sie Mehl, Milch und Wasser herbei und knetete einen zähen Teig. Mit der Gewandtheit, die nur reichliche Übung verleiht, strich sie darauf den Teig drei bis vier Zoll dick rund um die Außenseite des durchglühten Gefäßes und stellte es hin zum Ausbacken des Elefantenkuchens.



Die Kohlen im Innern des Kruges besorgten dies Geschäft langsam, aber sicher.

Während dies vor sich ging, durfte die Frau sich unbesorgt ihren Hausfrauenpflichten hingeben. Ihr Kind war unter der Aufsicht Ischtas gut aufgehoben. Der Elefant beobachtete ja mit seinen klugen Augen, wie unterdes sein Mittagbrot dampfte und sich appetitlich bräunte.

Nichts Gewissenhafteres konnte man sich denken als die Fürsorge des Riesentieres für das kleine braune, krabbelnde Menschenkind, das seiner Obhut anvertraut war. Und das war gar keine geringe Aufgabe, denn die kleine Gffida war unermüdblich in ihren Versuchen, es zu einer ihr sehr verlockend scheinenden Freiheit der Bewegung zu bringen, die den Wünschen der Mutter durchaus nicht entsprochen hätte und von dem Elefanten daher nicht gutgeheißen wurde. Geduldig ließ er es zu, daß die dünnen Gliedmaßen des braunen Kleinen sich ausstrampelten; versuchten sie es aber mit dem Davonkriechen, so gab es einen sanften Schubs mit dem Rüssel, der das freiheitslüsterne Geschöpfchen schnell wieder zwischen den unbeweglichen Säulen der massiven Vorderfüße Ischtas in Sicherheit brachte. Dann schwenkte er ernsthaft den Rüssel hin und her, damit Gffida etwas zu sehen, zu bewundern und mit den Blicken zu verfolgen hatte und so eine Zeitlang ihr Hinausstreben vergaß.

Unter diesen wechselnden Bemühungen Ischtas und der braunen Mutter Kemmi verging die Zeit, der Teig außen um den irdenen Backtopf wurde gar, Kemmis hauswirtschaftliche Tätigkeit war beendet. Sie kam und sah nach, wie alles stand. Dann löste sie unter geschickter Handhabung eines langen Messers den Kuchen vom Kruge, setzte dem Elefanten sein Mittagessen vor und entfernte sich mit der zappelnden Gffida.

G. D.

**Im Hofbräuhaus.** — Als Johann Nestroy am Hoftheater in München gastierte, gab er in der bekannten Posse „Lumpaz! Vagabundus“ den Schuster und betrat am Abend in der Absicht die Bühne, den Münchnern einen Knie-riem „hinzulegen“, bei dem „sie's stoßen sollte“. In der

Wirtshauszene hatte er dem Rausche des Schusters eine solche Fülle von Wahrheit verliehen, daß er auch mit jenen Naturlauten nicht sparte, welche unter dem Namen „Schnackler“ das Übermaß von Bierkonsum erraten lassen. Da wurde auf der Galerie gezischt. Mit kalter Ruhe wankte Nestroy an die Rampe dicht vor und, mit seinem berühmten gewordenen Zeigefinger drohend, rief er zu den Zischern hinauf: „Sö, wann Sö nôt still san, kommt's no dicker!“

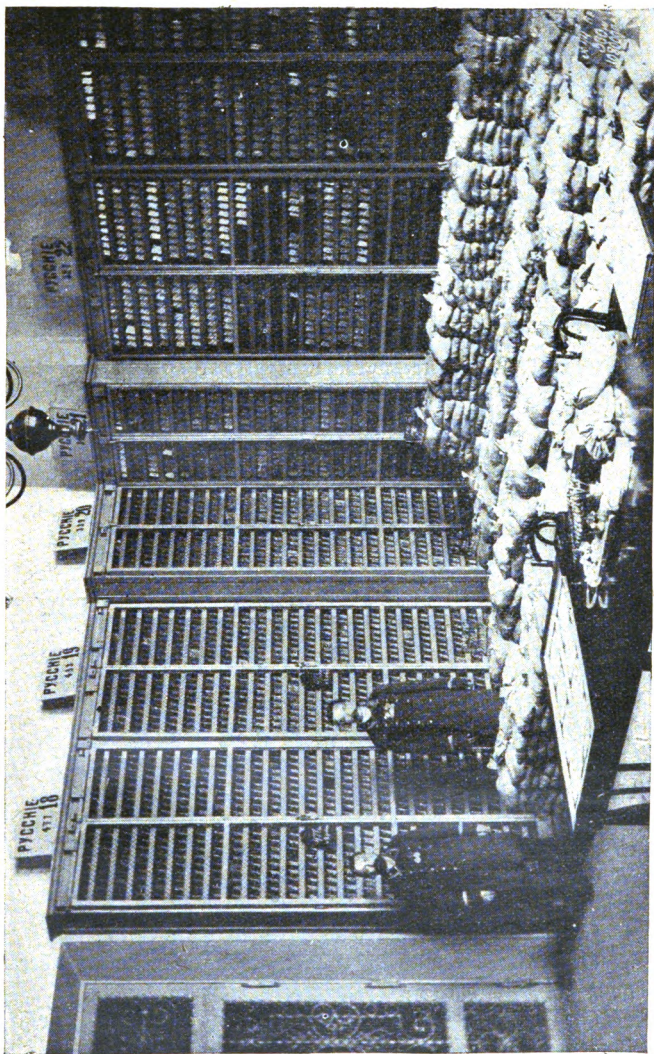
Große Pause der Verblüffung im ganzen Hause, dann eine donnernde Lachsalve. Nestroy hatte auf der ganzen Linie gesiegt.

Am nächsten Tage erblickte König Ludwig I., der eben den Hofgarten durchschritt, den Künstler beim Café Lambosi. Er trat zu ihm hin und sagte: „Habe viel über Ihren Schuster gelacht, lieber Nestroy. Aber sagen Sie mir nur, wo haben Sie denn Ihre Studien zu der so natürlichen Rauschszene gemacht?“

Tief sich vor dem Monarchen verneigend, erwiderte Nestroy, der den Stachel einer gewissen Ironie aus dieser Frage wohl herausfühlte: „Im Hofbräuhaus Eurer königlichen Majestät!“

© I.

**Der russische Staatsschatz.** — Um den in der Presse des Auslands vielfach geäußerten Zweifel an der Existenz des russischen Staatsschatzes zu zerstreuen, hat die Regierung des Zaren eine photographische Aufnahme des Schatzes genehmigt, welche wir unseren Lesern vorzuführen in der Lage sind. Die Summe, die in dem Gewölbe an barem Gelde aufgespeichert ist, soll sich auf 6,277,600,000 Mark belaufen. Wie viel von diesem Betrage durch die Kosten des japanischen Krieges bis zum heutigen Tage tatsächlich zur Verwendung gelangt ist, läßt sich ebensowenig sagen, als sich das Verhältnis des russischen Staatsvermögens zur russischen Staatsschuldenlast zur Stunde klar feststellen läßt. Aber die Echtheit der Photographie ist von einem Vertreter der englischen Presse bestätigt worden, der von der russischen Regierung amtlich eingeladen wurde, dem geheimen,



Der russische Staatschatz.

sonst jedem Fremden unzugänglichen Kassengewölbe einen Besuch abzustatten. 3 P.

Nach zehn Jahren oder Die Tragikomödie einer Viertelstunde. — Er: „Nun, wie geht's Ihnen?“

Sie: „Danke, sehr gut — ich bin erfreut, Sie wieder einmal zu sehen.“

Er: „Bleiben Sie lange hier?“

Sie: „Nein, nur ein paar Tage. Mein Mann hatte keine Zeit, mitzukommen. Und Sie?“

Er: „Ich bin geschäftlich hier, seit Jahren zum ersten Male wieder. Ich war sehr überrascht, als der Hotelier mir sagte, daß auch Sie hier sind.“

Sie: „Ich aber auch, wie ich von Ihrer Anwesenheit hörte.“

Er: „So, nun erzählen Sie mir etwas von Ihrem Leben, Ihrem Heim, Ihrer Familie. Sind Kinder da?“

Sie: „Zwei Jungen. Hans ist sechs Jahr alt, schon ein großer Bengel.“

Er: „Sieht er Ihnen ähnlich?“

Sie: „Er hat dunklere Augen als ich. — Sind Sie übrigens verheiratet?“

Er: „Nein.“

Sie: „Das ist schade.“ — — —

(Pause.)

Er denkt: Herrje, sie wiegt mindestens dreißig Pfund mehr als früher!

- Sie denkt: Wie er schon grau ist!

Er denkt: Wie lange das schon ist — ob sie wohl jetzt daran zurückdenkt?

Sie denkt: Es müssen schon über neun Jahre sein, und es ist mir, als ob es gestern gewesen sei. (Seufzt hörbar.)

Er denkt: Sie spricht noch immer so durch die Nase wie früher.

Sie denkt: Ob er am Ende doch verheiratet ist?

Er denkt: Sie muß schon über dreißig sein, hat sich aber ganz gut gehalten.

Sie denkt: Armer Kerl — ich glaube, er liebt mich noch immer so wie früher. — — —

Er: „Dachten Sie wirklich, ich sei verheiratet?“

Sie: „Ich — weiß nicht —“

Er: „Sie mußten aber doch, daß ich es niemals tun würde.“

Sie (seufzend): „Ich hoffte aber doch, Sie würden —“

Er: „Es ist sehr gütig von Ihnen, das zu sagen. — Ich vermute, daß Sie nie daran gedacht haben, welchen Schmerz Sie mir in jenem Sommer zugefügt haben.“

Sie (lächelnd): „Nein, ich denke nie an solche Sachen.“

Er: „Natürlich — es war für Sie ja nur Spielerei. Ich war ein großer Narr —“

Sie: „Sagen Sie so etwas nicht; wir hatten uns eben beide getäuscht.“

Er: „Ja! — Dann kam der Streit, der uns auseinanderbrachte.“

Sie: „O, lieber Himmel!“

Er: „Ja, ja — ich mußte oft daran denken; ich habe Sie damals sehr geliebt, Claire!“

Sie: „O! — Sie dürfen mich nicht Claire nennen! — Lassen Sie uns von etwas anderem sprechen!“

Er: „Ich gehorche, wie ich es stets getan habe.“

Sie: „Wie Sie es niemals getan haben. Sie waren der eigensinnigste Mann der Welt.“

Er: „Das Schicksal hat mich verändert und gestraft.“

(Pause.)

Er: „Worüber haben Sie eben nachgedacht?“

Sie: „Über nichts.“

Er: „Doch! — Ihre Augen sahen wie einst träumend ins Weite.“

Sie: „Ich — ich habe Ihnen damals sehr weh getan. — Können Sie mir verzeihen?“

(Pause.)

Er denkt: Hoffentlich hat sie noch nichts von der Tilde Wehlauf gehört.

Sie denkt: Derselbe müde Klang in seiner Stimme wie einst. (Sie seufzt.)

Er denkt: Ob sie mir wohl eine Komödie vorspielt?

Sie denkt: Es war doch eigentlich nur eine Kleinigkeit, um die wir damals auseinanderkamen.

Er denkt: Ich hab' sie ja geliebt — aber Gott sei Dank, daß wir uns nicht geheiratet haben!

Sie denkt: Was würde mein Mann jetzt wohl sagen, wenn er uns hier sehen würde?

Er denkt: Sie sieht doch schon recht alt aus.

Sie denkt: Armer Kerl! — Aber ich wollte, mein Karl hätte sein Haar. — — —

Er: „Ach — ich habe Ihnen lange, lange schon vergeben.“

Sie: „Ich habe oft an Sie gedacht, und ich hoffte, daß Sie glücklich seien.“

Er: „Ja, glücklich! — Wo ist wahres Glück? — Ja, wenn wir nicht auseinandergekommen wären! — Um so einer Kleinigkeit willen zwei Menschen zu trennen!“

Sie: „Ja, es war damals die Eifersucht.“

Er: „Nein, es war Liebe.“

(Pause.)

Sie (plötzlich): „Wie die Zeit vergeht! Sprechen wir doch von etwas anderem. — Wie gefällt es Ihnen in Berlin?“

Er: „Na, 's ist allerhand los. Aber ich habe wenig Zeit, bin sehr durch Geschäfte in Anspruch genommen.“

Sie: „Ich — ich glaube, es ist besser — nein — ich glaube, wir müssen gehen. — Ich bin herzlich froh, Sie wiedergesehen zu haben. — Schade, daß mein Mann nicht hier war; ich wollte, Sie hätten ihn gesehen.“

Er: „Danke. — Ich habe vielleicht gelegentlich das Vergnügen. — Adieu, Frau — nein, adieu Claire!“

Sie: „D — nein — adieu! — adieu!“ — —

(Er geht.)

Sie denkt: Also er hat vergeben, aber nicht vergessen. — Er war so nett.

Er denkt: Die hätte Augen gemacht, wenn ich von meiner Verlobung mit Tilde Wehlau erzählt hätte.

Sie denkt: Es waren zwei Königskinder!

Er denkt: Was 'ne Zumutung, mir ihren Alten vorstellen zu wollen — es ist doch unglaublich! — Ja, die Weiber sind naiv! — —

S. Binder.

**Was wird aus dem Golde?** — Ein nachdenklicher Herr, der die Goldornamente aus den Ruinen von Troja gesehen hatte, warf in einer Gesellschaft von Männern der Wissenschaft die Frage auf: Was wird aus dem Golde, das sich im Verkehr und im Gebrauch des Menschen befindet?

Es erhob sich sogleich eine lebhafte Unterhaltung darüber.

„Das verdiente allerdings eine gründliche Untersuchung,“ sagte der eine der Gelehrten. „Auffallend ist es jedenfalls, daß die Goldmünzen sowohl Alexanders des Großen wie Cäsars so ganz unauffindbar sind, auch für die eifrigsten Sammler. Sollten sie alle eingeschmolzen sein?“

„Und in welchen Unmengen ist das Gold bei den Alten im Umlauf gewesen,“ bemerkte ein anderer. „Darius muß zum Beispiel ganz unermessliche Reichtümer an Gold aufgespeichert haben, wie die Geschichtschreiber uns melden.“

„Ganz recht,“ bekräftigte ein dritter. „Es läßt sich sogar mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß zur Zeit der römischen Kaiser in Rom mehr Gold im Verkehr gewesen ist als zu unserer Zeit in der ganzen Welt.“

„Nun wohl,“ nahm der Herr, der dies Gesprächsthema eingeleitet hatte, seine vorige Frage noch einmal auf, „was also ist nun aus all dem vielen Golde geworden?“

Die Antwort der Gelehrten lautete kurz zusammengefaßt folgendermaßen: Erhalten bis auf unsere Tage hat sich von den kolossalen Ansammlungen an Gold nur das, was unter der Erde, unter Schutt und Trümmern oder unter Lava vergraben lag (wie in Troja oder in Pompeji), oder das in Grabhöhlen, in Mausoleen, in den Pyramiden zc. aufbewahrt worden ist. Das Gold der Alten, das als Geld oder als Schmuck, als Geräte im Gebrauch der Menschen war, existiert nicht mehr. Gold ist ein weiches Metall. Wird es viel berührt, viel hin und her geschoben, so verliert es langsam, aber stetig an Gewicht. Das, was es verliert, fällt in Gestalt eines unmeßbar feinen Staubes zu Boden

und verschwindet — natürlich nur vor menschlichen Augen. So gut wie der feine Staub, der von den Bergen abgewaschen wird, wandert auch der feine Goldstaub, wenn schon auf noch so vielen Umwegen, nach und nach doch ins Meer. Dort senkt er sich zu Boden und vermischt sich mit dem Sande, der den Grund des Ozeans bildet. Damit ist er aus dem Bereich des goldgierigen Menschen gekommen und harret in tiefster Verborgenheit des Tages, an dem nach vielen, vielen tausend Jahren der jetzige Meeresboden wieder einmal trocken gelegt sein wird und den Menschen, die ihn dann durchwühlen werden, neue reiche Goldgruben darbietet. G. D.

**Wie ein Thron besetzt wurde.** — Nachdem beim Beginne des orientalischen Krieges in den Fünfzigerjahren die Russen die Moldau und die Walachei geräumt hatten, wurden diese Donaufürstentümer kurz darauf von den Österreichern besetzt. Die Mehrzahl der Einwohner schien eine dauernde Anwesenheit der Österreicher nicht zu wünschen, und man erging sich in allerlei Spekulationen darüber, was aus diesen Ländern werden könnte. Eines Abends — im Dezember 1854 — war in Butarest eine Gesellschaft deutscher Kaufleute um eine Bowle Punsch versammelt. Man sprach über die Zukunft der Donaufürstentümer, und ein vielgereister deutscher Geschäftsmann, Herr Wilhelm Aufermann, schlug vor, die Versammelten sollten den preussischen Ministerpräsidenten Manteuffel in einem Schreiben darauf aufmerksam machen, daß für den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, der kurz vorher zu Gunsten des königlichen Betters in Berlin abgedankt hatte und damals in Düsseldorf wohnte, oder für einen anderen preussischen Prinzen eine passende Vakanz in den Donaufürstentümern eingetreten sei.

Gesagt, getan! Herr Aufermann verfaßte das Schreiben, und mit ihm unterzeichneten es die Herren H. Baumgärtner und F. Ulrich.

Als sie im Begriff waren, dasselbe zu versiegeln, bat ein anwesender rumänischer Bojar, namens Bratiano, das



Dokument mitunterzeichnen zu dürfen, was ihm bereitwilligst gestattet wurde.

Elf Jahre nach diesem Vorfalle wurde der Sohn des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, Prinz Karl, in der That zum Fürsten von Rumänien gewählt, und als er seinen Einzug in Bukarest hielt, ritt der Bojar Bratiano an seiner Seite.

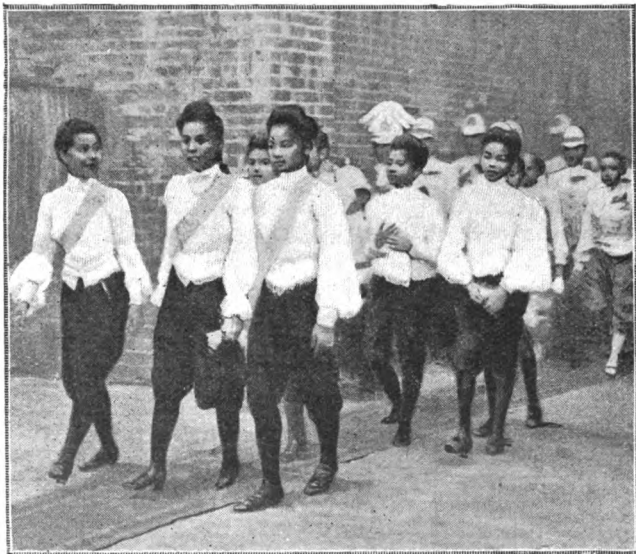
G. L.

**Ein Panzerschiff vor 300 Jahren.** — Es herrscht die Annahme, die Panzerschiffe seien eine Erfindung der Neuzeit. Tatsächlich aber hat ein ähnliches Fahrzeug schon vor mehr als 300 Jahren existiert und sich ebenso vortrefflich gegen die Geschosse der damaligen Zeit bewährt wie die stärksten Panzer von heute. Das war die merkwürdige Kriegsgaleere der Johanniterritter, welche mit einem Bleipanzer versehen war. Dieses Fahrzeug wurde im Jahre 1530 zu Nizza erbaut und gehörte zu dem großen Geschwader, welches Kaiser Karl V. gegen Tunis sandte, um den vertriebenen Muley Hassan wieder auf den Thron zu setzen. Der berühmte Andreas Doria befehligte die Expedition, und Tunis ward nach kurzer Belagerung im Sturm genommen. Die Panzergaleere „Santa Anna“ trug zu diesem Erfolge wesentlich bei. Sie führte sechs Enterbrücken, viele Geschütze und eine Besatzung von vierhundert Mann. Der Bleipanzer war mit ehernen Bolzen an den Schiffswänden befestigt, und ihm schreibt es der Chronist Bosio zu, daß das Schiff aus allen Gefechten unbeschädigt hervorging. G. L.

**Die Familie des Königs von Siam.** — Die Staatsform in Siam ist die einer absoluten Monarchie unter der von Chakri 1782 gestifteten Dynastie. Seit 1868 beherrscht Paramindr Maha Chulalongkorn dies hinterindische Reich, das sich unter seiner Regierung der europäischen Kultur sehr zugänglich erwiesen hat. Chulalongkorn erhielt seine Erziehung von einer Engländerin und bestieg schon mit 15 Jahren den Thron. Er zeichnet sich durch fleißige Antheilnahme an den Regierungsgeschäften des Staatsrats aus, der aus dem König, 7 Ministern, 10 bis 20 vom König ernannten Räten und 6 Prinzen des königlichen Hauses besteht.

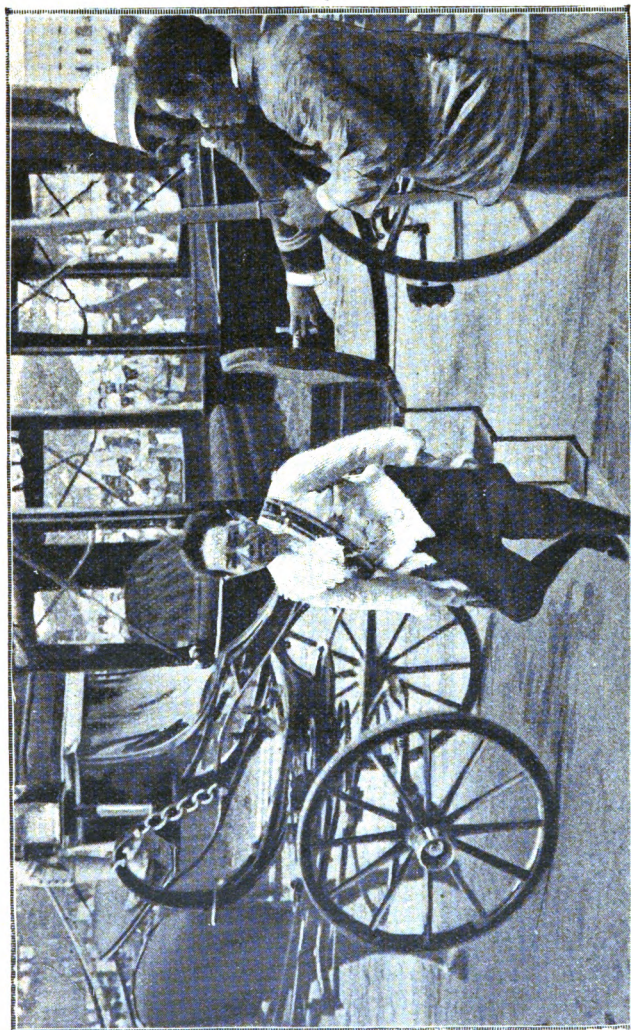
An Prinzen und Prinzessinnen ist kein Mangel am königlichen Hof zu Bangkok, denn von alters her fordert die siamesische Sitte vom König, eine große Zahl von Frauen aus den edelsten Geschlechtern des Landes in seinen Harem aufzunehmen. Doch nur eine der Frauen besitzt den Rang der Königin.

Die jetzige Königin kam als Prinzessin Sowapo Pongfi



Spaziergang der Prinzessinnen am Hofe zu Bangkok.

am 1. Januar 1864 zur Welt. Ihr fallen allerlei Repräsentationspflichten zu; sie hat Gesandtschaften zu empfangen und auch bei Hoffestlichkeiten sich zu zeigen. Für den Europäer wirkt ihr Erscheinen zunächst recht befremdlich, da sie, wie alle vornehmen Damen Siams, fast ganz so wie ein Mann gekleidet ist. Dieses Kostüm ist sehr einfach und besteht aus einer bis zum Hals geschlossenen Bluse, Kniehosen, Strümpfen und Schnallenschuhen. Das Haar wird kurz



Die Königin von Siam beim Verlassen des Wagens.

geschnitten und ohne jeden Zierat getragen. Im Winter trägt die Königin Blusen aus kostbarem Goldbrokat mit Perlenstickerei, im Sommer solche aus weißer Seide mit Spitzengarnitur. Als Schmuck dient das Band des höchsten siamesischen Ordens, das über der linken Schulter getragen wird. Die Kniehosen sind aus dunklem Stoffe; Strümpfe und Schuhe sind schwarz; die Schnallen auf den letzteren sind mit Juwelen besetzt.

Ganz ähnlich gekleidet sind die Prinzessinnen, wie unser Bild auf S. 280, gleichfalls nach einer photographischen Aufnahme, veranschaulicht.

Die Staatsreligion in Siam ist der Buddhismus, und der Besuch der Tempel spielt am Hofe in Bangkok eine große Rolle. Auch bei dieser Gelegenheit zeigen sich die Königin und die anderen Frauen des Königs, sowie seine Töchter in dem geschilderten einfachen Aufzug. B. S.

**Junge Leute, die an Altersschwäche sterben.** — Es ist kein Wunder, wenn Leute, welche die den Menschen zugemessene Spanne Zeit überschritten haben, an Altersschwäche sterben, doch seltsam ist es, wenn auch junge Leute Zeichen des Greisentums aufweisen. Ein solcher Fall ereignete sich kürzlich im Lincolnhospital in New York, wo ein gewisser William Grath im Alter von 24 Jahren starb. Bis vierzehn Tage vor seinem Tode war dieser Mann anscheinend gesund und sah kaum so alt aus, wie er war. Als er starb, schrieben die Ärzte seinen Tod zuerst einer Nierenentzündung zu; da man sich aber über die Todesursache nicht ganz einig war, beschloß man, die Leiche zu sezieren. Das geschah, und das Resultat war ebenso merkwürdig wie interessant. Alle Organe des Körpers waren nämlich so abgenutzt, als wenn sie einem Manne von 90 Jahren angehört hätten.

Im Jahre 1895 starb ein junges Mädchen in Paris, namens Luise Deynon, eines ähnlichen Todes, obwohl sie kaum 17 Jahre zählte. Sie machte den Eindruck einer Frau von 80 Jahren. Ihre Haut war runzelig, ihre Augen glanzlos, ihr Haar grau und spärlich. Alle Bemühungen der

Wissenschaft, ihr die Jugend zurückzugeben, waren umsonst. Ihre Wangen schrumpften jeden Tag mehr ein, ihre Augen sanken immer tiefer in die Höhlen, und einen Monat nach der Aufnahme in das Krankenhaus versank sie in einen tiefen Schlaf und starb, ohne wieder ins Bewußtsein zurückzukehren. Bei der Sektion stellte es sich heraus, daß sie an Altersschwäche gelitten und zweifellos daran gestorben war, obwohl sie den Jahren nach fast noch ein Kind gewesen.

Der Fall eines Italieners, Pietro Giglioni, der im Jahre 1901 in einem Krankenhause in New Jersey ebenfalls an sogenannter Altersschwäche starb, erscheint noch interessanter als die vorgenannten. Giglioni wurde im Dezember 1901 in das Mc Klenhospital für Unheilbare eingeliefert, war aber bereits in einem Zustande, daß er auf die Fragen, die man ihm vorlegte, kaum mehr antworten konnte. Eine Woche nach seiner Aufnahme erschien eine Frau mittleren Alters und bat um die Erlaubnis, den Patienten sehen zu dürfen. Sie weinte bitterlich vor dem Bett, und als die Pflegerin sie mitleidsvoll fragte, ob der Kranke ihr Vater wäre, versetzte die Frau schluchzend: „Nein, es ist mein Sohn.“

Sie erklärte dann, er wäre erst zwanzig Jahre alt, obwohl er schon mit sechzehn wie ein alter Mann ausgesehen hätte. Doch damals war er noch stark und kräftig und konnte arbeiten. Es wurde alles mögliche getan, um dem Manne das Leben zu retten, doch ohne Erfolg, und er versank schrittweise in eine Erschlaffung, von der er sich nicht mehr erholte. Er starb am siebzehnten Tage nach seiner Einlieferung.

Merkwürdigerweise starb an demselben Tage wie Giglioni ein 95jähriger Mann, und da er ein ausgezeichnetes Beispiel der Altersschwäche bot, so wurden die beiden Fälle miteinander verglichen. Bei beiden waren die Organe fast in demselben Zustande, nur bei Giglioni noch abgenutzter als bei dem Fünfundneunzigjährigen. 2-n.

**Eine Kuffestatistik.** — Ein kürzlich verstorbener Advokat in London hat eine seltsame Statistik hinterlassen. Er hat

nämlich sorgfältig die Küsse verzeichnet, die er mit seiner Frau in einem Zeitraum von zwanzig Jahren gewechselt hat. Danach erreichten diese Liebesbeweise im ersten Jahre die gewaltige Zahl von 36,000, das sind etwa 100 im Tag. Im zweiten Jahre verminderten sie sich um die Hälfte, im dritten war die tägliche Leistung etwa 10. Nach fünf Jahren zählte man nur noch 2 Küsse täglich, den Gutenmorgen- und Gutenachtkuß. Diese Zahl hielt sich bis zum fünfzehnten Jahre der Ehe. Später wird nur hie und da noch ein Kuß ausgetauscht. So ändern sich die Zeiten! D. v. B.

**Die prächtigste Garderobe** besitzt wohl die Königin-Mutter von Italien, Margherita. Sie trägt ein Kleid nie mehr als fünfmal, wie prächtig und teuer es auch sein möge. Ihre abgetragenen Kleider schenkt sie ihren Kammerfrauen, die sich große Einkünfte verschaffen, indem sie dieselben an Engländerinnen und Amerikanerinnen verkaufen. Eine bekannte französische Schauspielerinnen war sehr stolz auf einen Lehnstuhl mit einem wundervoll durchwirkten Atlasbezug, der von einem Hofkleide der Königin Margherita stammte. Wenn diese ihre Kleider abgibt, so behält sie übrigens stets die unvergleichlichen Spitzen zurück. Unter anderem besitzt sie ein Spizentaschentuch, das drei Künstlern in diesem Fache viele Jahre der Arbeit gekostet hat. Dieses Taschentuch, das auf 150,000 Lire geschätzt wird, ist so leicht, daß man sein Gewicht nicht in der Hand verspürt, und so fein, daß es sich in eine goldene Schachtel legen läßt, die in Form und Größe einer Bohnenschale entspricht. D. v. B.

**Weißt du, wie viel Sternlein stehen?** — Bei dem kindlichen Glauben von der Unzählbarkeit der Sterne ist die Wissenschaft nicht stehen geblieben. Allerdings waren ihre Angaben über die Zahl der Fixsterne auch bezüglich der für unser Auge erkennbaren Himmelskörper lange Zeit recht ungenau; seitdem aber die Sternphotographie eine so hohe Bedeutung in der Himmelskunde gewonnen hat, haben wir auch genauere Kenntnisse darüber erhalten. Eine ganze Reihe von Sternwarten arbeitet an der Aufnahme einer photographischen Himmelskarte, die nach ihrer Vollendung

eine Übersicht über den Sternenhimmel geben wird, wie man sie nie zuvor für möglich gehalten hat.

Die photometrischen Listen in der Harvard-Sternwarte weisen die Zahl aller Sterne bis zur 6. Größenklasse lückenlos nach. Danach gibt es 38 Sterne bis zur Größe 2, 99 zwischen 2 und 3, 317 zwischen 3 und 4, 1020 zwischen 4 und 5 und 2865 zwischen 5 und 6, insgesamt also bis zur 6. Klasse 4339. Darüber hinaus ist keine vollständige Zusammenstellung mehr vorhanden, wenigstens nicht für den ganzen Himmel. Überhaupt wird die Zählung der Sterne dadurch erschwert, daß auf der südlichen Halbkugel der Erde nur sehr wenige Sternwarten bestehen. Jedenfalls weiß man, daß auf dem Raum bis zu 130 Grad vom Nordpol gerechnet 7848 Sterne von einer Größe zwischen 6 und 7 vorhanden sind, was bei der Annahme einer gleichmäßigen Verteilung auf die ganze Himmelskugel die Gesamtzahl von 9554 ergeben würde.

Nach einer anderen Schätzung würde sich die Zahl der Sterne, die heller als die 7. Größenklasse sind, auf rund 13,400 belaufen. Weiterhin gerät man aber schon in eine große Unsicherheit. Die Berechnungen für die Zahl der Sterne zwischen der 7. und 9. Größenklasse beruhen noch immer auf der altberühmten „Bonner Durchmusterung“. Man kommt danach für den ganzen Himmel zu dem Ergebnis, daß es etwa 177,000 Sterne gibt, die heller als die 9. Größenklasse sind.

Was nun noch weiter jenseits liegt, wird für die Menschen immer weniger faßlich. Die neuesten und wohl auch zuverlässigsten Unterlagen bietet in dieser Hinsicht eine Veröffentlichung der Sternwarte in Greenwich, die eine Gesamtzahl von 229,426 Sternen angibt, aber nur für eine Zone von 5 Grad, also nur für den 60. Teil des ganzen Himmels. Die kleinsten Sterne wurden dabei durch zweimalige Photographie bei einer Belichtungszeit von vierzig Minuten aufgenommen. Will man sich auch hier an eine Verallgemeinerung der bisherigen Beobachtungen wagen, so würde sich die mutmaßliche Zahl der Sterne von größerer

Helligkeit als 15. Größe auf 8,325,000 stellen. Es tritt dabei die auffällige Erscheinung ein, daß sich die Zahl der Sterne von einer bis zur anderen Größenklasse immer ungefähr verdoppelt. Während nämlich unter der 10. Größe 639,000 Sterne angegeben werden, sind es unter der 11. Größe 1,214,000, unter der 12. Größe 2,306,000 u. s. w. C. Z.

**Ein verhängnisvoller Billardstoß.** — Eine förmliche Kette von Unglücksfällen hatte kürzlich das Auspringen eines Billardballes zur Folge, das dem berühmten Kunstbillardspieler Reichart in Paris begegnete. Bei einer Partie in seinem eigenen Hause traf er seinen Spielball mit so heftigem Stoße, daß dieser zum nahen offenstehenden Fenster hinausflog. Der schwere Elfenbeinball durchschlug beim Niederfallen das Glasdach einer Veranda des Nachbarhauses und zertrümmerte eine kostbare Vase. Das Getöse und Klirren der Scherben erschreckte eine mächtige Angorakatze, die friedlich in ihrem Körbchen schlummerte, so sehr, daß sie mit einem mächtigen Satz aufsprang und dabei eine hohe brennende Standlampe umriß. Der Petroleumbehälter der Lampe explodierte, und das Feuer ergriff die schweren Seidenvorhänge, die im Nu in Flammen aufgingen. Bald hatten auch die im Zimmer befindlichen Möbel Feuer gefangen. Dessen weitere Ausbreitung verhinderte jedoch glücklicherweise die sofort anrückende Feuerwehr.

Die berichteten Vorfälle aber waren noch nicht die schlimmsten Folgen dieses Unglücksstoßes. Die Besitzerin des Hauses, wohinein der Ball gefallen war, eine ältere, sehr nervenranke Dame, deren Nichte mit dem Urheber des Unglücksstoßes, mit Reichart, verlobt war, verfiel durch den Schreck und die Aufregung, den das Getöse und das Feuer, sowie die Löscharbeiten verursachten, in eine schwere Nervenkrise und starb kurze Zeit nachher infolge der Erregung, wie die Ärzte erklärten. Daraufhin löste die Nichte das Verlöbniß mit dem „Mörder ihrer Tante“ enträstet auf. Und schließlich verklagten sämtliche Erben den Billardkünstler auf Ersetzung des durch den Unglücksball angerich-



ten Materialschadens, der von Sachverständigen auf nicht weniger als 8500 Franken veranschlagt wurde. W. S.

**Schwimmende Singvögel.** — Die Vermutung, daß auch die Landvögel bei ihren Wanderungen über das Meer zeitweilig auf demselben schwimmend auszuruhen vermöchten, ist schon wiederholt ausgesprochen worden, indessen fehlte es immer an glaubwürdigen Bestätigungen. Erst Heinrich Gätke, dem langjährigen und sorgfältigen Beobachter des Helgoländer Vogel Lebens, ist es gelungen, das Schwimmen von Singvögeln auf dem Meer zur Zeit des Herbstfluges wiederholt festzustellen.

Die erste derartige Beobachtung bot sich ihm dar, als er sich etwa eine halbe Meile westlich von Helgoland auf der Möwenjagd befand. In einiger Entfernung ward auf dem Meere schwimmend ein kleiner Vogel sichtbar, der ihm wie seinen Begleitern völlig unbekannt erschien. „Wir näherten uns,“ berichtet Gätke, „sehr begierig, die vermeintliche Seltenheit zu erlangen, erkannten aber noch rechtzeitig, daß wir eine Singdrossel vor uns hatten. Der Jagdeifer wandelte sich nun sofort in Mitleid und in den Wunsch, das arme ermattete Geschöpf aus seiner vermeintlichen peinlichen Lage zu retten. Wir erstaunten aber nicht wenig, als bei Annäherung des Bootes die Drossel sich mit größter Leichtigkeit vom Wasser erhob und geraden Weges dem fernen Helgoland ganz kräftig zuflog.“

Ein anderes Mal war es ein Schneeammer, der unter ähnlichen Umständen auf dem Meer angetroffen wurde und gerettet werden sollte. Der Vogel mußte sehr ermattet sein, denn er befand sich kaum fünf- bis sechshundert Schritte von der Insel entfernt auf dem Meer schwimmend oder vielmehr treibend. Beim Herannahen des Bootes indessen flog er gleichwohl vom Wasser auf, mußte sich indessen nach dreißig bis vierzig Schritten wieder niederlassen. Als sich das Boot ihm wiederum näherte, flog er abermals auf, aber mit nicht besserem Erfolg wie zuvor. Ein dritter Versuch führte ebenfalls zu weiter nichts, als den Vogel von neuem ungefähr dreißig Schritte der Insel näher zu scheuchen.

Da man die Gewißheit hatte, daß der Vogel nach einiger Ruhe das Land wohlbehalten erreichen würde, gab man die Bemühungen, ihm zu helfen, auf.

Die dritte Beobachtung machte Gätke an einem Bergfinken, der wenigstens dreiviertel Meilen östlich von Helgoland auf dem Meere schwamm. Bei Annäherung des Bootes, in dem Gätke fuhr, erhob er sich vom Wasser, stieg sofort zu einer ziemlichen Höhe auf, wie Vögel es tun, wenn sie weiterziehen wollen, und flog in westlicher Richtung weiter, soweit das Auge zu folgen vermochte, ohne Helgoland irgendwie zu beachten. Das nächste Land, zu dem der Vogel in der erwähnten Richtung gelangen konnte, waren die Inseln Norderne oder Borkum. Daß er sie von dem Punkte, wo er aufflog, hätte sehen können, war durchaus ausgeschlossen. Gleichwohl folgte er nach der Raft auf dem Meere unbeirrt und sicher seiner herbstlichen Zugbahn. Wahrscheinlich kommen derartige Fälle öfters vor, aber die Schwierigkeit der Beobachtung verhindert es, daß wir von ihnen Kenntniß erhalten.

2h. 6.

Der Vater der **Exkaiserin Eugenie** verliebte sich in die schöne Tochter des amerikanischen Konsuls in Malaga, aber nach der Auffassung aller nichtverliebten Leute war blutwenig Aussicht vorhanden, daß seine Liebe Erwidierung finden sollte. Der Arme war nämlich als Offizier seines spanischen Vaterlandes in dessen zahlreichen Kriegen aufs fürchterlichste verwundet worden und zwar in einer Weise, daß die Chirurgen seinerzeit sich nicht anders zu helfen wußten, als daß sie die Narben mit Goldblechen bedeckten. Er trug also für den Rest seines Lebens eine Goldplatte über einer umfangreichen Schädelwunde und eine zweite über einer tiefen Narbe in der Kinnlade.

Trotz dieser auffallenden Flickenarbeit an seinem Kopfe war der junge Offizier übrigens ein ansehnlicher Mann. Auch trug er den hochklingenden Titel eines Grafen de Guzman Montijo v. Pontocarrero. Überdies verstand er es, seiner glühenden Liebe den entsprechenden glühenden Ausdruck zu verleihen. Das alles wirkte zusammen auf das

Herz der schönen Amerikanerin, und das Ende vom Liede war, daß Miß Kirkpatrick und Graf de Guzman Montijo v. Pontocarrero ein glückliches Paar wurden. Der zusammengeblotete Bräutigam gefiel seiner Erwählten besser als ihre zahlreichen heilen und glatten Freier. Der Graf ließ sich mit seiner jungen Gattin in Granada nieder, wo auch ihre beiden Töchter geboren wurden, die spätere Gemahlin Napoleons III. und die spätere Herzogin von Alba. C. D.

**Dauerläufer**, welche diesen anstrengenden Sport, als Zubehör ihres Berufes, fortwährend unfreiwillig ausüben, sind — die Kellner, deren alltägliches Pensum eine höchst respektable Leistung auf diesem Gebiet bedeutet.

Bis zu welcher Höhe dieselbe sich im Lauf der Zeit zusammensummt, hat die Beobachtung mit dem Schrittmesser festgestellt, die ein Kellner in Norwegens Hauptstadt Christiania unternahm, mit einem Resultat, das, so überraschend es auch klingen mag, gewiß von vielen seiner leichtfüßigen Kollegen ebenfalls erreicht wird.

Nach dieser systematischen Kontrolle legt ein Kellner von 8 Uhr Morgens bis zur Mitternachtszeit etwa 99,000 Schritte zurück, was einer Strecke von 60 Kilometer gleich, gewiß eine hübsche Dauerläuferleistung — nur ohne Prämie. & A.

**Ein Gemütsmenschen.** — Zwei Cowboys ritten durch die öde, eintönige texanische Ebene. Sie waren einander vollständig fremd, und ihre Begriffe von Recht und Unrecht oder Mein und Dein waren so locker als möglich.

Plötzlich machte einer der beiden Männer eine Bewegung nach seiner Satteltasche. Sofort zog der andere seinen Revolver und schoß ihn tot.

Nun stieg er vom Pferde, betrachtete sein Opfer und sagte zu sich selbst: „Ich möchte doch wissen, ob er wirklich die Absicht hatte, mich zu erschießen. Der Schein war ja gegen ihn, aber ich kann mich ja immerhin überzeugen.“

Mit diesen Worten drehte er die Leiche um und entdeckte, daß die einzige Mordwaffe, die der Tote bei sich hatte, ein Wiskeyflaskche war.

Nun schämte er sich ein wenig und sagte sich in trau-

rigem Tone: „Was war ich doch für ein Narr! Ich habe einen unschuldigen Menschen getötet, der noch dazu ein vollkommener Gentleman war. Er wollte mich gar nicht erschießen, sondern beabsichtigte nur, mich zu einem Schluck Brantwein einzuladen.“

Dann wischte er sich mit dem Ärmel den Mund und fuhr fort: „Der letzte Wunsch des Verstorbenen soll getreulich erfüllt werden.“

Damit leerte er die Flasche und ritt seiner Wege. L—n.

**Unerwünschte Fortsetzung.** — In einer Frauenversammlung stand auf der Rednertribüne eine Dame, die im Verlauf ihres Vortrages auf die zur Schönheit erforderliche Regelmäßigkeit in den Maßen des menschlichen Körpers zu sprechen kam. Um die Ebenmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit der einschlägigen Verhältnisse zu veranschaulichen, sagte sie mit dem Brustton der Überzeugung: „Hier sehen Sie zum Beispiel meine Hand. lege ich ein Zentimetermaß um den Daumen, so brauche ich die gewonnene Anzahl von Zentimetern nur zu verdoppeln, um den Umfang meines Handgelenks zu erhalten. Das darin zum Ausdruck gebrachte bekannte Gesetz lautet: Zweimal um den Daumen — einmal um das Handgelenk; zweimal um das Handgelenk — einmal um den Hals; zweimal um den Hals — einmal um die Taille.“

Sie hielt inne; es kam ihr störend zum Bewußtsein, daß ihre eigene Taille diesem Maße durchaus nicht entsprach, denn sie war von unverhältnismäßiger Rundung.

Andere Leute aber hatten denselben Gedankengang gehabt, und eine deutlich vernehmbare Stimme aus der Zuhörerschaft lieferte die unerwünschte Fortsetzung des von ihr aufgestellten Gesetzes: „Zweimal um Ihre Taille, einmal um die Erde.“

Die Zuhörer brachen in ein schallendes Gelächter aus, und die mehr als junonische Erscheinung auf der Tribüne mußte wohl oder übel mit einstimmen. C. D.

# Seide porto- u. zollfrei

versenden wir direkt an Jedermann in wundervoller Auswahl unter Garantie für gutes Tragen. Wundervolle Neuheiten in schwarz, weiß und farbig in allen Preislagen schon von 95 Pf. an. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

**Adolf Grieder & C<sup>ie</sup>, Zürich G 46**

Kgl. Hoflieferanten

(Schweiz)

**Dr. Oetker's** { **Backpulver,**  
**Vanillin-Zucker,**  
**Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

**Dr. A. Oetker**  
Bielefeld.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserem Verlage erschienen:

## Schwäbisches Wanderbuch.

Eisenbahn- und Wanderführer durch Württemberg u. Hohenzollern.

Herausgegeben in Verbindung  
mit der Generaldirektion der Kgl. Württemb. Staatseisenbahnen.

Bearbeitet von **Gustav Ströhmfeld.**

— Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. —

Mit 32 meist vierfarbigen Karten, vielen Abbildungen, Plänen, Panoramen  
und einer großen Übersichtskarte.

In Leinwand praktisch gebunden Preis 3 Mark 60 Pf.

**Albführer.** Wanderungen durch die Schwäbische Alb nebst  
Hegau und Randen. Von Julius Wais.

— Mit 20 meist vierfarbigen Kartenbeilagen. —

Praktisch gebunden Preis 2 Mark 20 Pf.

— Zu haben in den meisten Buchhandlungen. —



## Union-Sammlung moderner Romane.

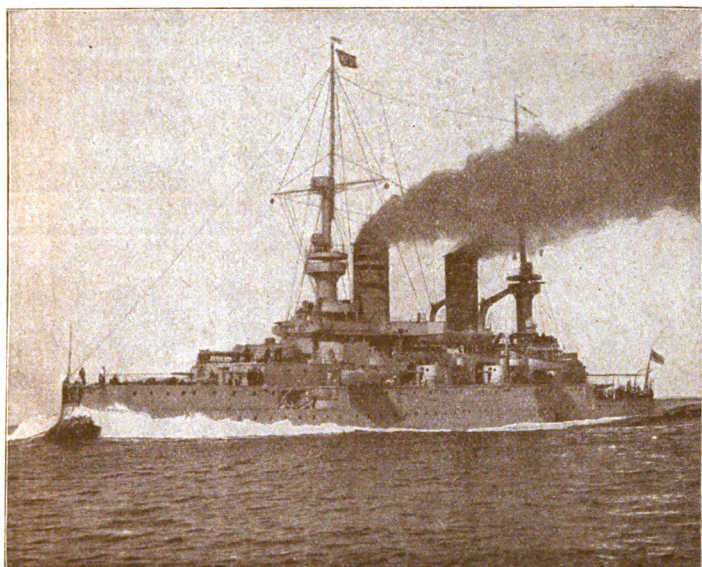
Eine Auswahl  
spannender und wertvoller  
Werke deutscher und aus-  
ländischer Erzählerkunst.

Die Sammlung enthält bedeutame  
Erscheinungen hervorragender Autoren.  
Die schmucken Bände sind in den  
meisten Buchhandlungen vorrätig. Wir  
empfehlen sie allen Freunden einer  
guten und fesselnden Lektüre. Eine Serie  
dieser Romane gibt ein ansehnliches,  
dabei billiges Gelegenheitsgeschenk.

Erschienen sind folgende Bände:

1. R. Voss, San Sebastian.
2. Luise von François, Judith, die Klauwirtin.
3. Ernest Daudet, Ein Märtyrer der Liebe. Die Baronin Amaliti.
4. Balduin Möllhausen, Das Geheimnis des Hülfs.
5. Iwan Turgenjew, Rauch.
6. Konrad Tzschernitz, Gerichtet.
7. Ernst Pasqué, Zwei Leben Worths.
8. Edgar A. Poe, Seltsame Geschichten.
9. Ouida, Die Leiden einer Anstandsdame.
10. Fr. Bret Harte, Im Walde von Carquinez.
11. Ernst von Wolzogen, Basilla.
12. Maximilian Schmidt, Glasmacherleut'.
13. Theodor Dostojewski, Erniedrigte und Verleumdete.
14. Aug. Silberstein, Hochlandsgeschichten.
15. Iwan Gontscharow, Eine alltägliche Geschichte.
16. Max Ring, Frauenherzen.
17. L. von Sacher-Masoch, Der kleine Adam.
18. August Becker, Das alte Bild.
19. Georg Mengs, Hochsommerzeit war's.
20. Rudolph Straß, Das weiße Lamm.
21. Pierre Loti, Mein Bruder Yves.
22. Jules Claretie, Noris.
23. Georg Hartwig, Das Dorfkind.
24. R. Etowronnet, Die Frau Leutnant.
25. Pierre Loti, Azithadeh.
26. Adelheid Weber, Die goldene Lore.
27. Gust. Johs. Krauß, Um's Geld.
28. Paul Bourget, Ihr Schatten (Le Fantôme).
29. Bret Harte, Der Kreuzzug des Excelsior.
30. Erlin-Schmeckebier, Gezeichnet.
31. Percy White, Westend.
32. G. Janson, Das Paradies.
33. Adelheid Weber, Vorkrübling.
- 34/35. A. Godin, Mutter und Sohn.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen und auf Bahnhöfen.



S. M. Linienschiff „Barbarossa“.

Nach einer Photographie von A. Renard in Kiel.

## **Marine-Kunde.** Eine Darstellung des Wissenswerten auf dem Gebiete des Seewesens.

Von Kapitän zur See a. D. **Foss.**

Mit 517 Illustrationen, Plänen und Karten. In hochelegantem  
Geschenkband 10 Mark.

Dieses neue, reich mit modernem Bilderschmuck ausgestattete Werk bietet eine vollständige Übersicht der Entwicklung des Seewesens, von frühen Zeiten bis zur Gegenwart und gibt über alle einschlägigen Fragen in anziehender Form Aufschluß. Es bringt dem Nichtseemann über alles das Belehrung, was den Laien in Marinefragen irgend welcher Art interessiren kann, es will dasjenige Minimum an Wissen vermitteln, was jeder Deutsche der Gegenwart sich aneignen sollte, um ein allgemeines Verständnis für das Waffenhandwerk in Beziehung auf das Seewesen zu gewinnen.

Foss' Marine-Kunde ist von hohem Interesse für Angehörige der Flotte und der Armee (dem Armeeeoffizier wird sie bei einem Zusammenwirken von Heer und Flotte die richtige Lösung seiner Aufgabe erleichtern), des Handelsstandes, für Beamte von Schiffswerften, Studierende technischer Fächer, Kadettenschulen und höhere Lehranstalten z. z. — Vor allem eignet sie sich aber als ein viele nützliche Anregungen gebendes **wertvolles Geschenkwerk** für die heranreifende männliche Jugend und fürs Haus. — Der außergewöhnlich reiche und schöne Illustrations schmuck des Werkes steht durchaus auf der Höhe der Zeit.

» Zu haben in den meisten Buchhandlungen. «

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 884 C

**WILSON  
ANNEX**